This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

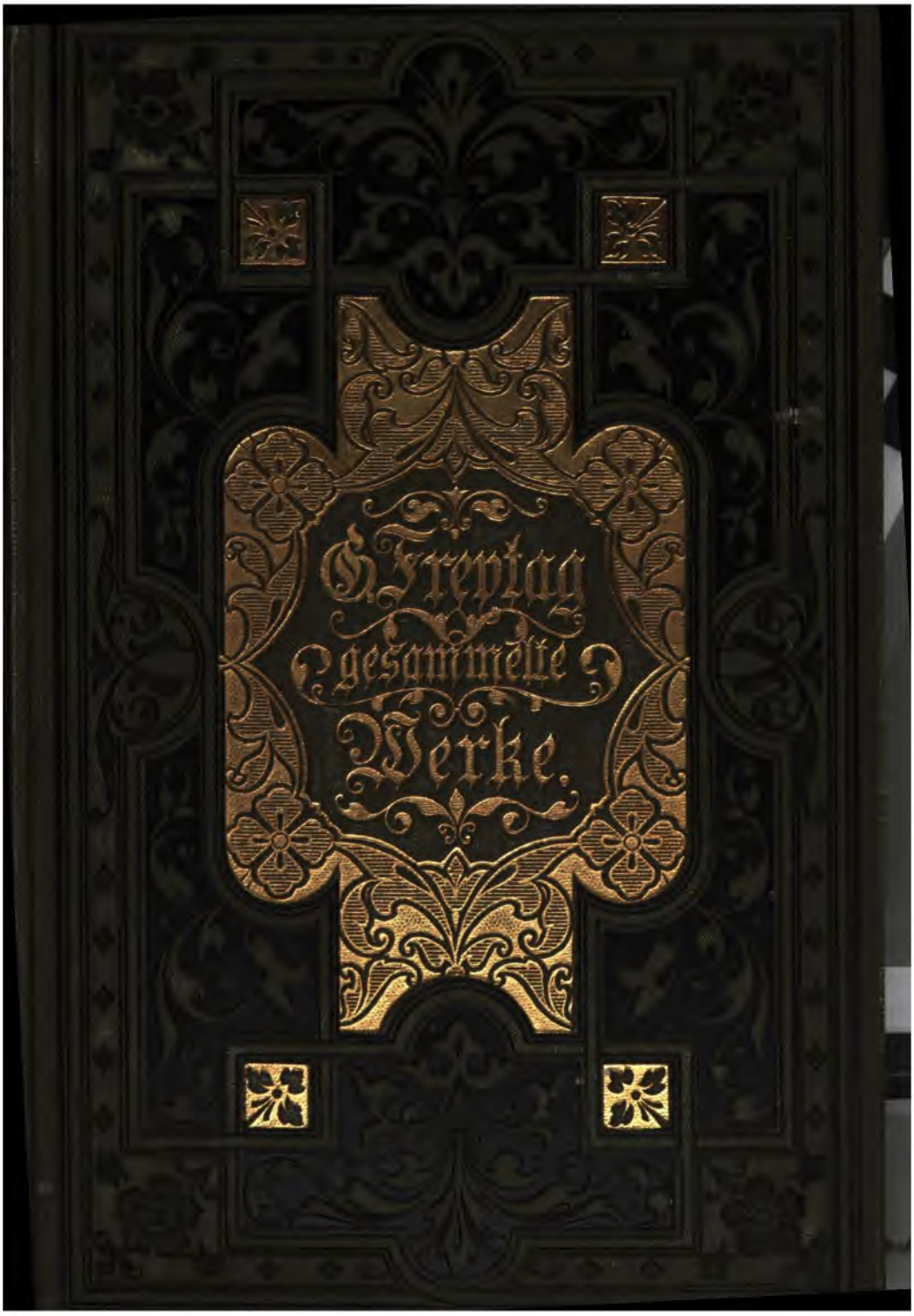
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

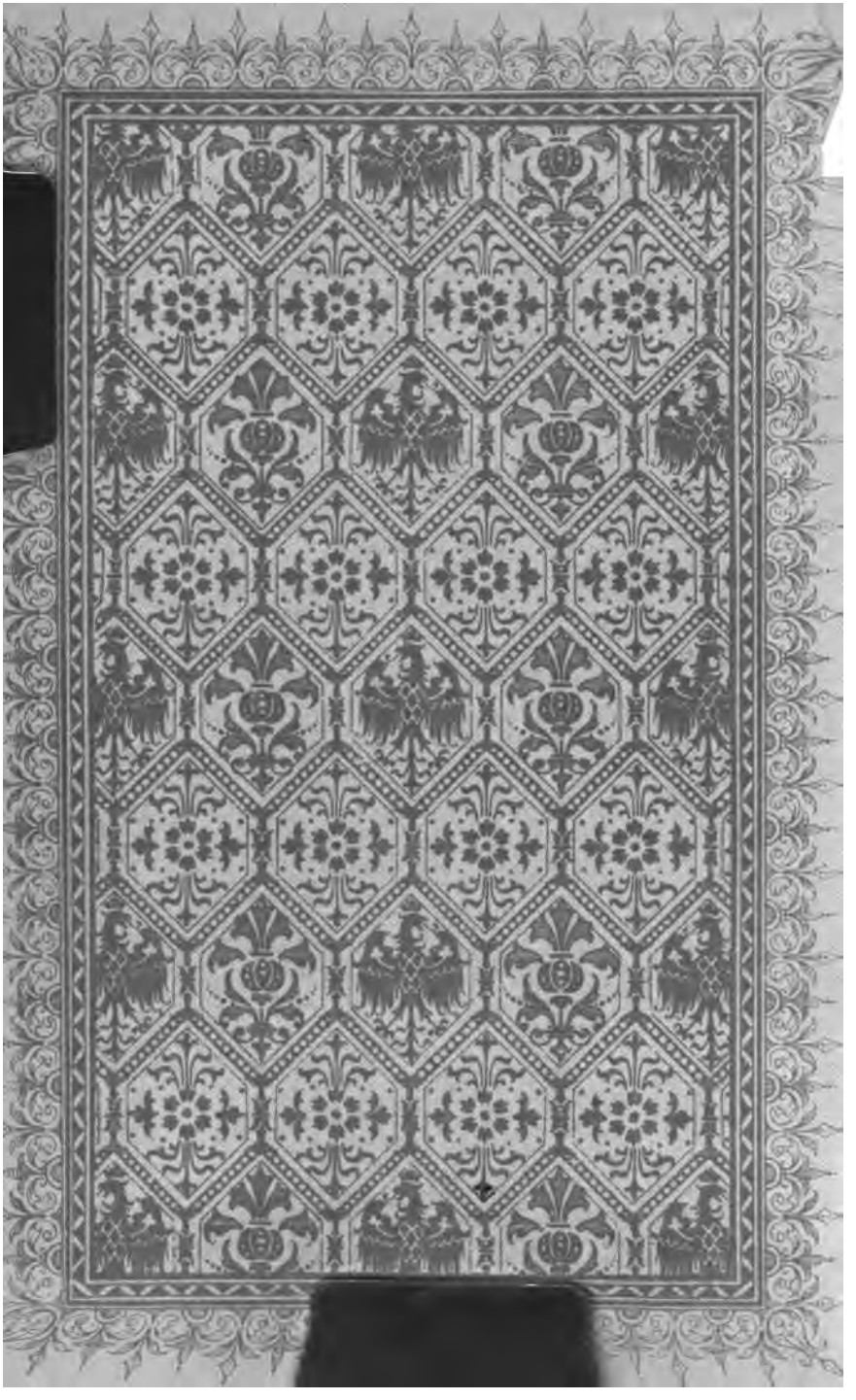
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


G. Freytag
gesammelte
Werke.



~~150~~ E33.7
~~C92~~ F895I

Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)

Zwölfter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.
a. 51562
MAY 22 1901

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Die Ahnen. Roman. Fünfte Abtheilung.

Die Geſchwiſter.

I. Der Rittmeiſter von Alt-Roſen.

		Seite
1.	Im Jahr 1647	3
2.	Der Kriegsrath	18
3.	Im Walde	36
4.	Herzog Erneſtus	62
5.	Junge Neigung	81
6.	Enttäuſchungen	108
7.	Die beiden Sibyllen	123
8.	Die Rettung	139
9.	Bei den Schweden	156
10.	Schluß	174

II. Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht.

1.	Zum Jahre 1721	179
2.	In die Fremde	197
3.	Unter den Preußen	213
4.	Alles verwandelt	231
5.	Von Thorn nach Berlin	259
6.	Bei den Sachſen	282
7.	Unſicheres Glück	304
8.	König Friedrich Wilhelm	315
9.	Schluß	329

Die Ahnen.

Roman.

Fünfte Abtheilung:

Die Geschwister.

Die Ahnen.

Roman.

Fünfte Abtheilung:

Die Geschwister.

I.

Der Rittmeiſter von Alt-Roſen.

1.

Im Jahr 1647.

Nahe der Heerſtraße, welche von der Tauber zum Main führt, raſtete an einem Nachmittage des Frühſommers eine Anzahl Bewaffneter auf niedrigem Hügel. Eine alte Linde gab den ſonnengebräunten Männern dürftigen Schatten, die Hälfte des Baumes war durch Feuer zerſtört und nackte Aeſte ſtarrten zwiſchen dem Laube in die Luft, dennoch blühte der Baum, und würziger Duft miſchte ſich mit dem Brandgeruch, welcher aus der Niederung herauf zog.

Rings um den Hügel lagerte Kriegsvolk und man überſah von der Höhe die Reihen der angepflöckten Pferde, kleine Laubſchirme aus ſchnell zuſammengetragenen Baumäſten, dazwiſchen wenige Zelte und die Feuer, um welche ſich Männer und Reiterbuben bewegten. Dick und wetterſchwül war die Luft, ſie drückte den Dampf der Feuer an der Erde dahin, und wenn zuweilen ein kurzer Windſtoß den Rauch in Wolken emportrieb, dann verhüllte er die Reiterſtandarten, welche im Boden ſteckten, und die Reihen der Pferde, dann ragten die Geſtalten der berittenen Wachen, welche die Außenſeite des Lagers umgaben, undeutlich aus der mißfarbigen Wolke, und man vernahm auf dem Hügel aus dem Dunſt der Tiefe nur Geſchrei der Buben, Wiehern der Roſſe und gebietende Rufe.

Wer die Standarten muſterte, ſah, daß ſie mehren Reiterregimentern zugehörten, nur eine Compagnie Fußvolk lag dazwiſchen und ihr großes gelbes Fahnentuch, gebleicht durch

Sonne und Regen manches Feldzugs, hing in den Knoten geschlagen um die Stange. Dem Reiterhaufen fehlten die Karren und das Gesinde seines Trosses. Im Rücken des Haufens zogen sich dichtbelaubte Höhen auf beiden Seiten des Weges nordwärts, und die rastende Schaar war nur eine Nachhut, welche anderen Theilen des Heeres ihren Marsch durch den langen Engpaß gegen einen Feind decken sollte, der südwärts von der Tauber her erwartet wurde.

Anderes freilich mußte einen Kriegsmann befremden. Es waren ausgewetterte Soldaten, welche um den Hügel lagerten, narbige gefurchte Gesichter mit trotzigen Augen, viele mit grauem Haar, in ihren Bewegungen sicher und bedächtig, unter einander schweigsam und von stolzer Haltung, Leute, die auch ohne Befehl zu thun wußten, was die Stunde verlangt; aber nur spärlich waren neben den zahlreichen Corneten die Trompeter zu sehen, welche doch sonst in jeder Compagnie als vertraute Boten der Officiere bei den Feldzeichen lagen. In den Reihen der Rosse und Feuerstellen vernahm man nicht die kräftigen Worte der Unterofficiere, welche anderswo überall die Ordnung des Lagers mit vielem Fluchen und Sausen ihrer Stöcke aufrecht erhalten mußten. Auch der Hügel in der Mitte, der das Hauptquartier vorstellte, war nicht durch Wachen von dem Volke geschieden, wie Lagerbrauch war; zwanglos und ohne Scheu verkehrten die gemeinen Reiter mit den Herren auf der Höhe, sie riefen im Vorbeigehen hinauf und lachten über einen launigen Zuruf, der ihnen von oben gegönnt wurde. Und die Befehlshaber selbst glichen nicht in Allem den Officieren, wie sich diese in anderen Heerhaufen darstellten. Bei den Meisten erwies nur die große Feldbinde, daß sie Rang und Amt hatten, aber Sammt und Seide, goldene Tressen und wallende Federn auf den Hüten waren selten zu erblicken; die Männer lagen im Grase, rauchten aus kurzen Thonpfeifen, spielten mit Würfeln, und einer besserte gar eigenhändig am schadhaften Wamms, das er sich ausgezogen

hatte. Die Mehrzahl ſchien von demſelben Schlage, wie die Soldaten, ein Geſchlecht alter harter Kriegsgurgeln, dem der Dienſt vieler Jahre anzuſehen war. Nur ein jüngerer Mann befand ſich unter ihnen mit neuer ſeidener Feldbinde und ſilbernem Ringkragen. Dieſer, ein ſtämmiger Herr, ſaß auf einem Stein in der Mitte, er hatte ein breites Angeſicht und große geſcheidte Augen, welche in unabläſſiger Bewegung über die Begleiter, das Lager und die Landſchaft flogen. Die weißen Straußenfedern auf ſeinem Hut kündigten den oberſten Befehlshaber an.

Ein kleiner Trupp kam in ſcharfem Trabe auf der Landſtraße heran und hielt außerhalb des Lagers, ein einzelner Reiter ſprengte durch die Lagergaſſe dem Hügel zu.

Der Feldoberſt trat dem Ankommenden entgegen und rief mit guter Laune: „Maecenas, atavis edite regibus!

O Bernhard, aus der König altem Haus
Entſproſſen, du mein Schutz und Augenſchmaus,

was bringſt du Neues?“

Der Angeredete ſprang vom Pferde, eine ſchlanke Kriegergeſtalt mit ſcharfen blauen Augen, gebräunten Wangen und ſchwediſchem Knebelbart, dem die braunen Locken bis auf den Halskragen herabhingen: „Marſchall Turenne hat einen Officier mit Trompeter geſandt, welcher an den Kriegsrath dieſes Schreiben überbringt.“

Die Miene des Befehlshabers wurde finſter. „Hofft der Franzoſe immer noch durch Briefe und Boten die weimariſchen Regimenter in ſeinen Dienſt zurückzuzwingen?“ rief er laut. Unter den Officieren auf der Höhe entſtand eine Bewegung, ſie ſprangen empor und umringten den Anführer, welcher das Schreiben öffnete: „Marſchall Turenne verheißt zum dritten Mal Verzeihung und Amneſtie, wenn wir reuig zurückkehren und uns auf's Neue dem König von Frankreich zuſchwören.“ Er hob den Brief in die Höhe. „Es ſteht kein Wort darin, daß er unſer verbrieftes Recht anerkennen will, uns nur in

deutſchen Landen zu gebrauchen und nur für die Sache des Evangeliums."

„Ich warne euch, ihr Herren," rief ein alter Officier aus dem Gefolge, „daß ihr der Redlichkeit des Franzoſen jetzt weniger traut als zuvor; der Wolf wird um ſo biſſiger, je mehr ihn hungert. Schon einmal, als er Amneſtie verhieß, hat er gleich darauf Reiter von uns, die in ſeine Gewalt fielen, auf die Folter geſpannt, damit ſie gegen uns ausſagten. Dieſelbe ſchwarze Treuloſigkeit wird er auch jetzt gegen unſere Völker beweiſen und vor Allem gegen die Befehlshaber."

„Wer iſt ſein Bote, Rittmeiſter König?" frug der Feldoberſt.

„Der Junker Reinbold, welcher unter dem Marſchall meine Compagnie führte," meldete der Befragte, „es war ein ſeltſames Wiederſehen."

„Wir zerreißen den Brief," rief ein Anderer, „und dem ſchurkiſchen Boten, der ſeine Compagnie um des Franzoſen willen verlaſſen hat, zerbrechen wir den Degen und jagen ihn mit blutigem Rücken von dannen." Der General vernahm beifällig den Ausbruch des Zornes: „Dennoch rathe ich," entſchied er, „daß wir dem Marſchall nach Kriegsbrauch antworten und ſeinen Boten ehrlicher behandeln als er verdient. Dem Rittmeiſter vom Regiment Alt-Roſen befehle ich die Aufſicht. Geleitet den Abgeſandten herein." Und näher zu dem Angeredeten tretend, ſetzte er hinzu: „hindere ihn, mit den Gemeinen zu ſchwatzen. Wie geberdet er ſich?"

„Er faucht wie ein Marder und es wird ihm ſchwer die Höflichkeit zu bewahren."

Der Rittmeiſter ſprengte zurück zur Lagerwache, während der General, den ſich die empörten Regimenter aus ihren Reihen ſelbſtwillig erwählt hatten, mit den Officieren berieth. Kurz darauf ritt der Bote des Marſchalls mit ſeinem Begleiter durch die Lagergaſſe. Er war ein junger Edelmann von entſchloſſenem Weſen und ſein Geſicht wäre hübſch geweſen,

bis auf den unſtäten wilden Blick der Augen, hätte nicht das wüſte Lagerleben ihm vor der Zeit Furchen eingegraben. Er ſah hochmüthig über die düſtern und feindſeligen Mienen der Reiter, welche herandrängten, um den wohlbekannten Mann zu betrachten. Als er am Fuß des Hügels abgeſtiegen war, verbeugte er ſich mit höhnender Artigkeit gegen den Feldoberſten, dieſer aber ſchnitt ihm die Anrede ab, indem er an ſeinen Hut rührend im Tone ruhigen Befehls ſagte: „Das Schreiben des Marſchalls Turenne iſt mir übergeben, ihr werdet hier die Antwort des Kriegsraths erwarten.“ — Dabei wandte er dem Boten den Rücken und ſchritt mit ſeinem Gefolge dem Zelte zu, welches in einiger Entfernung eilig aufgeſchlagen wurde.

„Alle Teufel!“ rief Reinbold ſpöttiſch, „Wilhelm Hempel aus Weimar trägt ſeine Plumage ſo ſtolz wie vor Zeiten Saul, der vom Eſeltreiber zum König avancirte. Ich bin ihm dankbar, daß er geruht hat gerade euch zu meinem Hüter zu beſtellen, Monſieur König, der ihr mein Fähnrich wart.“

Bernhard antwortete ernſt: „Zwingt mich nicht euch zu zeigen, daß ihr jetzt mir zu gehorchen habt.“

„Verzeiht,“ verſetzte der Andere, „eure junge Würde als Rittmeiſter in Ehren; ich bin die verkehrte Welt nicht gewöhnt wie ihr. Bah! Was weiter? Ihr ſeid auf Fortuna's Rade in die Höhe geſtiegen und ich bin herabgeſchwenkt. Das iſt der Welt Lauf.“ Er rief einen Vorübergehenden an: „Gottlieb Stange, du haſt ein Pferd und Beutegeld bei uns zurückgelaſſen, wir heben's dir auf, bis du wiederkommſt.“

Bernhard griff an den Degen: „Ich warne euch, daß ihr zu Niemandem aus dem Volke redet, ſonſt wird euch eure Ambaſſade nicht vor einem Stich in die Kehle ſchützen.“

Der Angerufene war ſtehen geblieben, ein alter Kriegsmann mit großem Schnauzbart, grauen ſcharfen Augen und hagerem Angeſicht, der ſchon unter Guſtav Adolf als Kanonier gedient hatte und jetzt die Stelle eines Lieutenants verſah, er

war ein Liebling des Heeres, wegen harter Tapferkeit und weil er über viele Dinge seine eigenen Gedanken hatte.

„Ob ich Gott lieb bin, werdet ihr am wenigsten wissen, Junker von Reinbold," antwortete er, „denn eure Bekanntschaften im Himmel sind mir sehr zweifelhaft. Wenn ich euch wie einem Gaste Rede stehen soll, so verlange ich vor Allem als Lieutenant Stange estimirt zu werden, denn ich trage meine Feldbinde mit mehr Recht als ihr die eure. Mir traben die Reiter nach, wenn ich sie kommandire, euch aber nicht."

„Da habt ihr euren Bescheid," sagte Bernhard.

Reinbold nickte gleichgiltig: „Ihr haltet eure Leute in strenger Zucht, das merkten wir auf dem Wege hierher, bei jeder Raststelle sahen wir arme Sünder, die ihr als Eicheln an die Bäume gehängt habt. Wollt ihr Alle henken, die euer Abzug reuen wird, so werdet ihr zuletzt die Regimenter aus der Luft zusammenblasen müssen. — Ist bei euch auch der Trunk verboten? sonst war es guter Brauch, einem alten Kameraden die Kanne nicht zu versagen."

„Wollt ihr eure Zunge hüten und euren Zorn bändigen," erwiederte Bernhard, „so soll die Kanne nicht fehlen, obwohl unser Wein zur Neige geht." Er winkte einem Knecht und bot dem Gesandten Sitz und Becher. Vor der vollen Kanne fuhr Reinbold vertraulicher fort: „Du thust unrecht, Bruder, aus dem Weinlande nordwärts zu reiten, für uns Verlassene ist jetzt Wein der einzige Trost in unserem betrübten Witwerstande."

„Dann wundert mich, daß ihr und euer Marschall uns nachzieht, über den Rhein, den Neckar, die Tauber bis zum Main."

„Marschall Turenne sucht und reitet nach seinem verlorenen Glück. Der König von Frankreich hat nirgend Soldaten gleich den acht Regimentern, welche ihr ihm entführt habt."

„Wir hörten zuweilen den welschen Hahn in unserem

Rücken krähen," versetzte Bernhard. „Wie vertragt ihr euch mit den Franzosen?"

„Wie Hund und Katze, um die Wahrheit zu sagen. Zuerst hat uns der Franzose schöne Worte und hohe Versprechungen eingeschenkt, solange er euch an unseren Feldbinden festzuhalten hoffte; jetzt macht er uns bereits den Trunk sauer durch seine Mienen; und mit seinen Günstlingen, den Laffen aus Paris, gibt es täglich Tänze hinter der Mauer, die mit blutigem Hinfallen enden. Viele von uns denken daran, die Pferde zu satteln und von den Franzosen abzureiten."

„Kommt zu uns zurück," mahnte Bernhard, „noch ist es Zeit."

„Wollt ihr mir meine Compagnie zurückgeben?" frug der Abgesandte schnell; „und wollt ihr wieder Fähnrich unter mir werden?"

„Ich bin's zufrieden," entgegnete der Gefragte, „wenn ihr euch durch denselben Eid bindet, den wir untereinander geschworen haben, und wenn die Compagnie, welche ihr den Fremden zu verkaufen dachtet, euch zurücknimmt."

„Also, wenn Wasser den Berg hinauffließt," lachte der Gesandte, „seid bedankt für die gute Meinung. Doch sage, Bruder, wohin will dein Kriegsfürst Hempel die Völker führen?"

„Das fragt ihn selbst."

„Ich denke doch, Bernhard, du bist sein Vertrauter?" forschte der Andere mit treuherziger Miene.

„Wäre ich's, so dürftet ihr von mir zuletzt Bescheid erwarten." — Reinbold aber fuhr fort: „In Hessen und in Westfalen findet ihr die Betten belegt. Da ihr von den Kaiserlichen ab nordwärts reitet, so denke ich, es zieht euch zu dem Schweden und zu den thüringischen Klößen."

„Ihr selbst seid ein Thüringer?" frug Bernhard ablenkend.

„Vom Rande des Waldes. Gerathet ihr dorthin, so gebe ich euch Grüße mit an einen alten Schatz."

„Erſt muß ich wiſſen, ob ich auch guten Willkommen finde, wenn ich eure Grüße ausrichte," antwortete Bernhard.

Der Fremde verzog den Mund. „Vielleicht wird ſie euch freundlicher anſehen, wenn ihr erzählt, daß ihr mich zum Rittmeiſter ohne Compagnie und zum Junker Habenichts gemacht habt." Er trank haſtig aus: „Doch ſage ich dir Bruder, manches Weib hat ſeitdem an meinem Halſe gelegen, aber die Dirne vom Walde kann ich nicht vergeſſen. Wachend und im Traume ſehe ich ſie vor mir, zuweilen mit geballter Fauſt, zuweilen mit lachendem Munde; mir ſträubt ſich das Haar und mich packt die Begierde ihrer Herr zu werden oder ſie zu erſtechen. — Hoſcha! ſtill! trinken wir eins auf euer Wohl bis dahin, wo mir euer Wehe nöthig wird zum eignen Glück."

Bernhard ſtieß das Glas weg: „Trinkt allein zu ſo widerwärtigem Wunſch."

„Noch ſind wir ja gute Freunde," verſicherte der Fremde. „Und wenn ich ſo neben dir ſitze, fällt mir auf's Gewiſſen, daß du zu deiner Zeit ein ehrlicher Kamerad geweſen biſt, vor Allem damals, als du mich aus Lamboy's Dragonern heraushiebſt. Trink Bruder, ſcheiden wir von einander mit heilen Gliedern, dann ſetze ich mich auf einen Stein und blaſe drei Federn in die Luft, eine für die Landgräfin von Heſſen, die andere für den Schweden, die dritte für den Kaiſer und die am höchſten fliegt, der reite ich nach. Es kann wohl ſein, daß mir eine Feder, die ich in der Luft vor mir ſehe, zum Kaiſer nach Böhmen winkt." — Er ſchwieg eine Weile, hob drohend die Fauſt und fuhr leiſe fort: „Kommt Eine dorthin, die ich kenne, ſo biete ich ihr den Willkommen." — Er lachte wieder. „Laß mein Glas nicht leer ſtehen, meine Pflicht iſt euch zu ſchädigen wo ich kann, darum will ich vor Allem euren Wein austrinken."

„Holla Pyritzer!" unterbrach Bernhard, einen Officier anrufend: „was hat euch mein Bube gethan, daß ihr ihn gefeſſelt heranführt?"

Der Angerufene ritt näher, neben dem Pferde lief ein Knabe mit geſchnürten Händen, durch einen Riemen am Sattel feſt gebunden. Es war ein Reiterbube von etwa zwölf Jahren, doch ungewöhnlich klein für ſein Alter, als Junge eines angeſehenen Officiers trug er gute Kleider, aber ſein Wämmschen war beſchmutzt und zerriſſen; es war auch kein ſchönes Kind, das bleiche Geſicht mit Sommerſproſſen bedeckt, das röthliche Haar kurz geſchoren, große Naſe, großer Mund und ein Zug von Verſchlagenheit in dem jungen Geſicht, der verrieth, daß der Kleine über ſeine Jahre gewitzigt war.

„Ich wollte die Range dem Rumormeiſter übergeben, ſie hat ſich in mein Zelt geſchlichen und ich traf ſie über meiner Feldflaſche. Der Teufel muß ihr geholfen haben einzudringen, denn unſere Knechte und Buben lagen rings um das Zelt."

„Wie, Pieps, du machſt deinem Herrn die Schande im Lager zu mauſen?" rief Bernhard zornig.

„Es geſchah nicht wegen des Branntweins," entſchuldigte ſich Pieps, „nur wegen der Ehre. Die Reiterbuben von Taupadel verhöhnen mich, weil ich auf die Bank ſteige, wenn ich das Pferd ſtriegele. Da kroch ich zwiſchen ihnen durch, um zu zeigen, daß Alt-Roſen mehr verſteht als ſie."

„Ueberlaßt mir den Buben zur Beſtrafung," erſuchte Bernhard, „und wenn ihr mir eure freundliche Gewogenheit erweiſen wollt, ſo geſtattet, daß ich euch als Erſatz für den verdorbenen Trank die letzten Flaſchen von dieſem hier in das Zelt ſende." Er bot ihm den Becher.

„Ich fürchte, Herr," ſagte der Officier den Knaben losbindend, „der Junge wird der ärgſte Taugenichts im Troß. Er iſt im ganzen Lager beleumdet."

„Ich wundere mich, Bruder," warf Reinbold dazwiſchen, „daß du das garſtige Krötlein als deinen Läufer unterhältſt, mache es zum gemeinen Buben."

„Ich fand ihn in der erſten Woche, als ich zum Heere kam, neben ſeiner Mutter an der Landſtraße liegen. Die

Mutter war tot, das Kind kam zum Leben und wuchs bei den Pferden auf, so weit es vermochte."

Der Pyritzer, ein bedächtiger Pommer, gab den Becher dankend zurück, hielt im Abreiten noch einmal an, und begann vertraulich: „Ihr seid von den Gelehrten, Herr Kamerad, wißt ihr mir den Traum zu deuten, den ich heute Nacht hatte? Ich saß als Schultheiß auf dem Hofe meines Vaters und hinter mir blökte die Herde. Im Traumbuch finde ich Nichts darüber. Das Schaf ist ein seltsames Vieh geworden zwischen Rheinstrom und Oder, wer jetzt Herden scheren will, der muß die Wolle von den Wölfen schneiden. Darum möchte ich wissen, hat dieser Traum eine Bedeutung, und welche Bedeutung hat er?"

„Vielleicht wird er einst zur Wahrheit, ihr erlebt den Frieden und die Herde."

Der Pyritzer schüttelte zweifelnd den Kopf: „Der Schulzenhof ist abgebrannt und die Hammel sind aufgegessen. Meint ihr, daß mir bestimmt ist, den Hof wieder aufzubauen?"

„Wenn Friede wird, will ich euch darauf Antwort geben," entgegnete Bernhard lachend.

„Mir für mein Theil liegt wenig am Frieden," sagte Reinbold, „mir hat eine Zigeunerin prophezeit, daß ich um keine Kugel zu sorgen habe, bevor die Kirchenglocken den Frieden einläuten."

„Setze dich unter das Pferd," gebot Bernhard dem Knaben, „bis ich dich stripsen lasse." Pieps tauchte ergeben in die unrühmliche Sperre zwischen den Pferdebeinen; das Pferd, an diese Mitwirkung zur Disciplin gewöhnt, neigte den Kopf zu dem Uebelthäter herab und Pieps streichelte den Pferdehals aus der Tiefe, worauf er sofort einigen Troßjungen, welche lachend auf ihn wiesen, durch wortlosen Gebrauch seiner Zunge Mißachtung ausdrückte und dieselbe Geberde dem Abgesandten zuwendete, als dieser ihm den Rücken kehrte.

Der General kam mit seinem Gefolge aus dem Zelte

heran. „Empfangt hier die Antwort gegen das Schreiben eures Marschalls. Der Rath hat abgelehnt auf das Angebot einzugehen. Euch aber mahnen wir daran, daß ihr als deutscher Officier zu euren Fahnen gehört.“

„Umgekehrt! hochmächtiger Herr Kriegsoberst,“ erwiederte Reinbold sich verneigend. „Wir in unserem Quartier sind des Glaubens, daß die Reiter zu ihren Officieren gehören, und ich hoffe, Mancher von denen, die hier im Kreise drängen, wird sich noch daran erinnern.“

„Darüber sollt ihr sogleich Sicherheit erhalten,“ versetzte der General und rief mit heller Stimme in den Haufen, welcher den Fremden umstand: „Der Marschall Turenne bietet euch Pardon und zwei Monat Sold, wenn ihr zur Stelle zurückkehrt und euch dem Könige von Frankreich auf's Neue verpflichtet. Antwortet, deutsche Soldaten, wollt ihr das oder nicht?“

Es wogte und murmelte in dem Haufen, dann erhob sich ein lautes Geschrei: „Wir wollen nicht!“ wilde Stimmen riefen: „Eher reißen wir das Fahnentuch von den Stangen und laufen nach allen Winden.“ Und ein alter Reiter trat vor den Abgesandten und rief: „Sagt eurem Marschall auf seinen Gruß die letzte Antwort: Wenn Einer unter uns auch nur ein französisches Haar auf dem Kopf trüge, wir würden es ihm ausreißen.“

„Wahre du selbst deinen Schopf,“ rief der Abgesandte dagegen, „daß deine Haare nicht am dürren Baume hängen bleiben, wenn wir dich behandeln, wie einem Verräther gebührt.“ — Im Haufen erhob sich Aufruhr, die Waffen blitzten und viele Rufe erschollen: „Nieder mit ihm!“

Der General trat rasch vor den Gefährdeten und gebot: „Hinweg! Führt ihn mit sicherer Bedeckung bis zum nächsten Kreuzweg.“

„Ich danke dem Herrn Kriegsobersten für die gnädige Entlassung,“ entgegnete der Gesandte zornig, „und bitte zum Ab-

schiede nur noch um Erlaubniß, meiner eigenen Compagnie einen Gruß zu bestellen." — Er warf seinen Handschuh vor Bernhard's Füße. „Ihr, Fähnrich König, reitet in meinen Stiefeln, die ihr mir gestohlen. Von zwei Rittmeistern bei demselben Cornet ist einer zuviel. Laßt uns zur Stelle entscheiden, wem das Fähnlein gehören soll."

Bernhard hob den Handschuh auf.

„Ich verbiete den Kampf," befahl der General, „der Franzose soll nicht sagen, daß wir seinen Gesandten auf die Erde gelegt haben, bevor er unseren Bescheid zurücktrug."

„Ich preise die Vorsicht des Herrn," antwortete der Gesandte.

„Geduldet euch, Herr," sagte Bernhard, „treffen wir uns wieder, so will ich euch eures Ranges entledigen. Aufgesessen und fort!"

Die Reiter warfen sich auf die Pferde, den Gesandten umschloß die Zeltwache; so stoben sie ins Freie, die Beiden, welche Todfeinde geworden waren, schweigend neben einander. Am Kreuzwege hielt der Trupp, die Gegner wechselten höflichen Gruß und rührten an ihre Degen, der Fremde trabte von dannen.

Als Bernhard zu seinem Befehlshaber zurückkehrte und die Meldung machte, setzte er hinzu: „Er wird nicht weit reiten, bis er Genossen findet; denn während er hier seinen Groll verbiß, flogen ihm die Augen lauernd über den Weg, zumal nach jenem Hügel, als ob er dort etwas erwarte. Auch verrieth er sich, daß Turenne bis über die Tauber unseren Völkern nachgegangen sei. Ich denke, der Marschall selbst ist in der Nähe."

Aus der Ferne jagten die Feldwachen heran.

„Dort kommt Botschaft," rief der Befehlshaber auf die Flüchtigen weisend — „blase, Trompeter! Zu Pferde, ihr Herren!"

Von einer Anhöhe zur rechten Seite dröhnte ein Schuß. Eine Stückkugel schlug gegen den Stein, auf welchem kurz

vorher der General geſeſſen; ein zweiter, ein dritter Schuß krachte, die Roſſe bäumten, die Männer rannten zu ihren Standarten.

„Marſchall Turenne ſpricht," rief der Feldoberſt, „er gedachte uns durch den Geſandten ſicher zu machen und ließ unterdeß ſeine Stücke hinauf zerren." Die Ordres flogen zu den Regimentern: „die gelben Musketiere und Roſen-Dragoner gegen die Geſchütze, Alt-Roſen dahinter als Succurs. Rittmeiſter König hat den Befehl des rechten Flügels. Regiment Taupadel gedeckt in Reſerve. Unſer Feldgeſchrei ſoll ſein: Hie Teutſchland!" — Das Geſchrei ſummte von Beritt zu Beritt. Noch einen langen Blick warf Bernhard auf die geſchwungenen Linien der Hügellandſchaft, dann grüßte er den Freund, der die Hand nach ihm ausſtreckte, und trabte an der Spitze ſeiner Schaar vom Wege ab.

Den Musketieren und abgeſeſſenen Dragonern gelang es ſich gedeckt den Geſchützen zu nähern und dieſe zur Abfahrt zu zwingen, doch als ſie aus der Deckung, welche ihnen das Buſchholz gab, heraustraten, ritten die franzöſiſchen Compagnien gegen ſie.

Sie aber ballten ſich zu einem Igel, aus den heiſeren Kehlen drang der Schlachtruf, der bis dahin nur ſelten gehört war, und aus den Rohren fuhren feurige Strahlen gegen die Feinde. Im nächſten Augenblick waren die franzöſiſchen Reiter über ihnen und der wüthende Kampf Mann gegen Mann begann. Da flogen die Compagnien von Alt-Roſen zur Hilfe, Allen voran, Schwert und Piſtole in beiden Fäuſten, der junge Rittmeiſter, und in dem Gedränge der Pferde thaten Piſtolen und Schwerter ihr blutiges Werk.

„Holt euch die Compagnie, Reinbold," ſchrie Bernhard auf ſeinen Feind einſtürmend und ſchlug mit ihm zuſammen.

Hinter den franzöſiſchen Regimentern hielt Vicomte Turenne ſelbſt, noch zweimal ſandte er neue Haufen in den Kampf, die gefährdeten Geſchütze zu retten, auch der Rückhalt der

Deutschen warf sich in das Getümmel. Doch die gehoffte Ueberraschung war den Franzosen mißlungen, kämpften die Haufen auch fast in gleicher Stärke, die Wucht der deutschen Veteranen erwies sich als mächtiger. Langsam wichen die Angreifer, gedeckt durch gut postirtes Fußvolk. Als die Trompete den Deutschen das Sammeln gebot und der General die Reihen entlang ritt, da riefen ihm die alten Reiter zu: „Hätten wir die anderen Regimenter zur Stelle gehabt, es wäre uns Keiner entronnen, auch nicht der Marschall."

Die Sonne sank abwärts. Die Reiter trieben ihre Gefangenen zusammen, durchsuchten die Taschen und verhandelten kameradschaftlich mit ihnen wegen der Lösung; wer aber einen Officier gefangen, der freute sich des Gewinnes, den er aus Fortuna's Glückstopf gezogen. Auf der Stätte des Kampfes wurde es still, nur hier und da ein Schuß aus erbeuteter Pistole, Rufe der Führer, Hilfeschrei und Gestöhn der Verwundeten.

Unterdeß war die Kunde vom Kampfe dahin gedrungen, wo die Stärke des Heeres und der Troß durch den langen Engpaß zogen, dort erhob sich jetzt wirres Geschrei; die Regimenter an der Spitze hielten an und im Troß begann Getöse und Gewühl, Weiber und Kinder flatterten wie ein Volk Staare, welches durch einen Schuß erschreckt wird, wild auseinander. Die eine Hälfte drängte nach vorn, die andere strömte zurück, um den Regimentern, welche im Kampfe gewesen, nahe zu sein. Wagen und Karren wurden umgeworfen und stopften die Wege. Unter den Zankenden und Schreienden mühten sich die Rumormeister vergebens mit geschwungenen Stöcken die Ordnung herzustellen, die Rückfluth der Waffenlosen zu hindern. Als die Abenddämmerung sich über die Erde legte, breitete sich zwischen den Regimentern der Nachhut, die jetzt neugeordnet zum Aufbruch bereit standen, jauchzend, brüllend, klagend der Haufe ihrer Angehörigen über den Kampfplatz, sie drängten in die Reihen, schrien die Namen ihrer Zeltherren, klammerten sich

an Schweif und Mähne der Pferde, ſchwangen ſich in die Steigbügel, um ihre Liebſten zu umarmen, und kletterten wohl gar dem Gaul des Vaters oder Gatten auf den Rücken. Schcltend und lachend ſuchten die Officiere ihrer Herr zu werden, aber immer wieder mußten die Compagnien ihre Stelle wechſeln, um die Reihen zu erhalten.

Ueber die Berge ſtieg der volle Mond, aus der Niederung hob ſich der Nebeldunſt; er kroch an dem Gelände entlang und verdeckte mit grauem Flor die Toten und Sterbenden, nur hie und da ragte ein blutloſes Antlitz hervor oder der Leib eines getöteten Pferdes. Aber in dem Dampf, der ſich ballte und zerfloß, huſchten jetzt gleich Geſpenſtern die Weiber und Buben des Troſſes. Sie ſuchten nach ihren Herren und Befreundeten, um ſie auf Karren zu laden oder in einem Soldatengrabe zu bergen, und ſie ſpähten nicht weniger eifrig nach liegenden Feinden, um ſie zu berauben. Hier in Mondlicht und Nebel lautes Geſchrei und Schluchzen, daneben ſcheues Geflüſter und behende Arbeit der diebiſchen Finger.

2.

Der Kriegsrath.

Als die gelichteten Regimenter von der Stätte des Kampfes aufbrachen, um sich zur Nacht mit dem vorausgezogenen Heer zu vereinigen, war unter den Letzten, welche von der Verfolgung zurückkehrten, Bernhard mit seiner Compagnie. Er erkannte die Hutfedern des Feldobersten vor einem Trupp Reiter, welcher am Wege hielt.

„Ich melde mich zu Befehl meines Herrn Generals," grüßte Bernhard.

„Laß die Höflichkeit," gebot der Andere, wandte sein Pferd dem Lager zu und gab dem Gefolge einen Wink, außer Gehörweite zu reiten. „Ich muß vertraulich mit dir reden und ich begehre deinen Rath."

„Den brauchst du nicht, Bruder," versetzte der Rittmeister trocken. „Du warst stets neunmal klug und trägst jetzt deine Hutfeder wie Einer, der jahrelang den Befehl geführt hat."

„Doch sage ich dir, mein Amt muß aufhören, je früher um so besser, denn es wird unmöglich unser herrenloses Volk aus dem Stegreif zu führen, wie wir thun müssen. Wir reiten durch das Land allen Potentaten unheimlich und nur, daß Jeder uns zu gewinnen hofft, bewahrt uns auf kurze Zeit vor neuen Stößen."

„Wir fürchten sie nicht, Wilhelm. Das Wasser muß den Anderen bedrohlich an die Kehle steigen, bevor sie ihr zusammengelaufenes Volk gegen uns senden. Unter allen, die

jetzt im Felde schwärmen, haben wir die schärfsten Stacheln, und sie wissen das."

„Noch sind wir vielleicht zu fürchten. Doch ohne Quartiere, ohne Verpflegung schwinden wir dahin wie Schnee in der Sonne. Muß der Soldat sich täglich rauben, was er braucht, so wird er in Kurzem zum Räuber und Marodebruder."

„Laß jeden, der ein Schelm wird, henken, wie du seither gethan."

„Bis die Unzufriedenen den Profoß erschlagen und uns dazu. Und ich sage dir, die Ordnung ist nicht aufrecht zu erhalten, wenn wir nicht Sold zahlen und Land belegen wie die Anderen."

„Wer nicht Sold zahlt, sind die Anderen. Dränge dich ein zwischen Schweden und Hessen."

„Wir vermögen uns ohne festen Proviantplatz nicht zu behaupten, sobald Schweden und Hessen sich gegen uns conjungiren. Und wir haben kein Geschütz, um eine geschlossene Stadt einzunehmen."

„Was wir nicht haben, wollen wir gewinnen, vertraue dem Glück und unseren Fäusten."

„Wer Alles auf Fortuna's Launen setzt, der kann schnell Alles verlieren."

„Er kann auch Alles gewinnen, Wilhelm."

„Und welchen Gewinn hoffst du für dich und mich?" frug der Feldoberst schnell.

„Was du dir ersehnst, verbirgst du mir, Herr Graf Wilhelm von Weimar," versetzte Bernhard lachend. „Was ich für uns ersehne, ist, wie du weißt, der Frieden; auch für mich selbst und für die Schwester, die ich jetzt im wilden Lager bewahren muß. Ich dachte seither, der frühere Student Wilhelm Hempel könnte ein wenig dazu helfen; für welche rühmliche Arbeit ich auch seinen getreuen Commilito König recommandire."

Der Befehlshaber warf einen mißtrauischen Blick auf den Freund, aber er sagte lächelnd: „Jetzt trabt dein Gaul auf dem rechten Wege; du sollst noch heut für die gemißhandelte Frau Deutschland deine Zunge gebrauchen. Ich habe zur Nacht den Kriegsrath zusammengeladen und will das Eisen schmieden, während es vom Gefecht heiß ist. Wisse, die Regimenter Rußwurm und Schütze werden schwierig, der Schwede Königsmark hat seine Spione unter sie geschickt und den Officieren heimliche Versprechungen gemacht, sie werden fordern, daß wir dem Königsmark zuziehen."

„Du willst ja dasselbe."

„Meint der General," fuhr Wilhelm finster fort, „durch geheime Intriguen unsere Völker zu gewinnen ohne mich? Wenn sie ihm zu Theil werden, so soll er sie nur aus meiner Hand erhalten. Dazu habe ich dir eine Rolle zugedacht in der heroischen Komödie unserer dickköpfigen Officiere, deren Spielmeister ich heute sein muß."

„Du weißt, Wilhelm, ich rede nicht anders, als meine Gedanken sind."

„Sprich nur, wenn du gefordert wirst, wie dir's ums Herz ist, und du wirst mir recht sein; sorge auch, daß Gottlieb Stange nicht fehlt, denn ihn brauche ich nöthig. Es ist Alles bedacht; wir werden dem Willen unserer Herren ein wenig nachgeben müssen," fügte er mit stolzem Lächeln hinzu, „und verhüten, daß kein Schaden geschehe; und ich hoffe, du reitest morgen nach Gotha." Bernhard hielt erstaunt an: „Ich tauge nicht zu deinem klugen Pactiren."

„Ich gedenke dich an einen ehrlichen Herrn zu senden, gegen den du in deiner Art reden kannst."

„Dann danke ich für den Auftrag, auch wegen meiner Schwester Regine. Das Kind ist zu schwach und säuberlich für dieses Leben unter dem Trosse. Ich nehme sie mit mir und schaffe ihr ein Unterkommen bei frommen Leuten bis auf bessere Zeit."

Das Geſicht des Freundes verfinſterte ſich: „Wenn du Alles mit dir führſt, was dir lieb iſt, wer bürgt mir dafür, daß du ſelbſt zu dem verlorenen Haufen zurückkehrſt?“

„Der Eid, den ich den Völkern geſchworen,“ antwortete Bernhard ſtolz. „Ich erſuche euch, Herr, ſolche Gedanken vor mir und euch geheim zu halten.“

„Dein Eid ſoll dich binden?“ fuhr der Andere grollend fort, „leicht iſt ein Vorwand gefunden ihn zu umgehen.“

„Zweifelt ihr an mir, ſo wählt einen anderen Boten und dies ſei das letzte Wort, welches wir als alte Kameraden gewechſelt haben. Kommt der Tag, wo euer Befehl aufhört, dann werdet ihr mir Rede ſtehen wegen eures Verdachtes.“

Wilhelm bezwang mit Mühe ſeine Bewegung: „Sei nicht ſo ſtreng gegen mich, Bruder. Mir verſtört es die Gedanken, daß ich dich und deine Schweſter entbehren ſoll. Denn was dieſes Leben, den ſcharfen Hader um eine unſichere Zukunft bisher erträglich machte, das waren die Stunden, wo wir drei in deinem Quartier zuſammenſaßen, du zur Laute ſpielteſt und die werthe Demoiſelle Königin uns mit hohen Worten ermahnte, wenn wir uns als Weltkinder zu gröblich geberdeten. Bernhard, ich bitte dich, laß die Schweſter hier, ich will an deiner Stelle Tag und Nacht über ſie wachen, als wenn ich ihr Bruder wäre.“

„Du biſt es aber nicht, Wilhelm.“

„So gib ſie mir zur Frau,“ brach der General heraus. Mit großem Erſtaunen ſah Bernhard auf ſeinen Freund: „Der Himmel ſei mein Zeuge, daß mir kein anderer Schwager lieber wäre als du. Die Schweſter aber werde ich nie gegen ihren Willen zwingen. Du ſelbſt weißt, daß ſie nicht iſt wie andere Weiber und zuweilen ſchwer heimgeſucht wird. Sie iſt krank, und kann im Lager nie geneſen. Aber auch du, Wilhelm, lebſt nicht in einem Stande, der dir rathſam macht den Bräutigam zu ſpielen.“

„Du meinſt, weil ich ein anderes Spiel unternommen

habe, bei dem mein Kopf als Einsatz steht. Es war nicht freundlich, mich in dieser Stunde daran zu mahnen. Daß der Bürgersohn aus Weimar über Nacht zu einem Herrn von acht Regimentern geworden ist, welcher nicht in eines Königs Namen henken läßt, sondern in dem eigenen, das macht ihn zu einem Wunderthier, auf das die Leute mit Fingern zeigen, und es verleidet ihn auch seinem eigenen Freunde als Schwager. Sage mir Nichts," fuhr er ruhiger fort, „es ist möglich, daß du Recht hast; ich aber will dir und Anderen beweisen, daß ich Witz genug finde, in diesem tollen Wagniß meinen Kopf zu behaupten. Ist auch heut keine Zeit zu freien, wenn ich die Völker aus ihrem Aufstand hinüber geführt habe unter neuen Befehl, dann versuche ich, ob du dich als treuer Kamerad gegen mich beweisen wirst. Jetzt wiederhole ich noch einmal die Bitte: laß deine Schwester hier; du weißt, von unseren Reitern wird sie keiner kränken, mir aber ist ihre Nähe wie die Bürgschaft meines guten Glückes. Als sie in Thränen beistimmte zu unserem Widerstand gegen den Franzosen, fühlte ich mich leichter in meinem Herzen und dir ging es ebenso."

„Sie selbst soll entscheiden, ob sie bleiben will oder mit mir gehen," antwortete ernsthaft der Bruder.

„Es sei," sagte der Feldoberst, aber das Zugeständniß wurde ihm schwer. „Doch gönne mir ehrliche Karten, gestatte, daß ich sie in deiner Gegenwart bitte, deine Rückkehr unter uns zu erwarten. Sei unbesorgt, Bernhard, ich werde nicht als ein Liebhaber zu ihr reden, sondern nur als dein Kamerad." Bernhard reichte ihm die Hand.

Neben einem verlassenen Dorfe leuchteten die Lagerfeuer. Als die Reiter näher kamen, umgab sie das Gewühl des Trosses; durch das Gedränge der Karren, zwischen den Weibern und Buben, welche Stroh und Holz an die Feuer schleppten, wand sich der Trupp langsam der Mitte zu, wo ein Raum für die Zelte und das Gepäck der Befehlshaber abgesteckt war. Dort

ſtand unter den Troßkarren der Officiere ein Wagenhaus, aus ſtarken Bretern gezimmert, hell getüncht, mit zwei kleinen Fenſtern. Daneben ſchlug der Knecht die Pfähle für ein Linnenzelt in den Boden. Bernhard ſchied von dem Freunde, ſprang eilig ab und hielt im nächſten Augenblick ein Mädchen in den Armen, welches ihm ſchon vom Wagen die Hand entgegengeſtreckt hatte.

„Ihr ſeid verwundet, Bruder," rief Regine zurückfahrend, als ſie einen zerſchlitzten Aermel und tropfendes Blut ſah.

„Nur ein Schnitt ins Fleiſch, den deine Kunſt ſchnell heilen wird."

„Wir hörten die Schüſſe und die Buben ſchrien, daß Alt-Roſen zum Angriff reite," klagte die Schweſter, „ich aber ſaß feſtgefahren im Hohlwege, und da ich nach meinem Pferde rief, wußte Niemand wo es war, und mir blieb nur übrig in bitterer Angſt den lieben Gott zu bitten. Es war eine qualvolle Stunde, um mich ſtöhnten die Weiber und forderten, daß ich auch für ihre Männer Gutes vom Himmel erflehen ſolle, dazwiſchen heulten die kleinen Kinder; bis endlich der Wilhelm an der Berglehne vorüberritt und mir zurief, daß er euch in guten Kräften auf eurem Pferde geſehen."

Das Weib, welches liebevoll die Hand des Bruders feſthielt, war von zarter Geſtalt. Beim erſten Blick ſah man, daß ſie kein abgehärtetes Kind des Lagers war, die Sonne hatte ihre Haut nicht gebräunt und die kleinen Hände waren harte Arbeit nicht gewöhnt. Die großen dunklen Augen mit langen Wimpern und zuſammengewachſenen Brauen, ſowie die bleiche Farbe der rundlichen Wangen gaben ihr das Ausſehen einer Trauernden und Kranken, aber ſie bewegte ſich behend und kräftig, als ſie in den Wagen kletterte und Verbandzeug herzubrachte. „Kommt in das Zelt," bat ſie auf den wunden Arm deutend.

„Geh voran, Prinzeſſin Dorimene, bevor dein unterthäniger Amadeo ſeinen Arm preis gibt, muß er nach den Pferden ſehen."

Wenn Weiber oder stöbernde Buben in die Nähe des Feuers kamen und die Geschwister erblickten, so prallten sie hastig zurück. „Das ist die schwarze Hexe," flüsterte ein Troßbube hinter einen Baum zurückweichend seinem Genossen zu.

„Du Mondkalb," belehrte dieser, „die schwarze Nonne heißt sie."

„Das ist Gurr wie Gaul," versetzte der erste, „sieh nur, was sie für Augen macht."

„Fort, Lumpengesindel!" schrie Pieps und stürmte mit einer Wagenrunge auf sie ein.

Als Bernhard zum Zelt zurückkehrte, erwartete ihn die Schwester am Eingange und zog ihn hastig hinein; er fühlte, wie ihre Hand zitterte, und erkannte bei der brennenden Wachskerze in ihren Zügen die Aufregung.

„Blitz!" sagte er heiter, mit ihrer Hilfe sein Wamms ausziehend, „hier hängt auch die Laute, sie wird in den nächsten Tagen vor mir Ruhe haben" — er strich mit der heilen Hand über die Saiten und summte die beliebte Weise: „Venus, du und dein Kind, seid allezwei blind."

Die Schwester machte den Verband zurecht. „Singt nicht, Bernhard," bat sie, „ihr habt heut Menschenblut vergossen."

„Das gehört zum Amt eines wackeren Reiters," antwortete der Bruder. „Doch dir will ich's gestehen, heut wurde uns der Ritt sauer gemacht. Der schlaue Franzose hatte unsere eigenen Officiere zu einer Compagnie formirt, unsere alten Kameraden stürmten mit heißen Gesichtern gegen uns, und meine Reiter stutzten, als ihnen ihre früheren Officiere zuriefen: hie Weimar zur Hilfe! Erst als sie mich im Gedränge sahen, erhielten sie ihren Zorn und es wurde ein scharfes Raufen. Wäre uns nicht Succurs gekommen, du hättest mich vielleicht nicht wieder gesehen, denn der Schelm Reinbold summte um mich wie eine Horniſſe, ihm danke ich diesen Schlitz im Wamms. Doch auch er entkam nicht mit heiler Haut, und ich sah, wie er auf seinem flüchtigen Pferd wankte."

Die Schweſter ſetzte ſich und rang die Hände. „Ach wie gern wollte ich ſterben, wenn ich euch aus dieſer blutigen Geſellſchaft erlöſen könnte. Die Welt iſt ganz ins Arge verkehrt; wo iſt noch Liebe und Erbarmen zu finden? auch mein Bruder rühmt ſich ſeiner wilden Thaten. Schaffet den Zorn aus eurer Seele," bat ſie, mit dem Schwamm auf ſeine Wunde tupfend, „und entſaget eurer Freude am Raufen und eurem wüthenden Reiten über Stock und Stein und denket fleißiger an den ſüßen Herrn, der als Lamm der Welt Sünde trägt."

„Wetter," brummte der Bruder, „das Lamm hat jetzt viel zu tragen." Als er aber die Kränkung der Schweſter merkte, fügte er gutherzig hinzu: „Habe Nachſicht mit mir, Frau Paſtorin, die Worte ſind ſchlimmer als die Meinung. Ich vertraue gern auf die Bitten meiner frommen Schweſter und hänge mich an ihre Schürze. Denn wenn auch ich nicht in der Gnade bin, du biſt erkoren und ausgewählt."

Regine legte ihm die Leinwandfäden auf die Wunde.

„Mäßig und gleichförmig ſollt ihr ſein in eurem Gefühl, immer an die lieben Engelein denken und nicht an die Katzbalgerei in eurer Compagnie; und wie ihr jetzt ſtill halten müßt, während ich die Binde rolle, ſo ſollt ihr immer ſtill dahin leben in ruhigem Gemüth, denn das iſt die beſte Hilfe zur Seligkeit." Und ſie band ihm die Leinwand feſt. „Thut es noch weh? Ungern ſehe ich euch auch ſo viel mit dem Wilhelm zuſammen, den ihr jetzt euren General nennt, denn er hat nur irdiſchen Ehrgeiz."

„Er meint es doch gut zu dir und mir. Bereite dich ihn noch heut zu ſehen, er will dir Etwas erzählen."

Eine Magd ſchob die Leinwand zurück, der General trat ein und wandte ſich mit ritterlicher Haltung zu Regine: „Zürnt mir nicht, werthe Demoiſelle, wenn ich euch den Bruder auf ein oder zwei Wochen verſende. Er reitet mit einem Auftrage nach Thüringen."

Die Schweſter trat ſchnell zum Bruder und flehte: „Nehmt mich mit.“

„Ich bitte euch,“ fuhr der Gaſt gehalten fort, „daß ihr bei uns ſeine Rückkehr erwartet. Der Weg iſt weit und beſchwerlich, der Ritt muß ſchnell ſein und würde eure Kraft erſchöpfen. Ihr ſeid in den nächſten Wochen ſicherer im Lager als irgendwo anders, denn wir haben jetzt eher die Freundſchaft der Mächtigen abzuhalten, als ihrer Feindſchaft zu begegnen.“

„Es kann euer Ernſt nicht ſein, Herr, daß ich mich von dem Bruder ſcheiden ſoll; droht ihm auf dem Wege Gefahr, ſo will ich ſie mit ihm theilen. Nehmt mich mit euch, Bruder,“ bat ſie wieder, „laßt mich nicht zurück unter fremden Leuten.“

„Bin ich euch ein Fremder, Regine?“ frug der General unzufrieden. „Gönnt mir für dieſe kurze Zeit das Recht über euer Wohl zu wachen. Mir iſt, als ob die Gottesfurcht mit euch von dannen ziehe und aller Schutz des Himmels, und Manchem unter unſeren Reitern wird es ebenſo gehen.“

„Ach! Monſieur Wilhelm,“ ſagte Regine, „ihr ſeid ein gar weltliches Kind und folgt euren Eingebungen. Ihr hört nur zum Schein auf Andere, und wenn ihr auch gütig gegen mich ſeid, ihr beachtet mich nur, wie die Kinder ihr Spielzeug.“ Sie bat wieder mit gefalteten Händen: „Laßt mich mit dem Bruder ziehen, hier finde ich den Frieden nicht, nach dem ich mich ſehne. Ich gedenke wohl, wie unſer ſeliger Vater, da ich noch ein Kind war, das Land Thüringen rühmte, weil es treu zum Evangelium halte und chriſtliche Geſinnung dort noch nicht geſchwunden ſei; dort hat auch der erwählte Mann Gottes, Doctor Luther, zu ſeiner Zeit gelebt, und es ſteht in meiner Bibel eingeſchrieben, daß er unſeren Voreltern zugethan war, und daß ihr Glück von ihm ſeinen Anfang genommen hat. So hoffe auch ich, daß für den Bruder und mich dort ein beſſeres Glück kommen wird.“

„Euer Bruder aber gehört mir,“ ſprach Wilhelm zwiſchen Unwillen und Rührung.

„Nur ſolange Gott will," antwortete das Mädchen und ſchlang die Arme um den Bruder, wie um ihn zu ſchützen.

„Lebt wohl, Regine," ſchloß der General, mühſam ſeine Bewegung niederkämpfend. „Euch, Rittmeiſter König, erwarte ich im Rath."

In der zerſtörten Dorfkirche verſammelten ſich die Officiere der Compagnien zum Kriegsrath. An den Pfeilern waren brennende Kienfackeln befeſtigt, auf dem ſteinernen Fußboden vor dem Altar flammte ein Feuer und der Rauch wirbelte um die glasloſen Fenſteröffnungen, oder ſammelte ſich zu rußigen Wolken an der gewölbten Decke. Im rothen Scheine glitzerten die trotzigen Augen der Geladenen und über die gefurchten Geſichter flogen grelle Lichter und tiefe Schatten. Als der Feldoberſt vortrat und ſeinen Hut lüftete, erſtarb das Geſumm in tiefer Stille: „Ich bedanke mich bei den Herren Officieren und ich bedanke mich bei den Regimentern der Nachhut, daß ſie heute ihre angeſtammte Bravour bewieſen haben, als ſie den verrätheriſchen Franzoſen verjagten. Seiner ſind wir, wie zu hoffen iſt, für immer ledig. Darum aber ſteht uns ſchwere Wahl bevor, nämlich daß wir entſcheiden, welchen Potentaten wir zu unſerem Kriegsherrn erkieſen wollen, um ihm das Jurament zu leiſten, damit wir vor Gott und der Welt als ehrliche Soldaten erkannt werden und nicht als herrenloſe Räuber. Nun iſt euch allen bewußt, daß der römiſche Kaiſer Ferdinandus III uns hohe Anträge und Verſprechungen zukommen ließ. Unſere Völker aber haben ſeinen Boten abgewieſen, weil ſie die evangeliſche Sache nicht verrathen wollen. Auch die Landgräfin von Heſſen hat uns eingeladen, und der Schwede Wrangel hat eine Ambaſſade geſchickt, welche öffentlich den Rath gab, daß wir zu dem Franzoſen zurückkehren ſollten, und ſich erbot dieſen mit uns zu verſöhnen; dieſelbe Legation aber hat uns auch in höchſtem Vertrauen mitgetheilt, daß, wenn ſolche Verſöhnung unmöglich ſei, der Schwede ſelbſt ſehr content ſein werde, uns in ſein Heer aufzunehmen. Zwiſchen

dieſen hohen Bewerbern haben wir uns zu entſcheiden, und ich bitte Jedermann in eröffnetem Kriegsrath zu einer guten Wahl zu helfen entweder durch Vortrag eigener Meinung oder durch Beiſtimmung. Da die Völker bereits gegen den Kaiſer entſchieden haben, ſo erſuche ich die Herren Officiere zunächſt über das Angebot der Frau von Heſſen zu verhandeln."

Von allen Seiten erhob ſich Gemurr und Einrede.

„Sie lebt in Unfrieden mit ihren Befehlshabern," rief es aus dem Haufen, „ſie operirt mit den Franzoſen und wir bekommen bei ihr wieder den Turenne auf den Nacken." Es ergab ſich nach heftigem Hin- und Herreden, daß in dem Heere geringe Bereitwilligkeit war, heſſiſch zu werden.

„Wohlan," begann der General wieder, „ſo bleibt die Conjunction mit dem Schweden. Ich frage, ob der Kriegsrath ſich für den Feldmarſchall Wrangel zu entſcheiden vermag?"

Wieder Gemurr und laute Rufe. „Dort regieren die ſchwediſchen Commiſſare; ſie ſchicken uns Deutſche ins Feuer und eſſen die Kaſtanien, die wir ihnen herausgeholt." — Aber auch Freunde der Schweden ließen ſich vernehmen: „Dem Guſtav Wrangel glückt es gegen alle ſeine Feinde. Einſt haben wir den großen Schwedenkönig einen Erretter genannt und die Aelteſten von uns haben unter ihm gedient. Es iſt das Heer ſeiner Tochter, der Königin, zu dem wir jetzt zurückkehren."

Da rief ein alter Haudegen des Regiments Rußwurm unter die Streitenden: „General Königsmark!" Und viele Stimmen in ſeiner Nähe wiederholten den Namen. Der Rufer trat vor: „Der General iſt von Blut ein Deutſcher wie wir, er iſt ein pompöſer Herr, der dem armen Soldaten auch das Seine gönnt, und er iſt ein tapferer Feldherr, deſſen Bravour weltkundig geworden. Bei ihm finden wir Soldaten von Fortune die beſte Ehre und Anerkennung. Darum, liebe Brüder, rathe ich, daß wir nur dieſen als unſeren Feldherrn wählen und daß wir uns nicht darum von ihm abwenden, weil wir

bei ihm der ſchwediſchen Königin das Jurament leiſten müſſen. Sind die Schweden auch nicht eingeborene Deutſche, ſo wiſſen wir doch alle, daß ſie echte Martisſöhne ſind."

Ein Geſchrei der Zuſtimmung kam aus vielen Kehlen, aber auch heller Widerſtand erhob ſich, und der General, welcher Mühe hatte die Ordnung zu erhalten, blickte forſchend in die Verſammlung.

Endlich trat Gottlieb Stange in den Ring, er nahm den Hut ab, ſtrich ſich mit der Hand ſein graues Haar glatt und verneigte ſich bedächtig nach beiden Seiten. „Wir vernahmen ſoeben von meinem Herrn Bruder Nußwurm ſechſte Compagnie, daß die Schweden die echten Söhne des Martis oder Martinus ſind, welches ich nicht bezweifeln will, obgleich ich noch nicht erfahren habe, daß beſagter Heiliger ſeinen echten Söhnen mehr gebratene Gänſe und mehr gebackene Martinshörner in ihre Quartiere liefert als uns anderen. Solange der große König Guſtavus Adolfus lebte, dachten wir wenig daran, daß der Schwede von Mitternacht her als Fremder kam, denn der König war ein gerechter Herr und wir hofften, daß er ein Retter der evangeliſchen Sache ſein werde. Seit ſeinem Tode aber hat ſich der Eigennutz erwieſen, und Viele von uns zogen unſerem ſeligen Herzog Bernhard zu, weil dieſer aus deutſchem Blute war, angenehm als Landsmann, wie auch als Kriegsfürſt formidabel. Was wir ſeit ſeinem Tode von den Franzoſen erduldet haben, iſt Jedem bewußt, und Viele von uns ſind der Meinung, daß zwiſchen dem Turenne und dem Wrangel, was die gute Geſinnung gegen uns Völker betrifft, kein größerer Unterſchied ſei als zwiſchen Keſſel und Ofentopf, obgleich einer dem anderen ſein ſchwarzes Gefäß vorwirft. Wir aber ſind es herzlich müde einem Fremden zu dienen, und die Reiter ſtecken die Köpfe zuſammen und bedenken die deutſchen Potentaten des evangeliſchen Glaubens, welche wir wählen könnten. Sie finden keinen Mann, der gegenwärtig mit ſeinen Völkern im Felde liegt, nur die Frau

von Heſſen. Dieſe jedoch behagt ihnen nicht, weil ſie ein Weib iſt, welches nicht ſelbſt zu Felde zieht, und Manche nehmen auch Anſtoß daran, weil ſie beim Abendmahl ganze Stücke Brod ißt, obwohl man ihr dies zugeſtehen könnte, wenn ſie dem armen Soldaten den Braten ließe, doch man ſagt von ihr, daß ſie knickerig Haus halten läßt in ihren ausgeſogenen Quartieren. Nun aber ſehen und erfahren wir alle, daß der Kaiſer ſeine Freude daran hat, wenn Deutſchland verödet wird, und daß der Hahn von Frankreich einen Stolz darin findet in den deutſchen Höfen zu krähen, und daß der ſchwediſche Bär auch keine Luſt verſpürt aus der Nähe der deutſchen Stallungen abzuziehen, ſolange er noch ein Kalb zum Zerreißen findet. Keiner will den Frieden, nur der Bauer will ihn und der arme Soldat, und die beiden müſſen einander zuvor totſchlagen. Und ich ſage euch, ihr Herren, wenn es nach den drei mächtigen Gebietern im deutſchen Lande geht, ſo wird nicht eher Friede, als bis der letzte Bauer an den dürren Aſt gehenkt iſt; wenn Keiner mehr Brod und Hafer baut, dann gehört das Land ganz den wilden Hunden und dann kommt Ruhe in die Thäler. Darum iſt unter den Völkern die Meinung, daß wir, die wir zumeiſt Thüringer und Sachſen ſind, uns auch einen Herrn wählen von unſerer eigenen Art, den wir erhöhen und zu einem Kriegsfürſten machen, damit er durch uns dazu helfe den erſehnten Frieden in das gequälte Deutſchland zu bringen. Nun aber haben Manche von uns einen deutſchen Herrn wohl erkannt, Erneſtus, den Bruder unſeres ſeligen Herzogs Bernhard, damals als er bei uns Kriegsdienſte that und als er Gubernator in Franken war. Dieſer iſt ein Mann, an welchem wir keinen Tadel wiſſen, redlich und treu, und wir trauen ihm zu, daß ihm unſer Feldgeſchrei von heute „hie Teutſchland!“ ein angenehmer Ruf ſein werde. Darum dachten wir daran, unſeren Herrn General zu bitten, daß er vor allem Abgeordnete der Völker zu dem Herzog ſende; wenn dieſer uns haben wollte

unter billigen Bedingungen, ſo würden wir ihm am willigſten dienen.“

Nach den Worten des beliebten Mannes trat eine kurze Stille ein, dann ein Gemurmel, welches ſich endlich zum lauten Geſchrei verſtärkte: „Wir wollen den Herzog Erneſtus!“ Und der Feldoberſt erkannte, daß die Mehrzahl ſich dieſen begehrte. Aber auch der Widerpart eiferte heftig. Endlich riefen helle Stimmen aus dem Hintergrunde nach Gehör und einer der Ruheſtifter ſchrie: „Wir haben mancherlei Opinion vernommen, ehrliche Worte und wohl auch Meinungen, welche von Fremden dem Heere zugetragen ſind, aber wir wollen eine friſche und redliche Rede hören, welche die Völker ſonſt wohl gern vernommen; wir von Alt-Roſen fordern den Rittmeiſter König auf, daß auch er ſeine Meinung ſage.“ Und aus den hinteren Reihen erklang Beifallsruf.

Der Befehlshaber winkte dem Freunde zu und Bernhard trat vor: „Anſehnliche Herren und lieben Brüder! Da ich einer der jüngſten bin, ziemt mir mehr zu hören als zu rathen. Was dem Heere am vortheilhafteſten iſt für Sold, Quartiere und Ruhm, darüber haben Viele unter uns mehr Erfahrung als ich. Ich aber will ſagen, was uns allen während unſerer Händel mit dem Franzoſen am Herzen gelegen hat: wir haben uns von dem Marſchall darum geſchieden, weil wir Deutſche ſind und unſer Blut nicht länger für den Eigennutz fremder Potentaten vergießen wollen. Wir hören viel von der alten Herrlichkeit des deutſchen Landes, wo iſt ſie hingeſchwunden? Ich kenne Manchen unter euch, der mitten in Brand und Plünderung aus tiefem Herzen erſeufzte über das Unglück, welches wir ertragen und Anderen zufügen, und ich hörte manchen Kriegsmann mit grauem Haar einen Fluch ausſtoßen gegen die vornehmen Perrücken, welche Frieden im Munde führen und den Krieg im Herzen begehren. Fünf Jahre verhandeln die Schreiber über den Frieden und wir ſind weiter davon entfernt als je. Ich aber lebe des Glaubens, daß der

römiſche Kaiſer als der hartnäckigſte und difficilſte Gegner des Friedens gegen uns ſteht. Er fühlt in ſeinen Erblanden wenig von der Kriegsnoth und iſt wohl zufrieden, wenn die Dörfer und Städte der evangeliſchen Landesherren verwüſtet werden. Und ich ſage euch, ihr Herren und Brüder, nicht eher wird er ſich einem billigen Vertrage zuneigen, als bis ein deutſches Heer über ſeine Berge zieht und ſeine Hofburgen ausbrennt. Darum wenn die Großen üblen Willen haben, das deutſche Land in einen beſſern Zuſtand zu bringen, ſo meine ich, ſollen wir Kleinen dazu helfen. Habt ihr den Muth und den Willen euch als Helden zu erweiſen und den Kaiſer zum Frieden zu zwingen, ſo wählt euch einen kühnen Kriegsoberſten, dem ihr zutraut, daß er ſich mit eurer Hilfe hoher Anſchläge vermeſſe. Und in dieſem Falle rathe ich, daß ihr dem General Königsmark zuzieht, obgleich er den Schweden dient. Denn wir wiſſen, daß er von allen großen Befehlshabern am fröhlichſten ſchlägt und in ſeinen Reiterſtiefeln weder Tod noch Teufel fürchtet. Wollt ihr jedoch ſo hohes Wagniß nicht auf euch nehmen, ſo wahrt wenigſtens euer Gewiſſen, auf daß ihr nicht ferner an der Zerſtörung Theil habt, und ſucht einen gerechten proteſtantiſchen Landesherrn, dem ihr euch zum Schutz ſeines Landes anbietet und der vielleicht, wenn er die Regimenter entlaſſen will, mit unſeren Völkern, ihren Weibern und Kindern die leeren Bauernhöfe ſeines Landes beſetzt. Wollt ihr in ſolcher Weiſe für das Heil des gemeinen Reiters ſorgen, ſo fragt den Herzog Erneſtus, den Bruder unſeres ſeligen Kriegsherrn, ob er die Regimenter auf billige Bedingungen in ſeine Gewalt aufnimmt. Nur zwiſchen dieſen beiden Heerſtraßen haben wir die Wahl und heute müſſen wir uns entſcheiden. Doch worauf die Mehrzahl auch ihren Sinn richte, daran mahne ich euch bei unſerer brüderlichen Treue und bei dem ſchweren Eide, den wir einander geſchworen haben, daß die Minderzahl ſich nicht beſchwert fühle und ſich gutherzig mit ehrlichem deutſchen Gemüth dem Beſchluß der anderen füge, damit wir

feſt bei einander ſtehen und Glück und Unglück gleich Brüdern theilen."

Seinen Worten folgte wieder tiefe Stille, dann wurde auf's Neue die getheilte Meinung in den Rufen laut: „Für den General Königsmark! Für den Herzog Erneſtus!" Der Führer erkannte, daß es Zeit ſei zum Beſchluß zu kommen, er trat vor und rief: „Wer für Herzog Erneſtus iſt, der hebe die Rechte, damit der Wille des Heeres kundbar werde."

Die große Mehrzahl der Hände fuhr in die Höhe.

„Die Mehrhand iſt für den Herzog!" verkündete er und ein langes Beifallsgeſchrei antwortete. „Was der Kriegsrath beſchloſſen hat," fuhr er fort, „ſoll ſogleich ins Werk geſetzt werden. Morgen mit Sonnenaufgang wähle jedes Regiment einen Abgeſandten. Dazu wähle ich Einen, der bei der Ambaſſade meine Stelle vertritt. Noch erſuche ich die Herren Folgendes zu bedenken: zwei Meinungen ſind hier verkündet. Die Mehrzahl hat für die eine entſchieden. Dennoch iſt unſicher, ob es den Geſandten gelingt mit dem Herzoge zu pactiren. Sollte ſich wider Hoffen ein Hinderniß ergeben, ſo ſchlage ich vor, da die Noth drängt, daß in dieſem Fall unſere Abgeordneten Vollmacht erhalten, weiter zu reiten und nach Beſchluß der Minderzahl mit den ſchwediſchen Befehlshabern zu verhandeln." Auch dies wurde nach manchem Widerſpruch zum Beſchluß erhoben und der Kriegsrath löſte ſich geräuſchvoll und mit guten Hoffnungen auf.

Den nächſten Morgen ritt ein Reitertrupp aus dem Lager nordwärts; in ſeiner Mitte rollte der Lagerwagen Regina's, von vier ſtarken Gäulen gezogen. An demſelben Tage führte der Befehlshaber das Heer bei Würzburg über den Main.

Der verlorene Haufe wälzte ſich wieder vorwärts auf ſtaubigen Wegen über Felder und Haide, die Roſſe zerſtampften die Halme des Ackers, die Weiber und Kinder drangen in die Dorfhütten, in welchen noch der Landwirth hauſte, und

zernagten wie ein ungeheurer Rattenſchwarm das Wenige, was er zur Erhaltung des eigenen Lebens verſteckt hielt. Wo der Dampf von den Feuerſtätten des Heeres aufſtieg, da wurde die Arbeit eines Jahres verſengt, vergeudet, verdorben. An den Lagerbränden verkohlte der Muth und die Hoffnung, die Freude an redlichem Erwerbe, Nächſtenliebe und Erbarmen in dieſem Jahre wie bisher. Seit faſt 30 Jahren loderte das Kriegsfeuer im Lande, es war zuerſt hie und da aufgebrannt, dann war es zu einer ungeheuren Brunſt geworden, welche mit feuriger Lohe über das ganze Land lief, mit heißem Dampf jede Bruſt beengte und ſchonungslos Leib und Seele der Lebenden zerſtörte. Jetzt war die Flamme kleiner geworden, aber ſie flackerte bald hier, bald dort in die Höhe, wo ſie unter den Trümmern noch Nahrung fand, und Niemand war ſtark genug ihr zu wehren, ja die Fremden ſchürten, während ſie vom Frieden ſprachen, unabläſſig in der Glut.

Es iſt wahr, viele Eltern der ſonnengebräunten Brut, welche jetzt raubluſtig in Scheuern und Ställe des Bauern ſprang, wußten nicht mehr, was Friede bedeute, und was Herrſchaft des bürgerlichen Geſetzes; ſie ſelbſt waren unter den Schrecken der Kriegsfurie geboren und zu Männern erwachſen und hatten Kinder gezeugt, welche heimatlos und ſchädlich durch das Land ſchwärmten, gleich ihren Eltern.

Und doch ſchien die Sonne warm wie vor Zeiten, im Frühjahr ſang die Lerche in der Luft, im Sommer ſchlug die Wachtel im Unkraut des Ackers, und an den Fruchtbäumen, welche noch nicht als Brennholz gefällt waren, rötheten ſich die Kirſchen. Wenn die kleinen Reiterbuben dem Johanniskäfer zuſangen: „Sonnenvöglein, flieg aus, komm wieder in mein Haus!“ ſo geberdeten ſie, die niemals in eigenem Hauſe geſeſſen hatten, ſich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, als ehrbare Hofherren, wie vor langen Jahren ihre Vorfahren. Die deutſche Natur lebte ungewandelt wie einſt, und der ausgeruhte Acker war willig, neue Frucht zu tragen. Undeutlich klang im tiefſten Herzen

derer, welche noch nicht ausgetilgt waren, in dem verwilderten und verdorbenen Geschlecht, ein Ton der Sehnsucht und Klage. War es nur der Wunsch nach besserem Glück, von dem ihnen eine Sage aus dem Munde der Alten zugekommen war? war es nur Schmerz über alle Angst und Noth, die sie umgab? oder war es ein stärkeres Gefühl, welches wohl einmal dem Manne die Faust um Schwert und Büchse ballen konnte? Die Väter des gequälten Geschlechtes hatten sich lange gerühmt, daß sie Deutsche waren, und hatten doch fremde Sprache, Mode, Sitte ungeschickt nachgeahmt und sich zu Dienern der Fremden entwürdigt; und jetzt, wo Deutschland als Beute der Fremden niederlag und aus den Stuben der Gelehrten die Trauerklagen über den Verfall der alten Herrlichkeit in das Volk drangen, jetzt antwortete aus den Lagerhütten der gemeinen Soldaten, welche eine harte Nothwendigkeit trieb, sich durch Zerstörung und Verderb des Volkes zu erhalten, ein scharfer Gegenklang. Die narbigen Reiter, die zuerst dem Sachsen Bernhard von Weimar gedient hatten, dann dem Franzosen verhandelt waren, und mit Abenteurern aus jedem Lande des Welttheils Schulter an Schulter gekämpft hatten, sie, die gefürchteten Alten des Krieges, die Waffenlehrer des jüngeren Schwarms, sie empörten sich gegen einen fremden Feldherrn und gegen die eigenen Officiere, weil sie zuletzt nur für die deutsche Sache kämpfen und sterben wollten. War das ein verlorener wilder Ton in langer banger Nacht, wie das ferne Gebell eines hungrigen Wolfes? oder waren es die ersten Noten eines Liedes, welches von da ab aus dem Gemüth des deutschen Volkes erklingen sollte, bald so, bald anders angehoben, wie das Gezirp eines jungen Vogels, bis es nach Jahrhunderten unwiderstehlich herausschmettern wird als Schlachtgesang einer siegreichen Nation?

3.

Im Walde.

Von der Werra her ritten vier Reisende auf der fränkischen Seite des Bergwaldes dem Rennwege zu. Voran ein älterer Mann in Lederkoller mit Karabiner und Degen, eine kurze Pike statt der Reitgerte in der Hand; aus dem hageren Angesicht blickten zwei schlaue Augen spähend über die Flur und in das Buschwerk am Wege. An seiner Seite lenkte ein Knabe das Packpferd, welches einen großen Quersack trug. In einiger Entfernung hinter ihnen kam auf bequemem Zelter ein Mädchen in dunklem Reisemantel, neben ihr ein junger, kräftiger Mann, bewaffnet wie der Führer.

Lange zogen die Reisenden schweigend dahin über Hügel und durch Thalwellen in der milden Sonnenwärme des späten Nachmittags. Unter dem lichtvollen Himmel breitete sich eine menschenarme Landschaft. Wenn die Reisenden zu einem Dorf kamen, wurden sie von den Einwohnern scheu und feindselig betrachtet, sie sahen zerzaustes Dachstroh und viele leere Fensteröffnungen, die Kirchenwände schadhaft und die Schallöcher der Glocken ausgebrochen, dann ritten sie in gestrecktem Trabe auf der Dorfstraße hindurch oder in weitem Bogen herum; nur hie und da fanden sie Arbeiter auf dem Felde, in den Niederungen eine kleine Rinderherde und auf den Anhöhen einzelne bewaffnete Reiter zum Schutz der Dorfleute gegen streifendes Gesindel. Um die Bäume am Wege flatterten die Sommervögel, aber über ihnen flogen ungeheure Schwärme

von Krähen und Dohlen dem Walde zu und bei dem Geschrei der Großen verstummte das Gezwitscher der Schwachen.

Als die Reisenden zum Fuß des Gebirges gekommen waren, hielt der Führer auf dem Anger eines kleinen Dorfes und erwartete seine Genossen. Er sprang vom Pferde, warf dem Knaben die Zügel zu, setzte die Waffen in Bereitschaft und betrat vorsichtig die Dorfgasse. Dort spähte er von Hütte zu Hütte, pochte an verschlossene Thüren und rief, aber er erhielt keine Antwort; nur ein schwarzer Köter kläffte wüthend hinter ihm her, als er zu den Pferden zurückkehrte.

„Geflüchtet!" meldete er und ritt wieder vorwärts. Vor einem kleinen Gebüsch auf dem nächsten Hügel gebot er dem Knaben, der behende seinen Quersack verließ und in das Gehölz kroch, während der Alte spähend in die Runde schaute. Als der Kleine zurückkehrend sein Zeichen machte, winkte der Führer seine jüngeren Gefährten heran und wies hinter dem Rücken des Mädchens bedeutsam in die Ferne nach einer aufsteigenden Rauchwolke. „Ich rathe, Bruder Bernhard, daß wir hier für die Pferde sorgen und unsere Abendkost verzehren, solange wir allein sind; Proviant ist nirgend sicherer als im Magen."

Bernhard hob die Schwester vom Zelter, Pieps leitete die Pferde in das Gehölz zu der Stelle, wo ein Bergquell fröhlich thalab rieselte, dort löste er die Ledertasche mit dem Reisevorrath vom Sattel und half den Thieren zu Weide und Tränke. Die Anderen setzten sich in die Nähe des Wassers und sprachen der Kost zu, wie Reisenden gebührt. „Die blauen Waldglocken blühen," begann Regine erfreut, „gedenkt ihr, Bernhard, wie wir mit einander sangen als ich ein Kind war: Blau sind alle meine Farben und blau ist meine Luft? — denn dies war die Farbe, worauf der selige Vater am meisten hielt."

Bernhard nickte. „Später kamen bessere Arien daran, wie diese: Knabe, geh' und kauf Melonen und vergiß des

Zuckers nicht. Gottlieb, mein ergrauter Knabe, reiche die Flasche mit gebranntem Wasser."

„Jetzt ist die Zeit des Abendgeläutes," fuhr die Schwester fort, „mich wundert, daß wir keine Glocke hören."

Die Männer sahen einander an. „Vielleicht sind sie vom Kriegsvolke entführt," tröstete Gottlieb, indem er seine Bissen zuschnitt, „oder die Bauern fürchten sich am Strange zu ziehen, damit nicht fremdes Gesindel zu ihrem Abendessen gelockt werde."

„Ihr sagtet doch," antwortete Regine, „daß in dem Lande des frommen Herzogs keine Kriegsleute lagern, und daß wir in Sicherheit reisen."

„Es ist nirgend Sicherheit vor streifendem Volk," entgegnete der Bruder, „und da du ein beherztes Kind bist, so berge ich dir nicht, daß Gottlieb zur Vorsicht gemahnt hat."

„Soll ich meine Meinung sagen," begann dieser, „so sind wir nicht die einzigen Kriegsleute, welche heut im Walde reiten. Vielleicht ist der Schwede von Erfurt über den Rennstieg gekommen, um Fichtenzapfen zu beuten, da er auf anderen Gewinnst hier schwerlich hoffen darf."

Bernhard schüttelte das Haupt: „Oberst Ermes bezieht seinen Proviant aus Gotha; wollte er hier rauben, würde er sich selbst die Zufuhr mindern. Streifen Bewaffnete im Holz, so sind es kaiserliche Freireiter vom Frankenwalde her. Um der Schwester willen reut es mich, daß unsre Begleiter an der Werra zurückblieben, weil wir unsern heimlichen Ritt zum Herzoge vor den Schweden verbergen sollten. Doch haben wir seither gutes Glück gehabt und kommen jetzt auf die Höhe des Gebirges und in die Dörfer von Thüringen; dorthin, hoffe ich, folgen die Beutenden nicht." Regine stand auf.

„Haben wir eine Gefahr zu meiden, so bitte ich, daß wir aufbrechen, damit wir noch bei Tage in sicheres Land vordringen."

Damit war Gottlieb einverstanden und sie ritten nach kurzer Rast wieder dem Kamme des Waldgebirges zu.

Auch Bernhard ſah jetzt unruhig zurück, bis ſie den Hochwald erreicht hatten und hinter den Bäumen der Beobachtung durch raubluſtige Reiter entzogen wurden. Die Sonne neigte zum Niedergang, zuweilen fiel goldenes Licht zwiſchen den Baumſtämmen auf den Weg, dann kletterten die Pferde in dichtem Schatten bergauf, während ſich graue Dämmerung über Berg und Thal legte.

Sie hatten den Rennſtieg überſchritten, den Aushau des Waldes, welcher die Waſſerſcheide bildet zwiſchen Franken und Thüringen, und die Pferde ſchnaubten und ſtrauchelten mühſam abwärts. Der Weg zog ſich zwiſchen dichtem Tannengehölz in ſcharfer Krümmung, da hielt der Führer plötzlich an; im nächſten Augenblick knackte es im Holz. Mehre wüſte Geſellen ſprangen in den Weg, in dürftigen und zerriſſenen Kitteln, mit Bauermeſſern und alten Musketen bewaffnet, einige unter gerolltem Bauerhut, andere barhaupt.

„Holla! halt!“ ſchrie der erſte, „ſteigt vom Pferde oder der ſchwarze Hagel fährt euch in den Leib.“

Gottlieb blieb ſitzen und muſterte die Wegelagerer. „Wahre dich ſelbſt, Bauer, deine Lunte verſengt dir den Rock.“ Während der Mann mit der Hand die glimmende Stelle ausdrückte, brachte Gottlieb ſeinen Karabiner in Ordnung: „Dieſer hier gibt auf grobe Worte heiße Funken. Wenn ihr aber ehrliche Flegel ſeid, wie ich hoffe, ſo zeige ich euch meinen Freipaß.“ — Er griff in die Taſche, holte einen ſchmalen Riemen hervor, ritt unter die Waldleute und ſprach leiſe den Reim: „Wer hiermit bindet den Schuh, der bleibt vor dem armen Bauer in Ruh'.“ Die Männer ſtarrten ihn an, unſicher ſagte einer zum anderen: „er hat das fränkiſche Zeichen, ich traue mich nicht ihn abzuthun, wir müſſen den Schreiber rufen.“

Während der Bote abwärts lief, hielten die Reiſenden, umſtellt von den Waldleuten. Ein plumper Geſell faßte das Saumpferd am Zügel, Pieps ſchlug ihm die Hand bei Seite.

„Was ist in dem Sack?“ frug ein Anderer und packte einen Beutel an Regina's Pferde.

Regine griff hinein. „Es ist unser Reisebrod, bist du hungrig, so nimm es.“ Der Mann biß gierig zu.

„Es ist Weizenbrod, dergleichen ist lange nicht in unseren Backofen geschoben; ihr scheint mir rare Vögel.“ — Ein Genosse riß ihm die Semmel vom Munde, und wies mit drohender Geberde nach dem Sack.

„Es war das letzte,“ sagte sanft Regine, „jetzt müssen wir euch um Nahrung bitten.“ — Der Bauer lachte: „Das wäre verkehrte Welt! hier ist Schmalhans Küchenmeister.“

Ein breitschultriger Mann in städtischer Tracht mit rothem aufgedunsenem Gesicht kam herzugelaufen, er hielt mit der einen Hand eine Blendlaterne, mit der andern eine Pistole: „Wer seid ihr, und was wagt ihr euch in unser Geheimniß?“ schrie er.

„Seid ihr einer von den Beamten Sr. Herzoglichen Gnaden,“ antwortete Gottlieb, „so wißt, daß wir einen hochnöthigen Auftrag an euren Herrn zu bestellen haben, und daß euch Blitz und Donner auf eure Köpfe fahren wird, wenn ihr uns aufhaltet.“

„Gebt eure Waffen ab,“ befahl der Schreiber, „denn ihr seid jetzt unsere Gefangenen.“

„Wollt ihr versuchen, ob wir's sind?“ versetzte Bernhard und ritt ihm drohend näher.

Sein Gegner zog sich hastig zurück und rief den Bauern zu: „Auf ihn, Nachbarn! macht den Prahler still!“ Regine drängte mit einem Angstschrei ihr Pferd zwischen den Bruder und die Landleute.

„Schande über euch, ihr Männer, daß ihr eine Frau im wilden Walde bedroht,“ rief eine klangvolle Stimme; ein großes Weib schritt durch die Landleute und faßte Regina's Pferd am Zügel. „Folgt mir,“ gebot sie den Reisenden.

„Jungfer Judith, mengt euch nicht in diese Sachen!“ rief der Schreiber.

„Den Herrn Amtsſchreiber warne ich, daß er ſich ſelbſt in Acht nehme. Er wird ſich ſchlechten Dank erwerben, wenn er ſolche hindert, die zum Hofe wollen."

„Wo iſt euer Paßport?" frug der Beamte finſter. Bernhard reichte ihm das Papier, der Schreiber verſuchte beim Schein der Laterne zu leſen: „Hier ſtehen nur Namen ohne Stand und Würde, was gegen die Vorſchrift iſt. Weiß der Herzog, daß ihr ihm zureiſt?" frug er lauernd.

„Ihr habt kein Recht zu ſolcher Frage," war die kalte Antwort.

„Sie kommen als Spione," ſagte der Schreiber zu den Bauern.

„Wir haben für euch ſpionirt, ihr Muſterſchreiber," entgegnete Gottlieb. „Jenſeit des Rennſtieges brennt's, und die Dörfer ſind leer; wir aber wollen die feindlichen Reiter vermeiden, ebenſo wie ihr."

Die Bauern wurden unruhig und verhandelten leiſe. „Wohlan," entſchied der Schreiber in verändertem Tone, „wir hindern euch nicht länger, ihr mögt euren Weg fortſetzen. Laßt ihnen den Willen, Nachbarn." Aber das Weib erfaßte wieder den Zügel: „Ich widerrathe der fremden Frau weiter zu reiten, der Weg iſt bei Nacht gefährlich."

Der Beamte trat ihr entgegen: „Jungfer Judith, ihr mißbraucht die Gewalt, die ihr über mich und Andere habt, wenn ihr unſer Geheimniß den Fremden preisgebt."

„Ich thue es ungern," antwortete die Jungfrau, „aber ihr wißt, was ihnen droht, wenn ſie abwärts ziehen. Folgt mir," mahnte ſie die Reiſenden; „gebt Raum, ihr Nachbarn." Die Bauern räumten willig den Weg.

Regine ſah unſicher auf ihren Bruder, aber dieſer rief: „führet, wir folgen euch mit gutem Vertrauen."

Die Frau leitete die Fremden einen Seitenweg bergauf und thalab, bis ſie durch dichtes Unterholz an einen Zaun von ſtarken Bohlen kamen. Hier ſtiegen die Reiſenden ab,

die Führerin öffnete das Thor. Um eine alte Eiche lagerte zusammengedrängt die geflüchtete Gemeinde, eine Anzahl Weiber und Kinder kauerte bei ihren Bündeln, unter dem Baume saß ein alter Geistlicher in seinem Amtsrock. Alle Blicke richteten sich neugierig auf die Fremden, aber Niemand regte sich, nicht einmal die Hände der geflüchteten Weiber, welche über die geretteten Ballen gekreuzt waren. Nur der Geistliche erhob sich und lüftete seinen Hut, als er die lateinische Anrede Bernhards vernahm:

„Ehrwürdiger Herr, wir kommen in Frieden, und bitten im Namen Gottes um euren Schutz."

„Der Herr sei mit euch und uns in der Wildniß," antwortete der Alte. „Ihr seht, die Wirthe sind ausgezogen und haben den Gästen kein anderes Obdach zu bieten als das grüne, welches der Herr für das wilde Geflügel errichtet hat. Auch die Kost wird dürftig sein" — er wies auf ein kleines Feuer am Boden, bei welchem einige Kochtöpfe standen.

„Wir wünschen nur, daß ihr uns bis zum Morgen in eurer Nähe duldet," erwiederte Bernhard, und die Führerin bat er, auf Regine zeigend: „Ich flehe herzlich, sorgt für meine Schwester, denn die Tagefahrt war mühsam."

Die Jungfrau wies schweigend auf die Pferde und auf eine Anzahl Pflöcke am Zaun, dann faßte sie die Hand Regina's und führte die Erschöpfte einige Schritte aufwärts, dort breitete sie eine Wolldecke über das Moos, schlug sie um die Glieder des Gastes und schob ihr ein Bündel unter das Haupt; sie selbst setzte sich daneben auf einen Stein.

Bernhard folgte ihr erstaunt mit den Augen, der ruhige Stolz, mit welchem sie gute Gesinnung erwies, war wunderlich bei einer Jungfer vom Dorfe. In dem unsicheren Scheine des Feuers erkannte er eine kraftvolle Gestalt von vollen Formen, ein großes Antlitz mit leicht gebogener Nase, das blonde Haar in starken Zöpfen um das Haupt geschlungen. Er sah, daß sie jung war, und ihm kam vor, als ob sie ein schönes Weib

ſein würde, wenn der finſtere Zug um Stirn und Mund verſchwände. Während Gottlieb mit dem Buben für die Pferde ſorgte und die Säcke bei ſeiner Ruheſtätte zurecht legte, ſetzte ſich Bernhard in die Nähe des Pfarrers, welcher das ſichtbare Haupt der Gemeinde war.

„Wir hofften hier zu Lande beſſere Sicherheit zu finden," begann er. „Ich bedaure, ehrwürdiger Herr, daß ihr in hohen Jahren noch ſo Schweres erleben müßt."

„Gewiß war es im Ganzen eine ſchwere Zeit," antwortete der Pfarrer mit düſterem Behagen, „das Lamm iſt kahl gerupft und es wird nicht beſſer, ſondern immer ſchlimmer. Denn obgleich die Gemeinde in der letzten Zeit wieder etwas zugenommen hat, ſo ſind doch die Herzen verhärtet. Es nutzt nichts, zum Vertrauen zu mahnen, wenn der Magen leer iſt und das Elend durch große Löcher in die Häuſer dringt. Kein Jahr, in dem wir nicht drei- bis viermal hierher geflüchtet ſind und daheim ausgeraubt wurden; und dann bedenkt die Peſt und die Bosheit mancher Dorfleute, die ihrem Seelſorger nichts Gutes wünſchen, wenn er ihnen ihre Sünden vorhält."

„Ihr habt in eurer Jugend beſſere Jahre gekannt," verſetzte Bernhard theilnehmend, „wir Anderen gedenken nicht, daß es jemals anders war."

„Ja, Herr," beſtätigte der Pfarrer, der Erinnerung froh, „noch vor ſechzehn Jahren hatte meine Kirche Fenſter und zwei ſilberne Kelche und ich führte den Klingelbeutel ein. Aber ſchon damals fing der Aerger an, als meine Beichtkinder die Köpfe zuſammenſteckten und murrten: „Dieſer Pfarrer will etwas Sonderliches ſein, er will ein Klingelſäcklein in die Kirche bringen, was niemals gebräuchlich geweſen iſt, und wir legen Nichts hinein!" Damals aber folgten ſie mir zuletzt doch noch, ja die Officiere der ſchwediſchen Einquartierung gaben, und wir unterſtützten damit noch fremde Exulanten. Jetzt aber wandert das Säcklein nicht mehr, ſogar die Klingel haben die Diebe genommen. Von vierzig Pferden ſind noch

vier übrig, und die Weiber ſpannen ſich zu dreien oder vieren vor den Pflug, denn der Männer gibt es wenige. Seht dieſen Talar," — er wies auf ſein verſchliſſenes Gewand — „der Schlafrock darunter iſt Alles, was ich heut ſalvirt habe. Suſanne, ſieh nach der Suppe," mahnte er, ſich unterbrechend, eine alte Magd. Dieſelbe goß aus dem Topfe in eine irdene Schale und trug die Abendkoſt mit einem Blechlöffel dem Pfarrer zu. Er hielt die kleine Schüſſel unſicher in der Hand: „Ich müßte euch einladen," ſagte er.

Der Gaſt dankte und Gottlieb ſprach von ſeiner Raſtſtelle: „Wir ſahen doch Wild im Walde und die Bauern ſchleppen ſich mit Feuerröhren."

„Ihr vergeßt, daß das Wild unſerem gnädigen Herzog gehört," antwortete der Pfarrer im Eſſen.

„Nun, beim Donner!" rief Gottlieb, „wenn der Herzog ſeinen Bauern nicht das Mehl im Kaſten zu ſchützen vermag, ſo ſollte er ihnen wenigſtens die Thiere des Waldes nicht verbieten."

Ein alter Bauer, der als Wächter am Eingange ſaß, lachte, aber ein warnender Blick Bernhards hemmte die dreiſte Rede.

„Seine herzogliche Gnade würde wohl Nachſicht üben," entgegnete der Pfarrer, „aber der Herr Jägermeiſter iſt ſtrenge. Wenn der Herzog im Walde jagt, ſo treibt die Gemeinde, aber Viele ſind widerſpenſtig geworden."

„Der Herr jagt das Wild und fremde Reiter jagen ſeine Bauern," brummte Gottlieb auffäſſig.

„Er ſchießt uns auch die Wölfe und läßt die wilden Hunde ſchlagen," erklärte der Pfarrer, „aber er kann es nicht leiden, daß die Dorfleute mit Feuerröhren im Walde ſtreifen."

„Es ſcheint, daß dieſe ſich wenig darnach kehren," bemerkte Gottlieb.

Vor ihm fiel, in Farnkraut gewickelt, ein Stück gebratenes Fleiſch in das Moos und eine Stimme hinter ihm ſprach: „Nehmt, weil ihr für den Bauern geſprochen habt." Gott-

lieb wandte ſich um und ſah in die ſpöttiſche Miene eines kräftigen Schützen, der hinter dem Zaune ſtand. Er nickte ſeinen Dank und gebrauchte ſein Meſſer an der verbotenen Koſt.

Aus der Ferne vernahm man dumpfen Knall. Zuerſt einzelne Schüſſe, dann längeres Geknatter; die Weiber ſteckten ängſtlich die Köpfe zuſammen und flüſterten mit einander. Der Pfarrer aber faltete über ſeinem Löffel die Hände. „Dort ſchießt der wilde Feind Victoria bei unſeren ausgeraubten Häuſern.“

Außerhalb des Verſchlages riefen Stimmen in gedämpftem Tone und durch einen Spalt im Zaune ſah Bernhard weiter unten in einem Erdloch ein loderndes Feuer und Geſtalten, welche ſich darum bewegten.

„Was bedeuten die Stimmen und das Feuer?“ frug er den Pfarrer.

„Es iſt der Amtsſchreiber mit unſeren Männern, welche dort unten für uns Wache halten,“ antwortete der Pfarrer gleichmüthig.

Bernhard ſtand auf und ſprach leiſe mit ſeinem Begleiter.

Das letzte Abendroth war verglüht, am dunklen Nachthimmel glänzten die Sterne, nur im Norden lag ein röthlicher Schein über dem Horizont. Kein Windeshauch regte ſich in den Wipfeln der Bäume, auch das Feuer war niedergebrannt und warf unſichere Lichter durch das Gehege der Flüchtigen. Bernhard näherte ſich dem Lager der Schweſter und als er die tiefen Athemzüge der Schlummernden merkte, legte er wenige Schritte von ihr ſeine Waffen ab, um ſich zur Nachtruhe hinzuſtrecken.

„Verlaßt die Stelle,“ gebot eine Stimme, „ihr ſteht auf blutigem Grunde und euer Lager wäre für euch von übler Vorbedeutung.“ Bernhard trat näher zu der Warnerin: „Dort wurde vor Zeiten Einer erſchlagen; ſeitdem treibt der Grund jedes Jahr die rothen Nelken hervor und wer bei Sinnen iſt, meidet den Ort.“

„Ich danke euch für dieſe Mahnung und außerdem für Größeres," ſagte Bernhard leiſe. „Ich bitte, beantwortet mir redlich die Frage: iſt die Schlafende hier unter den Dorfleuten ſicher?"

„Ich hoffe, die Gefahr iſt vorüber," kam es aus dem Dunkel zurück. „Sagt eurem Begleiter, daß er wach bleibe."

„Nicht ihm, ſondern mir gebührt die Wache für eine, die mir das Liebſte auf Erden iſt."

„Habt ihr Jemand auf Erden, der euch lieb iſt," war die Antwort, „ſo bedenkt auch, daß im Walde heilſamer iſt zu ſchweigen als zu reden." Die Jungfrau zog ihr Gewand zuſammen und ſaß unbeweglich.

Es wurde ſtill. Unter dem Laubdach des Waldes ruhten die Müden und die Geflüchteten. Da erklang in hellen Lauten eine Frauenſtimme, langſam und feierlich tönten die Worte einer Schlafenden durch den Raum, wie eine Verkündigung: „Sehet! o ſeht, ihr Armen und Mühſeligen, die ihr in Finſterniß und Todesſchatten liegt. Oben am Himmel öffnen ſich die Wolken und heller Schein ſtrahlt herab. Hoch über Sonne und Mond leuchtet ein Tempel, gebaut aus Morgenroth und Sternenglanz und die Schaaren der Seligen ſchweben hinauf anzubeten. Sehet, der ſüße Herr ſitzt auf goldenem Thron in ſeiner Herrlichkeit, er hält einen Blumenſtengel in der Hand, daran ſind blaue Glocken; und er winkt mich zu ſich: komm auch du, arme Seele. Ach Herr, mir war ſo bange auf Erden."

Bernhard hatte ſich aufgerichtet und beugte ſich ängſtlich über die Schweſter, welche mit geſchloſſenen Augen daſaß, das Angeſicht von freundlichem Traume verklärt. Dem fragenden Blick des Weibes, welches neben der Schweſter kniete, antwortete er traurig: „ihr iſt eigen, zuweilen ſo im Schlafe zu ſprechen." Auch der alte Pfarrer war erwacht, faltete die Hände und ſtarrte nach der Sprechenden, die Dorffrauen regten ſich und traten näher. Wieder begann Regine: „Höret, ihr

Frauen, ein lichter Engel ſchwingt die Flügel und ruft mit ſtarker Stimme auf die Erde herab: halte an, du armes Geſindlein, welches ruhelos durch Diſteln und Dornen des Ackers dahinzieht, ſchirre die Roſſe ab und treibe ſie auf die Weide; denn ich verkünde Frieden den Menſchen und neue Herrlichkeit der Erde. Die ſich haßten, verſöhnen ſich, auf den Feldern blüht der Weizen und die Böcklein ſpringen luſtig in der Herde. Friede, Friede ſoll ſein im deutſchen Lande.

„Alle die ich ſehe, ſind weiß gekleidet zum Feſte der Seligen und ihre Gürtel ſind golden. Eine aber ſitzt neben mir in grauem Gewande und die Schatten verbergen ihr Angeſicht. Warum biſt du allein fremd und traurig unter den Fröhlichen?

„Wo ſeid ihr, mein Bruder? O, kommt eilig, daß wir zum Tempel des Herrn hinaufſteigen, die Glocken läuten und ein weißes Gewand habe ich euch zurecht gelegt; wo weilt ihr? Ich fahre allein dahin zu den Seligen, ich ſuche euch traurig mit meinen Augen und ich ſehe euch nirgend.“ — Sie ſeufzte tief: „Lieber Gott, ſchütze ihn, lieber Gott,“ und ſank auf das Lager zurück.

„Du treue Schweſter,“ rief Bernhard und winkte mit einer bittenden Geberde dem Pfarrer zurückzutreten; auch die Weiber ſchlichen nach ihrer Schlafſtätte. Zu der Jungfrau Judith aber, welche der Schlummernden leiſe das Haupt zurecht legte, ſagte er: „ſie ſchläft jetzt feſt und morgen weiß ſie Nichts von Allem, was ſie geſprochen, und grämt ſich, wenn man zu ihr davon redet.“

Wieder wurde es ſtill im Gehege, bis vom Norden her ein graues Licht über den Himmel zog, der Vorbote des Morgens; aber noch lag das Dunkel auf dem Waldboden, als weigere ſich die Erde den ſchwachen Schein von oben aufzunehmen. Unten im Keſſelthal rührte ſich's, Boten gingen und kamen und heftige Reden und Antworten ſummten nach der Höhe. Bernhard erwachte aus leiſem Schlummer, er fühlte den Schmerz ſeiner Wunde und blickte fröſtelnd um

ſich, noch lag die Schweſter regungslos unter der warmen Hülle, das bleiche Antlitz auf den Arm geſtützt. Aber als er die Stelle neben ihrem Haupte ſuchte, wo das fremde Mädchen geſeſſen hatte, fuhr er zurück, denn ihr Angeſicht war in das einer runzligen Alten verwandelt, und die Alte winkte und lächelte und wies auf den Eingang des Geheges. Der Bauer am Eingange war verſchwunden, aber Pieps kauerte dort an dem Zaune, wies mit der Hand in den Thalkeſſel, hob drei Finger in die Höhe und machte die Geberde des Kehlabſchneidens. „Saheſt du die Feldzeichen der Getöteten?“ frug Bernhard leiſe. „Roth,“ verſetzte Pieps. — „Iſt die Luft rein?“ — Der Bube nickte.

Bernhard wies auf die Schweſter zurück und Pieps glitt in Regina's Nähe auf den Grund.

Vorſichtig ſchritt Bernhard zwiſchen den Baumſtämmen an den Rand des Hochwaldes und blickte über die Berge und Baumwipfel hinaus in den Nebel der Ebene, während in der Nähe die erſten leiſen Vogelſtimmen das beginnende Leben des Tages verkündeten; die Trilllerche, welche im Laubholz die Nachtwache hält, erhob ihren kurzen Ruf, bald pfiff die Amſel, ihr folgten viele kleine Sänger, vom Himmel fiel ein roſiger Schein auf die höchſten Gipfel und glitt langſam herab an den Stämmen. Es war ſo feierlich und friedlich zwiſchen den Bergen und Bäumen, als hätte nie der Menſchen Unruhe, Eigennutz und Haß einen Weg in die ſtille Wildniß gefunden. Auch der friſche Geſell, dem jetzt das Frühlicht ſein verblichenes Antlitz röthete, fühlte etwas von dem Frieden, obgleich er ſich des Morgens lieber am brodelnden Feldkeſſel ſeiner Kameraden gefreut hätte.

Seitwärts kniſterte ein dürrer Aſt. Eine hohe Frauengeſtalt ſchritt, das Haupt nach vorn geneigt, langſam durch Haidekraut und Ginſter. Sie ſuchte am Boden, zuweilen kauerte ſie zwiſchen den hohen Wedeln des Farnkrautes nieder und dem Manne war, als vernehme er ihr leiſes Murmeln,

dann erhob sie sich wieder und barg Gepflücktes in einem Tuche. Er dachte, daß sie heilkräftige Kräuter sammelte, und da er sich scheute sie bei ihrem geheimen Werke anzureden, trat er hinter den Baum. Doch konnte er den Blick nicht von ihr abwenden; sie ging so geräuschlos und feierlich dahin, in dem dunklen Gewande und verhüllten Haupte einem Geiste der Dämmerung vergleichbar. Vor ihr bewegten sich auf dem Boden kleine dunkle Schatten; sie huschten durch das wilde Kraut, hoben sich in die Luft und verschwanden wieder am Boden. Als die Frau einmal dem Standort des Mannes näher kam, erkannte er zwei Vögel, welche wie Hündlein um sie herumliefen; endlich schwang sich der eine auf die Spitze eines Strauches und pfiff das Morgenlied der Amseln in das Thal hernieder als Antwort auf den Ruf seiner wilden Stammgenossen. Bernhard vermochte jetzt auch die edlen Züge des Angesichts zu erkennen, wenn es sich dem Lichte zuwandte. Nur einmal richtete sie die Augen nach dem Baume, als sie das Geschrei eines Kauzes hörte, welcher seinen Gesellen zur Heimkehr ermahnte, aber sie verrieth durch kein Zeichen, daß sie den fremden Mann erblickt hatte, und wandte sich langsam und suchend wieder dem Lager zu.

Doch hatte sie ihn gesehen; denn kurze Zeit darauf stand sie neben ihm. Die rosige Farbe ihrer Wangen ließ nicht erkennen, daß sie die Nachtruhe entbehrt hatte, sie sah ihm voll ins Gesicht wie eine Herrin, welche die Miene eines Untergebenen mustert. Freudig grüßte Bernhard: „Daß ich der Jungfer vor Sonnenaufgang begegne, ist eine gute Vorbedeutung für den Tag.“

„Das Gute, welches euch der Tag bringen soll, erwartet nicht von uns,“ antwortete sie ruhig. „Was ihr in der Nacht unter den Waldleuten erfahren habt, bewahret still für euch. Haltet euch in der Nähe des Pfarrers, wenn wir in das Dorf zurückkehren, denn die Männer haben

Argwohn. Sie meinen, ihr müßt zu der Partei gehören, welche uns in dieser Nacht die letzten Kühe rauben wollte."

„Der Raub ist mißglückt," erwiederte der Fremde, „eure Nachbarn waren die Stärkeren."

„Die Bauern gebrauchen jetzt das Grabscheit, damit nicht ruchbar werde, was in der Nacht geschehen ist," fuhr sie fort. „Der Bauer erschlägt jeden Soldaten, dessen er heimlich Herr wird, der Rache und der Beute wegen; und das Bauermädchen ist stolz darauf, wenn sie sich ein Brusttuch aus der Feldbinde eines Officiers schneiden kann, den ihr Liebster mit schwarzer Erde zugedeckt hat. Darum werdet ihr bei unserm geplagten Volk keine gute Gesinnung finden, und ich rathe, achtet auch auf das Futter und auf die Hufe eurer Pferde, damit ihnen Nichts zustoße, was eure Reise hemmt."

„Warum haltet ihr mich für einen Officier?" frug Bernhard.

„Ihr trugt sonst eine Feldbinde auf eurem Rock," entgegnete die Jungfrau flüchtig über seine Schulter sehend.

„Verzeiht eine Frage, Demoiselle."

„Mein Name ist Judith Möhring," antwortete sie kurz.

„Dann also, werthe Jungfer Judith, haltet mir meine Neugierde zu gut. Ihr lebt, wie ich erkenne, unter den Bauern; seid ihr das Herrenkind des Dorfes?"

Ein trauriges Lächeln zog über das Gesicht des Mädchens. „Ich bin eine Waise, mein Vater kam als Flüchtling in das Dorf, da ich noch ein kleines Kind war. Seit er tot ist, dulden sie mich, obgleich ich in der Fremde geboren bin." Sie wies in das Thal: „dort bin ich aufgewachsen zwischen Baum und Stein. Ich bin gewöhnt aus dem Dorfe nach dem Wald zu flüchten und habe oft von hier herabgesehen wie heut, ob eine Rauchwolke mir verkündet, daß meine letzte Zuflucht auf Erden von den Soldaten niedergebrannt ist."

„Auch ich sehe in die Ferne nach den Thürmen der Stadt," sagte Bernhard theilnehmend, „und ich bin unsicher, ob sie

uns ein gastliches Obdach gewähren wird. Denn ich suche für meine Schwester eine Stätte, wo sie weilen kann bis auf bessere Zeiten, die wir immer noch hoffen."

„Wollt ihr bei uns bleiben?" frug das Mädchen schnell.

„Ich habe, wie ihr vernahmt, bei eurem Herzoge ein Geschäft und muß wieder in die Fremde."

„Ihr wollt wieder zu einem Heere der Mordbrenner, welche das Land verderben? Ich frage Nichts mehr, fahrt dahin!" Sie wandte sich ab und schlug die Arme übereinander.

„Nicht jeder Soldat ist ein Mordbrenner, liebe Jungfer."

„Wie dürft ihr mir sagen, daß ich euch lieb bin?" antwortete das Mädchen über die Schulter, „solche Höflichkeit spart für Andere, welche vielleicht williger darauf hören. Ich bin euch fremd und ich bin euch nicht mehr werth, als die Ringeltaube dort auf dem Ast, oder als die Katze, welche vor einer Hausthüre sitzt, an der ihr vorbeireitet. Mißbraucht eure Stimme nicht zu Geschwätz."

„Zürnt nicht," entgegnete Bernhard, betroffen über die herbe Abweisung, „ich bin ein ehrlicher Knabe und wollte euch nicht durch Unwahrheit verletzen. Duldet wenigstens, wenn ich euch sage, daß es mir von Herzen lieb ist, euch in der Wildniß gefunden zu haben, denn ihr wart gütig gegen mich und meine Begleiter. Wisset, da ihr mich für einen Soldaten haltet, daß der Kriegsmann sich noch mehr freut als ein Anderer, wenn er irgendwo freundlichen Gruß und eine gute Gesinnung erkennt; denn sein schweres Amt ist Anderen zu schaden, und er weiß, daß die friedlichen Leute ihn verwünschen."

„Wie er es werth ist. Ihr dient den Fremden; seid ihr schwedisch?" frug sie.

„Ich bin von den weimarischen Völkern."

Die Jungfrau wandte sich ab und machte eine Bewegung, welche ihm Entfernung gebot; aber Bernhard, welcher gedachte, daß der Unwille gegen die französische Dienstbarkeit deutscher

Soldaten in Vielen lebte, fuhr eifrig fort: „Duldet, daß ich noch ſage, woran euch, wie ich merke, wenig gelegen iſt. Die Regimenter haben, weil ſie Deutſche ſind, den Franzoſen verlaſſen. Vor wenigen Tagen haben wir uns mit dem Marſchall und mit unſeren alten Officieren, welche uns verriethen, gerauft und dieſen Säbelhieb erhielt ich von meinem eigenen Rittmeiſter."

Die Jungfrau kehrte ihm das erblichene Angeſicht zu und frug mit rauher Stimme: „Warum ließt ihr euch ſchlagen, anſtatt ſelbſt zu treffen?"

„Auch mein Gegner erhielt ſein Theil."

„Ihr habt ihn getötet?" frug ſie faſt ſchreiend.

„Weiß nicht. Ihn trug ſein flüchtiges Pferd von dannen. Er war ein Edelmann von dieſſeits der Berge," ſetzte er hinzu.

„Wie war ſein Name?" kam es heiſer aus ihrem Munde. Bernhard nannte den Namen. Mit einem Schrei ſchlug das Mädchen die Hände vor's Geſicht.

„Es ſteht ein Wort des Herrn geſchrieben: die Rache iſt mein," begann ſie nach langem Stillſchweigen. „Meint ihr auch, daß es unrecht iſt, ſich an ſeinen Feinden zu rächen?"

„Ich bin Soldat und meine Ehre gebietet loszuſchlagen, wo mir eine Kränkung widerfährt."

„Ich bin ein Weib und, verzeihe mir der Himmel, ich habe zuweilen daſſelbe gedacht." Sie faßte ihn am Armgelenk und ſprach, ſeine Hand ſchüttelnd, heftig: „Ihr ſollt nicht uneben von mir denken, hört zu: der Mann, den ihr nanntet, warb vor Jahren um ein Mädchen, das einzige Kind eines flüchtigen Dorfpfarrers. Die Thörin hörte gern auf ſeine ſchmeichelnden Worte und träumte davon ſeine Hausfrau zu werden. Da verſchwor er ſich einſt in der Trunkenheit vor ruchloſen Buben ſeinesgleichen, ſie trotz ihrem Widerſtande zu gewinnen. Er drang in ihr Haus, deſſen Thür ſich ihm nicht öffnen wollte, und ſchleuderte den alten Vater, der gegen ihn rang, ſo hart auf den Stein der Schwelle, daß der Alte nicht

wieder aufstand. Die Jungfrau hatte sich in den Wald gerettet; als sie am Morgen in das Haus zurückkehrte, sagten ihr die Leute, daß sie eine Waise war; der Bube aber ritt ungefährdet über die Berge zu den weimarischen Völkern. — Wer hat euch die Wunde verbunden?"

„Die Schwester hat darin gute Wissenschaft," antwortete der erstaunte Bernhard, „doch dachte ich einen Medicus der Stadt zu Rathe zu ziehen."

„Wenn ihr gestattet den Schaden zu sehen, vielleicht vermag ich euch zu heilen," sagte sie bittend. Unter dem Zauber ihres kräftigen Wesens nestelte Bernhard bereitwillig an seinem Wammse.

„Nicht hier," gebot die Jungfrau, „noch ist die Sonne nicht über den Bergen und was in der Nachtluft schwebt, ist heillos für offenen Schaden. Weicht zum Lager, ich folge euch."

Bernhard trat scheu zurück; als er sich umwandte, sah er sie auf dem äußersten Vorsprung des Felsens stehen, die Arme gekreuzt, das Haupt geneigt, die beiden Vögel liefen und flatterten um sie her.

In dem Gehege fand er Gottlieb mit den Pferden zum Aufbruch bereit. Regine kam ihm ängstlich entgegen. „Die Weiber starren mich mißtrauisch an," klagte sie, „ich wollte, wir wären wieder allein im grünen Wald."

Bernhard wies tröstend nach dem Morgenhimmel. „Steigt die Sonne über die Berge, so denke ich, brechen wir auf."

Auch der Pfarrer erhob sich, schüttelte die Waldstreu aus seinem Talar und begann: „Unter Anwünschung eines guten Morgens allerseits empfehle ich den Gegenwärtigen sich mit mir zu einem Buß- und Klagelied für Abwendung der Feindesgefahr zu vereinigen." Ihn unterbrach der eindringende Amtsschreiber; mit finsterem Blick und ohne Gruß eilte er an den Fremden vorüber: „Beeilt euch, ehrwürdiger Herr, die Luft ist rein, die Räuber sind abgezogen."

Die Weiber regten sich in froher Geschäftigkeit um die

Kinder und die geflüchtete Habe. Der Pfarrer aber ließ sich in seiner Pflicht nicht beirren und verkündete: „Demnach lege ich an das Herz, zu einem kindlichen sowohl Dank- als Freudenliede für unsere Rettung aus Todesgefahr zusammenzutreten.“ Doch bevor das Danklied angestimmt wurde, sah er unzufrieden in die Runde und frug: „wo sind die Nachbarn, wo sind eure Männer?“ — Niemand antwortete, endlich kam aus einer Frauenkehle: „sie halten Wache.“ — „Sie sind über der Theilung,“ verrieth unbesonnen eine Andere.

„Wenn sie Speise und Trank zu vertheilen haben, so mahne ich, daß sie auch ihren alten Pfarrer nicht vergessen.“ Und der arme Herr begann mit zitternder Stimme das Lied.

Regine neigte sich über die gefalteten Hände und ihre Andacht war wohl die wärmste, denn die Dorffrauen kamen zögernd herzu und der Schreiber drehte unruhig an seinem Hute, Bernhard aber blickte seitwärts auf die Jungfer Judith, welche geräuschlos eingetreten war und die Augen dem goldenen Licht des Morgens zuwandte.

Die Geflüchteten drängten aus dem Gehege, Weiber und Kinder liefen, mit Bündeln beladen, in unruhiger Erwartung den Thalweg hinab und die bewaffneten Männer, welche voranzogen, hatten Mühe die Aufgeregten zurückzuhalten. Bernhard bot, der erhaltenen Warnung eingedenk, dem alten Pfarrer den Sitz auf seinem Pferde an, und da dieser sich bescheiden gegen die Erhöhung sträubte, so schritt auch er die Pferde führend zu Fuß an seiner Seite, ein wenig beruhigt durch die Zuversicht seines Gefährten Gottlieb, der mit den Bauern Bekanntschaft gemacht hatte und wohlwollend aus seinem Tabaksbeutel für ihre Holzpfeifen mittheilte. „Die Hunde haben außer Montur und Geld der kaiserlichen Reiter auch einige Pferde gebeutet und im Walde versteckt,“ raunte er Bernhard zu, „ihre jungen Burschen lauerten gestern Abend weiter unten auf unserem Wege, und wir könnten jetzt arkebusirt sein, wenn nicht die Jungfrau ein Einsehen gehabt hätte.“

In der Nähe des Dorfes, wo sich von steiler Berglehne ein gewundener Pfad zur Straße zog, hielt die Gemeinde an. Die Landleute schrien und jauchzten, als sie aus dem dichten Tannengehölz Brummen und Gebrüll der Rinder hörten. Eine kleine Herde von Kühen und Jungvieh kam in lustigen Sprüngen herab, getrieben von Knaben des Dorfes; lauter als über die eigene Rettung freuten sich die Dorfleute darüber, daß ihre beste Habe im Waldversteck den Feinden entgangen war. Die Kinder liefen im Haufen den Thieren entgegen. Auch Judith rief: „Bleß" und lockte eine stattliche Kuh, die stärkste der Herde. Das Thier leckte die Hand seiner Herrin und Bernhard, welcher jetzt in der Nähe ritt, hörte, daß die Jungfer sich mit ihr unterhielt wie mit einer Vertrauten. „Wie war euch die Nacht im Haidekraut, junge Frau? Habt ihr euch vor den Wölfen geängstigt?" Und die Kuh brummte ihre Antwort und schritt bedächtig im Zuge nach dem Dorfe, als Judith ihr liebkosend die Hand zwischen die Hörner legte.

Im Thalgrunde lag das Dorf an beiden Seiten des Bergbaches, der weiß über die Steine schäumte. Zwischen den bewohnten Hütten von Tannenholz, welche die Zeit grau und braun gefärbt hatte, lag das Gebälk zertrümmerter Häuser, eingefallener Ställe und Scheuern.

„Die Räuber haben geplündert," rief der Schreiber und wies auf das zerschlagene Hofthor des nächsten Hauses. Da schlug die Freude plötzlich in Jammer um, die Leute fluchten und rannten auseinander nach ihren Hütten; dort fanden sie aufgeschlagene Truhen, zerbrochene Stühle und den Vorrath, der etwa noch in Scheuer und Keller gewesen war, verzehrt oder verwüstet, von dem Geflügel des Hofes nur die ausgerauften Federn. Die Fremden standen allein auf der Straße, nur der alte Pfarrer, welcher ihnen auf dem Wege ehrenhalber ein Obdach angeboten hatte, harrte noch eine Weile bei ihnen aus und sah trübselig nach dem Pfarrhofe, in welchen seine Magd vorausgelaufen war. Judith hielt mit ihrer Kuh und

der alten Frau, ihrer Dienerin, schweigend in der Nähe. Die Pfarrköchin kam mit gehobenen Armen zurückgerannt. „Alles zerschlagen, auch die Bibel zerrissen und beschmutzt.“ Einige Weiber liefen aus den nächsten Häusern und stimmten mit ihr Wechselklage an. „Nur das Haus der Jungfer Judith ist unversehrt,“ schrie die eine.

„Die Jungfer versteht die Kunst den Leuten die Augen zu verblenden,“ rief neidisch die Magd des Pfarrers.

Judith lächelte: „Das Haus liegt abseit im Schatten des Berges und die Nacht war finster.“ Sie trat zu Regine. „Ist es euch genehm, so kommt mit mir.“

Die Reisenden folgten dem Mädchen auf einem schmalen Stege über den Bach und durch den Wiesenrand dahinter. Auch dies Haus, in eine Krümmung der Bergwand eingebaut, war aus Holzbohlen gefügt, aber ein Oberstock sprang mit seinen kleinen Fenstern über den unteren hervor, und ein starker Holzzaun umschloß das kleine Gehöft. Judith holte einen großen Schlüssel aus ihrer Ledertasche und öffnete die Zaunthür, dann wies sie auf ein wüstes Haus, das in der Nähe stand. „Dort mögen die Herren sich und die Pferde unterbringen, denn hier fehlt es an Gelaß, doch die Ladung der Pferde rathe ich bei uns Frauen zu bergen, auch die Herren selbst müssen zu uns in die Küche kommen, denn dort drüben ist Alles ausgeleert.“

Sie zog Regine an der Hand in das Haus, während Gottlieb mit dem Knaben die Pferde entlastete und unter Vortritt der alten Ursula nach dem Nachbarhause führte. Als Bernhard die Stufen hinaufstieg, stand die Jungfrau im Hausflur und wies mit der Hand auf die Schwelle. „Setzt euren Fuß das erstemal nicht auf den Stein,“ sprach sie traurig, „damit euer Eintritt euch nicht Unheil bereite.“ Aber als sie mit den Geschwistern in der Stube stand, grüßte sie fröhlicher: „Seid willkommen! Es ist Alles unverändert. Die Katze hat gut Haus gehalten,“ sprach sie rühmend, als eine große schwarze Katze vom Ofen vor ihre Füße sprang und schmeichelnd ihr

Fell am Gewande rieb. „Es ist auch Mehl vorhanden und Milch im Keller und wenn die Jungfer mit ihren Begleitern fürlieb nehmen will, so wird sie hier nicht schlechter daran sein als irgendwo im Dorfe.“

Die Geschwister sahen sich neugierig in der Stube um. Es war ein wohnlicher Raum mit dem Hausgeräth einer stattlichen Bauernwirthschaft, ein Tisch, Holzstühle, die Ofenbank, das Spinnrad, die buntbemalte Truhe, Alles sauber und behaglich, um die Fenster sogar Vorhänge von Leinwand mit gesticktem Saume, an den Wänden aber mehre Holzfächer, auf denen außer dem Geschirr viele große und kleine Flaschen und andere Gefäße von seltsamer Form standen, dazwischen Kräuterbündel und große Bücher. „Wundert euch nicht über die Apotheke an meinen Wänden,“ sagte Judith, „ich bin bei Krankheiten ein Beirath und Medicus in den Walddörfern noch von meinem seligen Vater her, der aus der Heimat große Kräuterkunde mitbrachte und wegen seiner Heilkunst berühmt war.“ Und wieder trat sie zu Regine: „Gern möchte ich mit euch an der Wunde des Herrn Bruders meinen guten Willen erweisen, denn ich kann euch einen Balsam geben, der oft wundergleich geholfen hat.“ Regine sah den Bruder fragend an und wunderte sich, als dieser ohne jede höfliche Rede und Entschuldigung sogleich seinen Arm darbot.

Die Frauen waren beide eifrig bei dem guten Werke und als dasselbe vollbracht war, dachte auch Regine, daß die Fremde von freundlichem Herzen sei, und sagte, die sichere Gewandtheit bewundernd: „ihr seid meine Meisterin.“ „Der Schaden ist größer als der Herr meint,“ mahnte Judith ernsthaft, „und hätte ich Gewalt über euch, so würde ich euch zwingen einige Wochen still zu rasten.“

„Wenn ihr es gestattet, spreche ich wieder vor,“ antwortete Bernhard, „denn mein Herz ist voll Dankes; ich weiß jetzt, Jungfer, daß Schwester Regine und ich durch euch in dieser Nacht einer Lebensgefahr enthoben wurden.“

„Es ist gefügt worden, daß ich mit euch zusammentreffen sollte," entgegnete Judith, „beide haben wir's nicht gewußt und nicht gewollt." Und mit verändertem Tone setzte sie hinzu: „jetzt aber sorgen wir nicht um Vergangenes, nur um das Nächste, daß wir euch Herren die Tageskost bereiten. Vertraut mir die Jungfer Schwester an und kommt bei guter Zeit mit eurem Gefährten zu Gaste bei der Armuth. Die Jungfer Regine aber bitte ich sich's bequem zu machen und wenn es ihr recht ist, weise ich ihr auch den Keller, die Küche und ein Stübchen, wo sie sich ausruhen kann."

Gottlieb saß in der verfallenen Hütte und schraubte zufrieden an seinem Carabiner. „Dies ist das beste Quartier, das wir seit lange gehabt haben," lobte er gegen den eintretenden Kameraden, „der Regen könnte durchlaufen und als Hausgenossen spüre ich nur Mäuse und Sperlinge, aber die Nachbarschaft ist günstig. Es sind kluge Frauen, und die junge ist in ihrer Art eine Prachtjungfer. Und was das Hauptsächliche ist, wir sind hier angenehm und gern gesehen. Seit vielen Jahren ist mir dergleichen nicht vorgekommen. Die Alte hat Heu geschafft und sie sprach sogar Etwas von einem Säcklein Hafer. Ich sage dir, dies ist ein gesegnetes Land, vivat Ernestus! Vermögen wir noch die Thür zu schließen, so sind wir hier in Abrahams Schoß."

„Wie magst du dich hier ins Quartier legen? sind die Pferde gefüttert und die Wege geöffnet, so reiten wir zum Herzoge."

Aber dieser Vorschlag fand wenig guten Willen. „Laß dir sagen, Bruder," begann Gottlieb die Asche seiner Pfeife ausklopfend, „daß ich in der Stadt Gotha mehr Kundschaft habe, als mir lieb ist. Und um dir Alles zu vertrauen, ein Weib von mir haust an diesem Orte und deshalb ist er mir verleidet."

„Das hast du mir nie bekannt," versetzte der erstaunte Bernhard.

„Ich war nicht ſtolz auf mein Geſpons. Sie war zu ihrer Zeit eines Schloſſermeiſters Witwe, nicht mehr jung, aber die Nahrung war leidlich. Sie rieth mir, da ich als Altgeſelle bei ihr arbeitete, ich würde mich gut ſtehen, wenn ich ſie heiratete. Jedoch ſie erwies ſich als Hausdrache; ich verſuchte es mit Leder und mit Holz, aber Nichts wollte helfen, und da ich das Eiſen bei ihr nicht anwenden konnte, ſo nahm ich holländiſchen Abſchied, weil ich dachte, daß ich mit dem Kriegsteufel eher auskommen würde, als mit dem Eheteufel."

„Wie?" lachte Bernhard, „du Eiſenbeißer fürchteſt dich vor einem Weibe? War ſie älter als du, ſo kann ſie längſt dahin ſein."

„Du ſprichſt leichtſinnig, weil du ſie nicht kennſt," antwortete Gottlieb bekümmert. „Ihre Rachſucht iſt terribel und ich habe heut von der Alten erfahren, daß ſie noch in dieſem Jammerthal verweilt und ſcharf nach mir ausſieht, denn ſie iſt in der Bruderſchaft der alten Weiber wohl bekannt. Und kurz! mir wäre lieb, wenn du unſere Sache mit dem Herzog allein ausmachen könnteſt, ſintemal ich außerdem ſein Landeskind bin und nicht gern auf ſeine Fragen antworten möchte. Der Weg zu unſeren Abgeſandten führt dich doch über dies Dorf zurück."

Die Alte lud zur Mahlzeit, ſie forderte auch den bereitwilligen Pieps in die Küche und als Gottlieb vertraulich einwendete: „aber Mutter, die Pferde im leeren Hauſe," da tröſtete die Magd: „ich bleibe derweilen hier und bin euch gut, daß die Dorfleute mir nichts wegnehmen." — Gottlieb ſah ſie ſchlau an und auch die Alte lachte. „Furcht iſt allemal gut, ſelbſt wenn es nicht Furcht des Herrn iſt; auch ein alter Kriegsmann verſteht ſich mit dem Schwarzen auf gutem Fuß zu erhalten." Die Männer fanden in Judith's Stube den Tiſch gedeckt, Regine kam dem eintretenden Bruder in einer Dorfhaube mit der Schürze entgegen und half geſchäftig wie ein Kind des Hauſes die einfache Koſt herzutragen. Ju-

dith aber ſprach das kurze Tiſchgebet und lud zum Sitzen ein, wie Bernhard meinte, mit dem Anſtand einer Königin. Er ſah ſich während des Eſſens vergnügt um. „Wo ſind die Reiſebegleiter unſerer Jungfer Wirthin? ich ſehe die Amſeln nicht.“

„Sie ſind in der Stube nicht ſäuberlich,“ entſchuldigte das Mädchen, „und flattern hier nebenbei in der Kammer; dort können ſie durch ein Guckloch ins Freie, ſo oft ſie wollen. Sie haben mir manchmal Sorge gemacht, als der ſelige Vater hier mehre Jahre die Stelle des Pfarrers verſah; denn der frühere war in der Kriegsnoth geſtorben und der jetzige noch nicht hergeſchickt; damals fehlte auch der Küſter und ich mußte als Gehilfin des Vaters alle Kirchenämter verſehen, ich zog die Glocke, bekleidete den Altar und ſang der Gemeinde vor; es waren nur Wenige, welche außer uns im Dorfe beharrten. Da wollten ſich meine kleinen Geſellen nicht zu Hauſe verhalten und ſie flogen mir durch ein zerſchlagenes Fenſter in die Kirche nach, rannten um den Altar und behandelten den Taufſtein ärgerlich und unchriſtlich. Es kam vor, daß der Vater nur gepredigt hat vor zwei alten Frauen, vor mir und den Amſeln und einmal pfiff das Männchen mitten im Vaterunſer über der Kanzel ſein Lied. Auch ſie halten Gottesdienſt auf ihre Weiſe, ſo gut ſie es verſtehen.“

Die ſtille Freude machte ihr Antlitz ſo ſchön, daß Bernhard ſie mit unverhohlener Bewunderung betrachtete. „Zürnt nicht der dreiſten Frage, wie konntet ihr dies einſame Leben unter dem wilden Volk ertragen?“

„Ja, es iſt einſam hier,“ antwortete Judith mit trübem Blick. „Die liebe Sonne kommt auch im Sommer ſpät und ſcheidet früh; im Winter ſperrt der Schnee zuweilen die Pforte und ich bin mit meinen Gedanken allein, mit der alten Urſel und mit den Hausthieren. Dann ſchwatzt und erzählt Jedes in ſeiner Weiſe. Doch fehlt es mir niemals an Zuſpruch von Armen und Kranken, welche um Rath fragen, auch werde ich

oft nach auswärts geladen, und draußen am Rand des Waldes leben auf den adeligen Gütern einige Frauen, wenn ſie nicht gerade in die Stadt geflüchtet ſind, welche es gut zu mir meinen; dort helfe ich in den Nothzeiten bei der Pflege."

„Schrecklicher noch als die Einſamkeit iſt die Gefahr unter dem Landvolk und dem Raubgeſindel, welches umherſtreift," bedauerte Regine.

„Ich bin daran gewöhnt, auch iſt mir die alte Urſel ein guter Schutz, ſie iſt klug und weiß mit den Leuten fertig zu werden."

„Dennoch wundert mich," fuhr Regine fort, „daß ihr euch nicht in die Stadt gerettet habt."

„Mir gefiel nicht zu dienen," entgegnete die Jungfrau mit gehobenem Haupt; „hier habe ich ein Heimweſen, das mir der liebe Vater hinterlaſſen hat. Soll ich mich unter fremdem Dach um Gunſt und Gabe mühen?"

Bernhard ſtimmte warm zu. „Auch wir, Schweſter Regine und ich, ſind freundlos in der Welt und uns iſt es nicht ſo gut geworden, daß wir ein eigenes Obdach haben. Darum, werthe Jungfer," fuhr er bittend fort, „gibt mir eure bewieſene Freundlichkeit den Muth ein Geſuch an euch zu richten, daß ihr meine Schweſter länger als heut bei euch leidet, bis ich für ſie gefunden, was wir begehren; auch mein Geſelle wünſcht als Salva Guardia im Dorfe zu bleiben, bis das Geſchäft in Gotha vollendet iſt."

Und Regina hörte wieder mit Verwunderung, daß Judith feierlich antwortete: „Ihr habt ein Recht darauf, daß das Haus meines Vaters eurer Schweſter ein Obdach werde, ſolange ihr es begehrt."

4.

Herzog Ernestus.

Ein Bauer schlug heftig an die Pforte und rief in den Hof: „Der Herzog ist im Dorfe; er fordert die fremden Männer.“

Bernhard eilte hinaus, zögernd folgte sein Begleiter. Auf dem freien Platze am Gemeindehause hielten Bewaffnete, Jäger und Trabanten, in ihrer Mitte der Herzog, welcher die Berichte des Schreibers und des Pfarrers anhörte. Er nickte ein wenig auf den ehrfurchtsvollen Gruß Bernhards und beobachtete ihn, während er zu den Dorfleuten sprach, prüfend aus der Ferne. Er war ein hagerer Herr, den Jahren nach nicht alt, aber mit gefurchtem Antlitz und einem Zug von Trauer um den Mund, so daß man ihm ansah, er hatte Schweres erlebt. Endlich ritt der Jägermeister auf die Fremden zu und frug von oben herab: „Ihr seid zur Nacht über den Wald gekommen; habt ihr Etwas von den fremden Räubern gesehen?“ — „Nur eine Rauchsäule in der Ferne und ein leeres Dorf.“ „Ihr habt vorgegeben, einen Auftrag an herzogliche Gnaden zu haben. Wer seid ihr?“ Bernhard griff in das Wamms: „Hier ist unser Creditiv, welches ich dem Herrn Herzog in eigene Hand zu übergeben bitte.“

Der Jägermeister reichte das Schreiben dem Herzog; dieser las lange darin und sah wieder erstaunt auf die Abgesandten, endlich barg er das Papier in seiner eigenen Tasche, winkte Bernhard heran und gebot, daß die Umstehenden zurücktraten.

„Ich kenne Niemanden von denen, welche euch sandten," sagte er und Mißtrauen klang aus der Rede. „Was sucht der Herr Rittmeister König, wenn ihr der seid, bei mir?"

„In einer importanten Sache erbitte ich ehrerbietig bei Eurer herzoglichen Gnade Audienz."

„Ihr habt einen Begleiter? Ist das jener Mann? — Und wie der Pfarrer berichtet, führt ihr auch ein Weib mit euch."

„Meine Schwester," antwortete Bernhard, „sie hat in jenem Hause ein Obdach gefunden."

Wieder musterte der Herzog das Aussehen des Fremden. Die mannhafte Haltung mochte ihm gefallen, denn er schloß freundlicher: „Ihr traft es ungünstig mit eurer Ankunft. Der Beamte hat euch als Soldaten erkannt und behauptet, daß die Plünderer zu eurem Volke gehören. Ich hoffe er war im Irrthum. Ein Trabant, den ich zurücklasse, soll euch morgen in der Frühe nach Gotha geleiten." Er winkte den Abschied und hörte wieder auf die Klagen der Dorfleute.

Am nächsten Morgen ritt Bernhard mit dem Reiter des Herzogs der Stadt zu. Der Führer schaffte ihm Einlaß bei der Wache, und hielt nahe am Thor vor einer Herberge: „Da ihr von der schwedischen Salva Guardia, welche in der Stadt liegt, nicht beachtet werden wollt, so stellt euer Pferd hier ein, und folgt mir zu Fuß nach dem Schlosse." Er wies die Richtung und ritt davon. Bernhard schritt durch enge Gassen nach dem Markte, er fand die Straßen voll von geschäftigen Menschen, die den Fremdling neugierig und forschend ansahen, viele unter ihnen in mangelhafter Bekleidung mit bleichen und vergrämten Gesichtern. Auch die Häuser waren mit Einliegern überfüllt, noch in den Dachluken guckten Kinderköpfe und hing die Wäsche armer Leute. Aus den engen Höfen hörte er Gebrüll der Rinder und neben den Hunden liefen grunzende Schweine vor den Hausthüren. Denn viele Landleute waren nach der Stadt geflüchtet und hausten mit ihrem

Vieh gedrängt in jämmerlichen Wohnungen. Vor wenig Jahren hatte überdies eine große Feuersbrunst den Ort verwüstet, nur die Hälfte der Häuser war aufgebaut, auf vielen Brandstätten standen zwischen verkohlten Balken ärmliche Holzhütten. Auch der Marktplatz war mit Breterbuden und Leinwandzelten besetzt, an welchen armselige Frauen wuschen und kochten und halbnackte Kinder auf den Steinen spielten, dazwischen standen Rüsthölzer, geschichtete Ziegel und Kalkbühnen, Wagen mit Bauholz und Lehm. Ueberall belästigte Straßenschmutz, Geschrei und Zanken der Menschen, und Bernhard dachte mit Sorge, wie die Schwester in der wüsten und gefüllten Stadt ein Unterkommen finden werde. Ueber der Stadt aber erhob sich auf steiler Höhe ein gewaltiger Ziegelbau, das neue Schloß des Herzogs. Auch dort vernahm man das Geräusch der Bauarbeit, Hiebe der Aexte und laute Zurufe an eine lange Reihe geschirrter Pferde, welche die Dachbalken mit starken Seilen hoch hinaufhoben. Es war überall wenig zu sehen, was das Auge erfreute, aber aus dem Wirrwarr, der Noth und Drangsal erkannte man doch schaffende Kraft. In den Werkstätten schnitten und pochten die Handwerker, an vielen Fenstern boten sich ausgestellte Waaren, in den Kaufläden standen die Kunden, auch die Schenken waren gefüllt.

Bernhard stieg den steilen Schloßberg hinauf und wurde von dem Trabanten, der ihn am Thor erwartete, eilfertig zu den Gemächern des Herzogs geführt. Ein Kammerjunker öffnete die Thür des Arbeitszimmers und Bernhard stand dem Herzog allein gegenüber. Dieser hielt das Creditiv in der Hand. „Ihr seid also Bernhard König?“

„Rittmeister der Leibcompagnie von Alt-Rosen, deren Standarte ich sonst trug.“

„Wir lasen in den Avisen, wahrlich mit Bedauern, von einem Aufstand der weimarischen Völker, und wie ich sehe, sind es fahnenflüchtige Empörer, welche euch zu mir deputirt haben.“

„Die Regimenter, welche mich gesandt haben, führen die alten Cornete und Fahnen, die sie zum großen Theil durch Ew. Gnaden Bruder empfangen haben, von dem wortbrüchigen Franzosen hinweg. Und weil sie das Andenken an den deutschen Kriegshelden Herzog Bernhard mit getreuen Herzen bewahren, stehe ich jetzt vor dem Angesicht seines erlauchten Bruders."

„Ihr sprecht hohe Worte," antwortete der Herzog, „sie rechtfertigen das unerhörte Unterfangen nicht."

„Eurer herzoglichen Gnade ist bewußt," fuhr der Abgeordnete fort, „wie nach Herzog Bernhards Tode die Obersten des führerlosen Heeres mit der Krone Frankreichs pactirten. Von Allem aber, was damals beschworen wurde, hat der Franzos uns Nichts gehalten; seit vollends Graf Turenne als unser Feldhauptmann aus Frankreich geschickt wurde, hat man uns über alle Gewohnheit den Sold vorenthalten, so daß der Hunger Troß und Pferde im ausgesogenen Lande fraß; in die Commandostellen drängten sich Franzosen, vornehme Gecken mit Affengeberden, prahlerisch und hochmüthig, welche unsere Sprache nicht verstanden und sich damit berühmten, daß sie die deutsche Art verachteten. Unwillig trug der Soldat durch Jahre die fremde Dienstbarkeit. Als aber der Marschall sich rüstete, uns vom Elsaß aus in fremde Länder zu führen, klagten Officiere und Gemeine über den Bruch des Vertrages, sie verweigerten den Marsch und weil der Franzose uns mit seiner Gewalt bedrohte, forderte sich das Heer unsern Generallieutenant Rosen zum Führer und zog aus dem Elsaß bei Straßburg über den Rhein zurück; Turenne aber setzte den Rosen hinterlistig gefangen, während dieser in guter Meinung zwischen dem Heere und dem Marschall vermittelte. Da kehrten die Regimenter dem treulosen Franzosen den Rücken und wandten sich nach dem Schwabenland. Turenne kam nachgerückt und gewann durch listige Versprechungen unsere Obersten und Officiere, die auf sein Veranstalten, getrennt von ihren Soldaten, in städtische Quartiere gelegt waren. Die uns

führen sollten, dieselben, welche den Widerstand gegen die Franzosen genährt hatten, verriethen unsere Sache. Doch die gemeinen Soldaten traten zusammen, und weil sie herrenlos und verkauft zwischen Feinden standen, wählten sie aus den alten Reitern sich selbst ihre Befehlshaber und schworen einander bei den Feldzeichen zu, als redliche Deutsche Blut und Leben mit einander daran zu setzen, nimmermehr aber dem falschen Franzosen zu gehorchen."

Der Herzog murmelte: „Die Welt verkehrt sich! Die Herren sind Diener des Erbfeindes, und der verlorene Haufe handelt von der Ehre des deutschen Namens."

„Vom Neckar zogen wir dem Main zu in fester Ordnung, doch noch immer kam uns der Franzose nach, bat und drohte; wir aber ließen ihm sagen: das Tuch sei zerschnitten zwischen ihm und uns. Nahe dem Main ersah er seinen Vortheil; als ein Hohlweg unsere Völker theilte, griff er die Nachhut an, wir aber schlugen ihn zurück," fuhr der Bote mit leuchtenden Augen fort, „und der arge Mann entwich nach Frankreich."

„Ihr warft den Turenne zurück?" frug der Herzog ungläubig, „uns wurde geschrieben, daß der Haupttheil der Weimarischen bei ihm geblieben sei und nur schlechtes Volk entwichen."

Unwillig rief der Bote: „eine Lüge war's. Ich verberge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß unser tapferes Heer zerrissen ist. Vier berittene Regimenter, die gesondert lagen, hielt er am Rheine von uns ab. Jedoch die Stärke blieb vereint. Es sind die acht Reiterregimenter Alt-Rosen, Mazarin, Fleckenstein, Wittgenstein, Ohme, Rußwurm, Taupadel, Schütze; dazu die Hälfte von Rosen-Dragoner und die letzte übrige Compagnie des alten gelben Regiments, das König Gustav Adolf selbst geführt."

„Ihr nennt wohlberühmte Feldzeichen," rief der Herzog erstaunt.

„Dieſe ſind es, die mich zu Ew. herzoglichen Gnaden geſandt haben. Auch unſere Reihen ſind gelichtet; Mancher wurde weggelockt, dem der Muth verſagte vor der unſicheren Zukunft, denn heimliche Boten kamen täglich von den Officieren mit hohen Verſprechungen. Den Schlechten aber mißfiel die ſtrenge Kriegszucht, welche wir halten. Sie hatten auf Räuberleben gehofft und wenn wir einen Lump arquebuſirten oder an die Bäume hingen, ſo verſchwanden ſeine Genoſſen in der nächſten Nacht; ich denke, dieſe vergingen im elenden Krieg mit den Bauern, bevor ſie ihrer Freiheit froh wurden."

„Dennoch ſeid ihr nicht beſſer daran," entgegnete der Herzog, „jeder ehrliche Befehlshaber wird ſich gegen euch rüſten, denn ganz unleidlich iſt ſolcher Abfall und ein bedrohliches Exempel für alle Kriegsherrlichkeit."

„Wir fürchten keine Gewalt," antwortete Bernhard, „und haben noch wenig von fremdem Haß gemerkt; dagegen kann ich Ew. herzoglichen Gnaden nach Wahrheit verſichern, daß wir bis jetzt nur Gunſt genoſſen, denn wie zu einer reichen Braut, ſo ritten bei uns die Freiwerber ein: Kaiſerliche, Heſſen und Schweden. Wir haben die Wahl zwiſchen großen Potentaten und wir meinen, daß uns Jeder mehr verſpricht, als er halten wird."

„Und wollt ihr euch vermeſſen im Kriege zu beſtehen gegen Alle und gleich wilden Wölfen durch die Länder zu trotten, damit euch Jedermann erſchlage?" frug der Herzog.

„Wir ſuchen einen Landesherrn, der unſeres Stammes und Glaubens iſt, damit wir ihm als redliche Soldaten gehorchen, und darum, Herr Herzog, ſtehe ich hier, denn wir ſuchen Euch."

Der Herzog trat zurück, und der Abgeſandte fuhr fort. „Dieſe Botſchaft ſenden Euch die alten Reiter Herzog Bernhards: Als der beſte erſcheint Ihr uns von den Brüdern unſeres ruhmreichen ſeligen Herrn. Mancher unter uns hat

ſeinen erſten Kriegsdienſt zugleich mit Euch gethan, da Ihr als Oberſt in unſerem Heere gebotet. Euch rühmt die allgemeine Sage als gottesfürchtig und gerecht, als einen Fürſten, der das Wohl ſeiner Angehörigen nie vergißt und der zwiſchen harten und eigennützigen Gebietern den Vortheil des deutſchen Landes höher achtet als den eigenen Nutzen. Auch iſt uns wohl bewußt, daß unſer theurer Herzog Bernhard, Euer Bruder, in ſeinem Teſtamente Euch zum Erben ſeines ganzen Heeres geſetzt hat. Und ſeine Regimenter, welche der Krieg noch nicht getilgt, denken jetzt daran, daß ſie als Erbtheil Euch zugehören. Darum erbieten wir, die Ihr verlorene Kinder des deutſchen Landes nanntet, uns gegen Euch zu treuem Dienſte, ob Ihr durch unſere Fäuſte dazu helfen wollt, daß unſer deutſches Land den erſehnten Frieden gewinne. Sind's auch acht Regimenter nur, zweitauſend Mann in Reih' und Glied, die heute durch mich vor Euer Angeſicht treten, ich darf es ſagen, Herr Herzog, die Spreu iſt von uns weggeflogen, ein Kernvolk iſt's, das dreifache Uebermacht nicht fürchtet; und rühren wir in Eurem Namen die Trommel, ſo ſtrömt in wenig Monden ein Herr zuſammen, das Euch den Kaiſerlichen und Schweden furchtbar macht."

„War ich ein Kriegsmann," entgegnete der Herzog in tiefem Ernſt, „das Amt iſt abgethan. Seit neunundzwanzig Jahren hat die Kriegsfurie Tod und Verderben in die Länder geführt; mein fürſtliches Amt iſt zu erhalten und zu retten, was noch am Leben iſt, nicht neues Blutvergießen aufzuregen. Ich weigere euch, was ihr mit hoher Mahnung von mir verlangt, Denn wenn ich wagen wollte, was für mich ein frevelhaft Beginnen wäre, ich könnte mir aus dem zerſtörten Lande vielleicht einen größeren Lappen zu meinem Fürſtenmantel ſchneiden, aber ich würde neue Steine legen in den Pfad, der jetzt zum goldenen Frieden für uns gebahnt wird. Und wenn ich für meinen und meines Hauſes Vortheil nur um vier Wochen den Abſchluß des theuren Friedenswerkes verzögern wollte,

ſo wäre es vor Gott und meinem Gewiſſen ein ſchweres Unrecht."

„Hoffen Ew. herzogliche Gnaden, daß der Frieden komme? Der müde Soldat glaubt nicht, daß er ihn erleben wird."

„Wir alle harren zwiſchen Furcht und Hoffnung," antwortete der Herzog. „Sind ohnedies die Schwierigkeiten zahlreich, die den Abſchluß des Friedens verhindern, wie darf ich durch freches Unterfangen auch das umſtürzen, was bereits in gutem Vertrauen beſchloſſen iſt. Ein neues Heer ſchafft ſich neuen Krieg, das ſolltet ihr wiſſen; denn der Soldat vermag nicht von Luft zu leben und nicht von Hoffnung auf den Frieden."

„Herzogliche Gnaden geſtatte mir zu ſagen: ein redlicher Herr, der ſeinen Feinden ſchreckhaft wird durch ein kriegshartes Heer, und auf den Vortheil Aller denkt, wäre wohl im Stande, die Fürſten der proteſtantiſchen Partei in einem Bündniß zu conjungiren, die Sachſen, Heſſen, Braunſchweiger, den Brandenburger, und ſolches Bündniß, wenn es auch nur Neutralität begehrt, würde den Kaiſer und die Fremden zum Frieden zwingen."

„Die deutſchen Fürſten conjungiren!" rief der Herzog, „ihr kennt die Staatsraiſon nicht, die Jeden verhindert dem Anderen zu trauen. Kann der gemeine Soldat in ſchwerer Stunde einmal den eigenen Vortheil vergeſſen, die großen Landherren können das nicht. — Wo habt ihr euer Heer verlaſſen und wohin geht euer Marſch?"

„Die Regimenter lagerten bei Neuſtadt, als ich von ihnen ritt. Sie wollten langſam heranziehen bis Waſungen."

„An meine Grenzen?" frug der Herzog, „und wie viel Köpfe zählt der Haufe?"

„Mit Reitern, Weibern, Buben und Kindern an achttauſend Menſchenhäupter, dazu dreitauſend Pferde."

Der Herzog ſchritt heftig durch das Zimmer. „Achttauſend Mäuler, dazu dreitauſend Rationen, ſie verzehren in

wenig Wochen mein ganzes Land. Ich weigere euch den Eintritt, soweit ich es vermag. Wollt ihr aber meinem fürstlichen Willen trotzen und euch in meinen Dörfern setzen, so werdet ihr selbst sehen, daß wenig darin zu holen ist. Bald wird der Hunger euch tilgen. In dem Nest der Grasmücke sitzt bereits ein Kukuk. Meine Unterthanen darben, weil wir den Schweden in Erfurt zu füttern haben."

„Sorgen herzogliche Gnaden nicht," antwortete Bernhard traurig, „wir meiden den Bezirk, welcher dem schwedischen Kriegsvolk contribuirt, und werden Euer Land nicht beschweren, wenn wir nicht dazu gezwungen werden."

Beide schwiegen still, bis Bernhard wieder begann: „In treuer Meinung und hohem Vertrauen sandte mich unser Volk einem Herrn, den alle Welt als klug und redlich rühmt. Ist Eure herzogliche Gnade außer Stande mich mit einer freundlichen Antwort zu entlassen? Viele unter uns waren der Hoffnung, daß dem Herzoge von Gotha, auch wenn er nicht heilsam befinden sollte, mit eigenem Kriegsheer ins Feld zu ziehen, doch eine wehrhafte Mannschaft willkommen sein könnte. Die Mehrzahl unserer Soldaten ist aus Thüringen und Sachsen, sie würde sich wohl zu der Bevölkerung des Landes schicken. Auf dem Wege hierher erfuhr ich, daß fremdes Kriegsvolk ungebändigt im Lande beutet, ich sah viele leere Höfe und wüste Aecker, gern würde der Soldat, wenn er nicht mehr zum Schutz des Heimatlandes gebraucht wird, mit Weib und Kind die leeren Höfe besetzen und einem huldvollen Herrn, der ihn seiner Dienste entläßt, als friedlicher Unterthan gehorchen."

Der Herzog trat zu dem Sprechenden: „Ihr führt die Sache eurer Kameraden, wie ich erkenne, mit Verstand, und ich will ehrlich auf euer Vertrauen antworten. Wenn ich euch mein Gebiet öffne und euch in meinen Dienst nehme, nur zum eigenen Schutz, so sind eurer zu viel und ich bin nicht reich genug euch zu unterhalten, zumal ich euretwegen sogleich mit dem

Schweden in Händel käme. Wenn ich euch aber annehme mit dem Versprechen euch abzulohnen und statt des Soldes mit Wohnstätte und Land zu begaben, so würde euer wildes und hungriges Gesinde schnell darauf pochen und verlangen, daß ich sie bis zu nächster Ernte füttere und noch darüber hinaus, falls ihnen die ungewohnte Bauernarbeit nicht gedeiht. Darum muß ich auch diesem Wunsche widerstehen. Wollt ihr jenseit der Grenze mit eigener Faust das Tuch von den Standarten lösen, und wollen die entlassenen Soldaten mit Weib und Kind als friedliche Wanderer in mein Land ziehen, so will ich sie günstig aufnehmen und ihnen leicht machen, die leeren Höfe zu besetzen."

„Der Soldat fühlt in seinem Herzen, wie bitter und schwer die Zeit ist," antwortete Bernhard mit Zurückhaltung, „aber er weiß auch, daß er jetzt als ein Herr der Welt gebietet. Denn weil er nicht gequält und zertreten werden wollte, darum ist er der Fahne zugezogen. Solange er in friedlicher Arbeit keine Sicherheit findet, und solange im Herzogthum Gotha noch der Schwede und der kaiserliche Freibeuter herrisch über die Flur reiten, werden Ew. herzogliche Gnaden nicht verlangen, daß die Axt zum Holzblock werde, von dem die Fremden ihre Späne hauen."

„Wollt ihr so trotzig des Teufels Werke weiter üben," rief der Herzog unwillig, „so fahrt dahin auf dem Wege, den euch der Böse führt; ich versage mich euch." Da Bernhard gekränkt schwieg, fuhr der Herzog nach einer Weile ruhiger fort: „Meint ihr, daß ich das Elend meines wehrlosen Status weniger fühle als ihr? Keiner wird so gedemüthigt durch die Herrschaft der Fremden und durch den Raubsinn ihrer Befehlshaber, als der Fürst, der seinem Gott gelobt hat ein Vater des Landes zu sein. Glaubt mir, Fremdling, daß es meinem fürstlichen Blut bitter und sauer ankömmt, jedem wilden Räuber, der mit einem Heerhaufen über die Grenze bricht, zu zinsen und zu zahlen, und dazu noch groben Hohn

zu ertragen. Aber der Herr hat mir das christliche Amt anvertraut nicht zu zerstören, sondern zu erhalten, vor Allem aber meine eigenen Unterthanen, deren wenige geworden sind, aus Zuchtlosigkeit und Verderb wieder in die Ordnung zu zwingen, damit sie nicht wie Drohnen im Stocke leben, sondern wie nützliche Bienen. Andere Waffen führe ich als eure Reiterpistolen; ich weiß wohl, daß der Uebermuth dieser Welt sie verlacht und daß Viele mich einen Thoren schelten. Dennoch denke ich fest zu bleiben und mich gegen die blutige Faust des Krieges mit meinem Rüstzeug zu wehren. Wollt ihr dies Rüstzeug kennen lernen? ich will es euch weisen." — Er hob eine Handbibel in die Höhe, die auf seinem Tische lag. „Hier das Wort Gottes! Dies Geschlecht hat den Glauben verloren und ich schüttle sie täglich an den Ohren, damit sie wieder beten lernen. In weltlichen Dingen aber ist mein Werkzeug dies hier!" — Er wies auf einen Bogen Papier. „Auf solchen Bogen sende ich täglich meine Befehle und Ordnungen für jeden Stand, für jedes Amt und jeden Ort durch das Land. Meine verwilderten Unterthanen schnellen sie zuweilen in die Luft, sie sind säumig zu gehorchen und verlachen ihren Herrn als einen machtlosen Schreiber; aber sie gewöhnen sich doch daran Befehle zu empfangen, und da sie merken, daß der Nacken des Herzogs noch steifer ist als der ihre, so werden meine treuen Beamten allmählich ihrer Meister. Und endlich mein letzter Helfer ist dieses Geräth," — er wies durch das Fenster auf den Hof, wo eine Reihe Arbeiter mit Handkarren fuhr. „Der Radkarren ist es, durch den ich sie gewöhne an täglichen Fleiß und an den Dienst für mich, damit ich das ruchlose Herumlungern bändige. Es that bis jetzt ein Jeder, was er für sich selbst wollte, ich aber bin gewillt, ihn zu solcher Arbeit zu zwingen, welche Anderen frommt."

„Herzogliche Gnaden sprechen als Friedensfürst; aber noch rast der schädliche Krieg, welcher jederzeit in wenig Tagen

zerstören kann, was eines guten Landesherrn Fürsorge durch jahrelange Mühen gebessert hat, und ich erflehe Verzeihung, wenn ich daran erinnere. Ich halte hier ein Gewicht in der Hand, zweitausend der besten Soldaten, das biete ich Eurer Gnade, damit Dieselben es in Ihre Wagschale stellen; verschmäht der Herzog von Gotha dies Gewicht für sich zu verwenden, so faßt ein Anderer darnach. Vielleicht der Schwede. Herzogliche Gnaden mögen selbst ermessen, ob solcher Zuwachs, wenn er in die Schale eines Fremden fällt, für dieses Land Frieden oder Verlängerung des Krieges bedeutet. Von den Heeren, die im Felde liegen, zählt zur Zeit keines mehr als zehntausend wirkliche Soldaten; fallen zweitausend, welche dem Franzosen abgehen, jetzt dem Schweden zu, so kann wohl geschehen, daß dieser dadurch das stärkste Gewicht in deutschen Landen erhält und Meister des Spieles wird."

„Was ihr mir einwendet, Herr," entgegnete der Herzog, „das klingt wie eine Drohung; auch darauf will ich euch runde Antwort geben. Zu dem heiß ersehnten Frieden vermag ich nur zu helfen durch meine Gesandten an der Stätte, wo über den Frieden verhandelt wird, und durch Mahnung an befreundete Fürsten, daß sie zu hoch erhobene Prätention einschränken. Im Uebrigen habe ich mich und meine Unterthanen vertrauend in Gottes Hand gegeben, er allein ist jetzt der große Fürst, der unserem Elend helfen will und kann. Vertraut auch ihr, daß dieser Helfer die Herzen der Gewaltigen dem Frieden zuwende."

Da Bernhard, ohne zu antworten, der Entlassung harrte, fuhr der Herzog nach einer Weile in gütigem Tone fort: „Ich habe mit euch, der ihr mir fremd seid, verhandelt wie mit einem alten Bekannten. Denn wisset, wenn ich auch dem Antrag eurer Völker widerstehe, es ist mir doch genehm, daß sie wegen meines seligen Bruders und meines ehrlichen Namens in guter Meinung an mich gedacht haben. Auch ihr selbst, Herr Abgesandter, seid mir wohlgefällig, und ich habe solche

Rede, wie ihr zu mir gethan, nicht aus eurem Lager erwartet. Woher ſtammt ihr? Ich höre aus euren Worten, daß ihr ein Literatus ſeid, wie kamt ihr zu den weimariſchen Völkern?"

„Mein ſeliger Vater zog als ein vermögender Kaufmann von Frankfurt nach Nürnberg, er ſtarb in der Nothzeit, die unter König Guſtav Adolf hereinbrach. Die Mutter erzog in Treue mich und eine junge Schweſter, zu Straßburg habe ich das Jus ſtudirt und gedachte in meiner Heimat Frankfurt durch Freunde und Gönner ein Amt zu erhalten, da gerieth ich mit einem vornehmen Lothringer in Zweikampf und entzog mich der Rache ſeiner Angehörigen unter der Standarte."

„Ihr führt die Schweſter mit euch umher? der Troß des Heeres iſt ein übler Aufenthalt für ein ſittſames Frauenzimmer."

„Vor zwei Jahren ſtarb die liebe Mutter, da kam mir aus Nürnberg ein Brief der Schweſter zu; ſie war dort ohne Anhang, und obgleich ſie würdige Bekannte gefunden hatte, ſo ſehnte ſie ſich doch hinweg und zu mir." Als Bernhard zögernd inne hielt, fuhr der Herzog mit neuem Antheil fort: „was iſt es mit ihr? Der alte Pfarrer hat mir Wunderliches erzählt."

„Sie lebt in ſchwacher Geſundheit, gnädiger Herr, und vor Jahren iſt eine Heimſuchung über die fromme Magd gekommen, daß ſie im Schlafe zuweilen laut Gebete und allerlei gottſelige Worte ſpricht. Die Geiſtlichkeit zu Nürnberg aber, welche durch unſere Mutter Kunde davon erhielt, achtete ſtark auf ihre Reden und wollte ein Wunder aus ihr machen. Das widerſtand ihrer Sittſamkeit, denn verzeihen Ew. herzogliche Gnaden, wenn ich als Bruder ſie rühme, ſie iſt beſcheiden und ehrbar und dabei von nicht gemeinem Verſtande. Aus den Winterquartieren wagte ich mich nach Nürnberg und nahm ſie zu mir mit der Intention, ihr ſobald als möglich an einem guten Ort bei redlichen Leuten ein Unterkommen

zu ſchaffen. Darum als ich hierher deputirt wurde, beſchloſſen wir zu verſuchen, ob ſie in der Stadt Gotha, wo das Evangelium geehrt wird, bleiben könnte. Die Koſten ihres Unterhaltes würden Niemandem zur Laſt fallen, denn ſie iſt von unſeren Eltern her trotz der Kriegszeit nicht ganz ohne Vermögen. Jetzt haben herzogliche Gnaden ſelbſt mir den Muth gegeben, zu flehen, daß ihr verſtattet werde, hier in ehrbarem Haushalt unter hohem landesherrlichem Schutz zu weilen, bis ich weiter für ſie zu ſorgen vermag."

„Hat ſie den chriſtlichen Sinn, welchen ihr rühmt," antwortete der Herzog gütig, „ſo ſoll ſie auch die Sicherheit genießen, welche die Mauern meiner Reſidenz bieten können. Habt ihr ſie zur Stadt geführt?"

„Ich ließ ſie im Dorfe zurück unter dem Schutz meines Gefährten im Hauſe der Jungfer Möring. Sie iſt gut bei der Jungfer aufgehoben, aber die Gegend iſt unſicher. Doch hoffe ich, ſie wird von dort aus beſſer als ich Kundſchaft in der Stadt gewinnen. Denn ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich nach dem hier erhaltenen Beſcheide genöthigt bin mit erwählten Deputirten der Regimenter, welche in Waſungen meiner Antwort harren, zum Schweden nach Erfurt zu reiten, und ich wage deshalb noch die Bitte, meinen Gefährten den Zug durch das Gothaiſche gnädigſt zu verſtatten."

„Wie viel ſind eurer?" frug der Herzog mit erwachender Unruhe.

„Dreißig Pferde. Ich bürge dafür, daß wir weder mit Koſt noch mit Quartier die Einwohner beſchweren."

„In dieſem Fall habe ich Nichts dawider. Meldet euch bei dem ſchwediſchen Officier, welcher als Salva Guardia unten auf dem Markte einliegt. Wenn ihr zu dem Schweden reiten müßt, ſo wird euch ſelbſt daran gelegen ſein, daß eure Sendung an mich nicht ruchbar werde. Führt euch euer Weg wieder in mein Land, ſo laßt euch vor mir ſehen; ich freue mich, daß ich meine Wohlmeinung auch eurer Schweſter er-

weisen kann." Er neigte sich gegen den Gesandten zu gnädigem Abschied.

Als der Herzog allein war, pfiff er auf einer silbernen Pfeife, die er am Halse trug, und befahl dem eintretenden Diener, sogleich den Licentiatus Hermann zu holen, welcher die Aufsicht über den sechsjährigen Prinzen hatte und außerdem von dem Herrn als vertrauter Sekretär gebraucht wurde. „Ihr wart längere Zeit in Nürnberg? Habt ihr allda von einer Jungfer Regina Königin Etwas vernommen, Gutes oder Schlimmes?"

„Gewiß habe ich," antwortete der Licentiat. „Der hochwürdige Propst, mein verehrter Gönner, der mich meinem gnädigsten Landesherrn empfahl, hat selbst ein Scriptum über sie aufgesetzt. Die Jungfer wurde als eine gottselige Bekennerin gerühmt, welcher nach Meinung Einiger die Gabe der Prophezeiung verliehen war. Mir ist vergönnt worden, den Aufsatz abzuschreiben und werde ich denselben herzoglicher Gnaden unterbreiten können."

„Holt ihn zur Stelle," gebot der Herzog eifrig, „schreibt der Vorsicht halber nach Nürnberg und sorgt, daß der Brief mit dem nächsten Expreßboten ablaufe, damit man erfährt, wie die Jungfer von Nürnberg geschieden ist und was es mit ihrem Bruder für Bewandtniß hat."

Als Pieps allein war und die Pferde besorgt hatte, steckte er die Daumen in seinen Gürtel und stellte sich vor dem Hausknecht auf, welcher verwundert das weltmännische Benehmen des Kleinen betrachtete und noch mehr erstaunte, als dieser in einem Gespräch genaue Kenntniß der Stallgebräuche offenbarte, indem er frug, wo hinaus Erfurt liege und Anderes, was einem Reiterjungen am Herzen lag. Da Pieps Zutrauen zu dem Knechte gewann, empfahl er ihm die Pferde, stolzierte auf die Gasse und betrachtete in seiner Weise die Stadt. Er widerstand der Versuchung aus dem Fleischladen,

in welchem viel Lockendes offen dalag, ſein Frühſtück zu beuten, verſchmähte aber nicht, die Bekanntſchaft eines Straßenjungen zu machen, und ließ ſich von dieſem das Haus der Schmiedin Stange zeigen. Als er in dem offenen Hausflur eine hagere Frau von unzweifelhaftem Alter am Waſchtrog beſchäftigt ſah, trat er auf die Schwelle und begann: „Seid ihr mit einem Herrn Oberſt Stange verwandt, der am Rheinſtrom bei den weimariſchen Völkern wegen ſeiner Bravour ſehr gefürchtet iſt? Man ſagt, daß er aus Thüringen ſtammt.“ — Die Frau ſtarrte auf den Knaben, der fremdländiſch ſprach und ſtattlich gekleidet war.

„Seid ihr nicht mit ihm verwandt, ſo ſchadet's auch nicht, adjes!“ fuhr Pieps fort und wandte ſich zum Abgehen. Die Frau trat auf ihn zu, packte ihn ſchnell beim Kragen, riß ihn in die Stube und ſchnappte die Thür zu. Der Bube ließ ſich die Gewaltthat ohne Widerſtand gefallen, ſetzte ſich nieder und antwortete auf die heftigen Anklagen und Fragen der Verlaſſenen bereitwillig, aber nicht wahrhaft, während ſeine Augen ſcharf in alle Ecken ſpähten.

„Der Genannte hat große Beute gemacht, und man ſagt, er will nächſtens heimkehren, habt ihr Etwas an ihn zu beſtellen? Ich habe keine Zeit, denn ich will frühſtücken.“

Unter harten Beſchwerden über ihren einſamen Stand ſchloß die Frau den Brotſchrank auf.

„Käſe nehme ich nicht,“ ſagte Pieps und ſah genau in den Schrank, „denn ich bin Page eines vornehmen Officiers und eſſe nur Wurſt.“ Aber ſo hohen Genuß vermochte ihm die Schmiedin nicht zu bieten und er ließ ſich endlich zu Geringerem herab. Als er ſein Botenbrot verzehrt hatte, entzog er ſich weiteren Zumuthungen ſeiner aufgeregten Wirthin, indem er behend einen Stuhl beſtieg, das Schiebefenſter öffnete und auf die Straße ſprang. Die Frau fuhr ihm an das Fenſter nach, er aber zog einen kleinen Beutel aus der Taſche, warf ihn in die Stube und rief ſtolz: „Nehmt die Bezahlung für

das Frühstück.“ Darauf wandte er sich mit der Sicherheit eines Straßenläufers der Herberge zu und erwartete den Rittmeister.

In gestrecktem Trab kehrte Bernhard nach dem Walddorfe zurück. Er hielt an, um die Lerchen in der Luft zu hören, und rief dem Hasen, der neben ihm aufsprang, einen Jägerruf nach. Das Herz war ihm leicht und der große Auftrag, der ihm bis dahin im Sinn gelegen, beschäftigte ihn wenig. Bevor ich über die Berge kam, dachte er bei sich, stand mir der Muth mehr nach der schnellen Reiterei bei dem Schweden als nach dem Trabantendienst eines kleinen Hofes, jetzt aber fühle ich ein Vertrauen zu dem Herzog und ich denke, er wäre der Landesherr, unter dem ich gern im Frieden hausen würde. — Er kam beim Ritterhofe eines Dorfes vorbei, an der Brücke des Grabens stand der bewaffnete Hofherr, welcher soeben von auswärts heimgekehrt war, und begrüßte sein Weib, das mit dem Sohne an der Hand aus dem Hofe entgegen trat. Bernhard sah, wie der Mann das Weib küßte und den Knaben zu sich heraufzog, und als er selbst freundlich grüßend vorbeiritt und verwunderten Gegengruß erhielt, da lachte er und ihm fiel ein, daß auch er ein solcher Gutsherr werden könne durch redlich gewonnenes Beutegeld und durch die Hinterlassenschaft seiner lieben Eltern. Er sah sich als Herrn im steinernen Hause, die Schwester wohnte bei ihm, Gottlieb war Hofverwalter, Pieps wurde sein Leibknecht und am Sonntage lud er den Pastor zum Braten. In seiner Kammer hing die Armatur am Nagel und daneben in einem Schranken stand Einiges, was ihm von Büchern werth war, darunter sein kleiner Horaz und der anmuthige Sänger Martin Opitz. Aus diesem las er an Winterabenden den Anderen vor und sang seine Lieder zur Laute. Auch der junge Sohn, den der Gutsherr zu sich heraufgehoben hatte, kam in seinen Träumen wieder und dazu vernahm er eine Frauenstimme: Küsse deinen Sohn, bevor er zu Bett geht. — Dieser

Gedanke wurde dem Rittmeiſter der liebſte und er konnte gar nicht davon abkommen, ſo daß er ſich über ſich ſelbſt wunderte.

Als er durch eine offene Landſtadt kam, hielt er bei der Schenke und ließ den Hausknecht die Pferde beſorgen. Die Wirthin, eine leidliche Frau, trat heran und frug, ob er ſich nicht auch eine Ergötzlichkeit begehre. Sie trug ihm einen Schemel zu und während er trank, ſtand ſie die Hände unter der Schürze, bereit ihn zu unterhalten und ſagte laut, daß ſie ihn ſchon am Morgen mit einem Trabanten des gnädigen Herzogs im Vorbeireiten geſehen. Da faßten ſich die Nachbarn ein Herz, welche ihn vorher neugierig aus Fenſtern und Thüren betrachtet hatten, ſie kamen näher herzu, und er ſaß von einem Kreis umgeben, welcher zutraulich fragte und von dem Einbruch der fremden Reiter in die Walddörfer erzählte. Sonſt wäre ihm ſolches Geſchwätz der kleinen Leute läſtig geweſen, heut freute er ſich, daß ſie ihn wie einen friedlichen Mann und Nachbar behandelten, ihm fiel auf die Seele, wie fröhlich es mache, wenn Einer von allen Seiten ſolche Anſprache finde, und er dachte ſich wieder in der Nähe als einen ſicheren Mann angeſeſſen und in freundlichem Verkehr mit der Umgegend. Und als er ins Freie kam, die grünen Triften vor ſich ſah und dahinter die Waldhügel, da begann er laut die Worte des Dichters zu ſingen:

Ihr Birken und ihr hohen Linden,
Ihr Wüſten und du ſtiller Wald,
Mein Troſt und beſter Aufenthalt
Iſt jetzt bei euch allein zu finden.

Er ſpornte ſein Roß, daß es hoch aufſprang, und wie er über den Steg lenkte und vor dem Hauſe hielt, empfand er in ſeligem Herzen, daß Alles ähnlich war, wie er ſich's eingebildet hatte, die Pforte war geöffnet, die Schweſter eilte ihm entgegen; und Eine ſtand dabei und reichte ihm ihre Hand, die er nicht wieder loslaſſen wollte.

Als Pieps hinter ſeinem Herrn im Quartiere anlangte, berichtete er dem Alten, was er ſpionirt hatte. „Stark von Knochen," ſagte er, „und feſt im Greifen. Die Schmiede war kalt, einiges Werkzeug vorhanden, der Brotſchrank leer, euren Beutel warf ich durch's Fenſter."

„Sie fluchte ſehr?" frug Gottlieb bekümmert.

„Es war nicht der Rede werth," tröſtete Pieps.

5.

Junge Neigung.

Die Männer hatten das Walddorf verlaſſen und waren mit den übrigen Deputirten der Regimenter nach Erfurt geritten. Dort erfuhren ſie, daß alle großen Mächte ihretwegen in Bewegung waren, und daß die ſchwediſche Regierung, um das verbündete Frankreich nicht zu beleidigen, darauf beſtand, noch einen Sühneverſuch zu machen. So wurden ſie durch fruchtloſe Verhandlungen aufgehalten. Beim Abſchied hatte Bernhard ſeiner Schweſter den Buben und ihren Zelter zurückgelaſſen mit dem Verſprechen, in das Dorf zurückzukehren, bevor er dem General Königsmark zuziehe.

Regine ſaß am Spinnrade und Judith ſtand neben ihr, ſah der Arbeit zu und prüfte den Faden. „Er iſt ganz fein und gleichmäßig," lobte ſie, „übt ihr euch eine Weile, ſo werdet ihr eine Meiſterin."

„Lange hat mir das Hausweſen gefehlt," klagte das Kind, „und die ſtille Arbeit, bei der man ſich jeden Abend am Ofen über das Fertige freut und bedenkt, was den nächſten Tag zu ſchaffen ſein wird." Sie ſtellte das Spinnrad zur Seite und Judith drehte die Schnur los, welche um das Rad lief. „Warum löſt ihr die Schnur?" frug Regine wißbegierig. Judith lachte: „Sie ſagen, bei ungelöſter Schnur kommen die Erdmännchen und ſpinnen am Rocken, dann hört man die Spule ſchnurren."

„Glaubt ihr, daß ſich ſolche Geiſter zu einem Mädchen

drängen, welches dem lieben Gott vertraut?“ ſagte Regine beſorgt und ſah in die Stubenecken.

„Wir wiſſen es nicht,“ verſetzte Judith ruhig, „und Vorſicht iſt rathſam. Denn es gibt viel geheimes Leben auf der Erde, das uns Menſchen unbekannt iſt, ſchädliches und heilſames; das erkennt Jeder, der um wohlthätige Arznei zu ſorgen hat. Viel hängt ab vom Tag und von der Stunde, an welcher man ſie zum Gebrauch gewinnt, und die weiſen Leute ſagen, daß in den Kräutern der Flur kleine Geiſter leben, welche man die guten Holden nennt, und die man ſich geneigt machen kann. Wir merken auch, daß manche von ihnen Männlein ſind und andere Fräulein, und ihre junge Brut halten ſie um ſich geſammelt.“

„Jungfer Judith, davon ſteht nichts in der Schrift,“ rief Regine eifrig.

„Aber es iſt zu leſen in Wald und Feld,“ antwortete Judith, „dort hat es der liebe Gott verzeichnet.“

„Ihr ſeid ſo gut gegen mich, und ich merke auch gegen Andere, denn die Leute hier achten ſehr auf euch. Liebe Jungfer, ſeid mir nicht böſe, wenn ich frage, warum ſingt ihr des Morgens und Abends nicht aus dem Geſangbuch?“ — Judith ſtrich der Fragerin liebkoſend über das Haar.

„Ich bin eines Pfarrers Kind und habe gelernt ſtill mein Sprüchlein zu beten. Ich halte nichts von langem Abſingen und Herſagen, denn wer ſeine frommen Gedanken zur Schau trägt, der betet ſich durch den Himmel durch, wie die Rede geht, und muß jenſeits Gänſe hüten. Euch wird das nicht begegnen,“ ſagte ſie herzlich.

Regine mußte lachen: „Auch ich denke ſo, daß der ſtille Dienſt am wohlgefälligſten iſt. Dieſen aber ſollen wir den ganzen Tag üben.“

„Auch ſeines Amtes redlich warten iſt ein Gottesdienſt,“ verſetzte Judith. „Iſt euer Bruder ebenſo geſinnt wie ihr?“

„Ich fürchte, er folgt mehr eurer Weiſe,“ antwortete Regine.

„Nach ſeinem Herzen aber iſt er ein liebevoller Knabe, das weiß ich am beſten.“

Judith ſetzte ſich neben ſie. — „Denn ihr müßt wiſſen,“ fuhr Regine gewichtig fort, „eine Schweſter kennt den Bruder anders als jede Fremde, und der ſelige Vater ſagte im Scherz: die Mutter ſieht das Knäblein nackt und die Schweſter ſieht es im Hemde, fremde Jungfern aber ſehn es im Seidenwamms.“

Jetzt lachte Judith. „Der Herr Vater war wohl ein kluger Mann?“

„Das war er,“ beſtätigte die Tochter, „er ſah auch dem Bruder ähnlich, hielt ſich ſtattlich und war von heiterem Weſen. Und ihr könnt mir glauben, um den Bernhard iſt's ſchade, daß er ein Kriegsmann werden mußte, denn er hat gute Wiſſenſchaft in gelehrten Dingen, ſpielt auch auf dem Clavicordium, ſingt dazu mit einer guten Stimme und macht allerwege die Leute fröhlich. Ich aber bin ein trauriger ſchwarzer Butz und er hat ſeine Noth mit mir; ich bin aus der Art geſchlagen, ſie ſagen, weil die Mutter, bevor ich geboren wurde, ſich ſehr wegen der Kroaten geängſtigt hat.“ Sie ſah bekümmert vor ſich hin.

Judith nahm liebkoſend die Hand des Gaſtes und hielt ſie in ihren Händen feſt.

Unterdeß war das zugereiſte Mädchen im Walddorfe, ohne eine Ahnung zu haben, der Gegenſtand hoher Beachtung geworden. Den Herzog beſchäftigte ſeit der Unterredung mit Bernhard der Gedanke an die Geſchwiſter; doch um die Wahrheit zu ſagen, er gedachte weniger des Bruders, der ihm fremdes Kriegsvolk angeboten hatte, als der Schweſter, welche im Rufe ſtand zu prophezeien. Und das war nicht zu verwundern. Denn Jedermann wurde durch die Schrecken der Gegenwart gepeinigt und fühlte ungeduldiges Verlangen in der Zukunft ein beſſeres Glück zu erkennen. Im Volke wucherte der Aberglaube und Viele ſuchten durch geheime Künſte, die ſeit der

Heidenzeit nicht vergessen waren, künftige Ereignisse zu deuten und sich vor drohender Gefahr zu schützen; überall erstanden Propheten, sogar Kinder weissagten und verkündeten bald Untergang der Welt, bald Besserung des betrübten deutschen Zustandes. Auch der Herzog hatte seinen Antheil an solcher Sehnsucht und Neugierde und konnte sich nicht versagen, das Scriptum des Nürnberger Propstes seinem Schloßprediger mitzutheilen. Der Geistliche las mit hoher Befriedigung und sprach Bewunderung der Verkündigungen aus, obwohl diese in der Hauptsache nichts weiter waren als umgewandelte Bibelsprüche. Er erstaunte nicht wenig, als der Landesfürst, seiner Beistimmung froh, ihm offenbarte, daß das Wunderkind zur Stelle sei und daß es erwünscht wäre, wenn er dasselbe gegen billige Vergütigung durch die Angehörigen des Mädchens für die nächste Zeit in Wohnung und Kost nehme. Der geistliche Herr bat um Erlaubniß diesen Punkt mit seiner Hausfrau zu bereden, da Seiner herzoglichen Gnaden nicht unbekannt, daß die derzeitige Wohnung des Schloßpredigers enge, nicht günstig gelegen und mit einer finsteren Treppe behaftet sei.

Das verkannte der Herzog nicht, und obgleich er vermied eine Abhilfe in Aussicht zu stellen, so sah der Prediger nebst seiner Gattin dennoch ein, daß die Aufnahme der Fremden vortheilhaft zu werden nicht unbegründete Aussicht verschaffe.

An einem der nächsten Tage fuhr ein stattlicher Wagen mit einer Schutzdecke, begleitet von einem herzoglichen Trabanten zu Pferde, in das Walddorf und hielt bei der Pfarre; nicht lange darauf bewegten sich der Pfarrer und Licentiat Hermann in bedächtigem Schritt nach dem Hause der Jungfer Judith, wo Licentiatus einen Brief des Schloßpredigers an Regine übergab. Nach dem nothwendigen Hin- und Herreden, und nachdem sich beide Herren in aller Höflichkeit zu besten Diensten erboten hatten, wurden die Sachen der fremden Jungfer auf den Wagen gestaut und dieselbe eingeladen auf dem Ehrensitze Platz zu nehmen, dem Licentiaten aber zu

gestatten, daß er sie aus dem Dorfe in die Stadt und aus einer unsicheren Wildniß unter die Augen und in den Schutz ansehnlicher Personen stelle. Die Mädchen hielten einander bei der Hand.

„Es ist besser so für euch," sagte Judith freundlich; „seht ihr euren Bruder wieder, so grüßt ihn von mir."

Als aber der Besuch in den Wagen gehoben war und eine kleine Hand noch einmal zum Abschied zurückwinkte, schlug das Dorfmädchen die Hofthüre zu, eilte in die Stube und saß dort lange mit gesenktem Haupt.

Unterdeß bemühte sich der Licentiat durch höflichen und wohlanständigen Discours seine schweigsame Reisebegleiterin zu unterhalten, und da er ein gescheidter und aufgeweckter Mann war, so gewann er auch allmählich ihre Aufmerksamkeit. Er hatte das Zartgefühl von persönlichen Verhältnissen zu schweigen, aber er spielte sich behende auf Nürnberg, die berühmte Stadt, und verschmähte nicht von der Verwunderung zu sprechen, welche ihm alldort die Tracht der Frauen und das großartige Aussehen der Stadt sowie auch die künstlichen Gebäude verursacht hatten, und nicht weniger das sogar in der Kriegszeit lustige Leben auf den Wochenmärkten und das öffentliche Braten der Fische. Längere Zeit hörte ihm Regine mit Antheil zu, endlich wagte sie die schüchterne Bitte, er möge ihr nicht verschweigen, welche Gesinnung der Herr Schloßprediger und dessen Frau Liebste ihr entgegenbrächten und wie sie sich dort zu verhalten habe, um zu gefallen; „denn es ist schwer für ein Waisenkind in fremdem Lande; auch die Bräuche hier sind mir ganz unbekannt; und ich möchte doch, daß Beide in ihrem Gemüth von aufrichtiger Güte gegen mich würden." Da vergaß der Licentiat seine wohlgesetzten Reden und die gemessene Bewegung der Hand, welche dem Erzählenden wohl ansteht, und brach heraus: „Seien Sie nur ganz ohne Sorge, sehr verehrte Jungfer Königin, und seien Sie nur ganz so wie Sie auch gegen mich sind, nach Ihrer eigenen Art, und

Sie werden allen Leuten, hohen und niedrigen, über alle Maßen gefallen.“ Aber er zuckte zurück und faßte sich zusammen, weil er ungebührlich laut und schnell gesprochen; auch Regine saß verlegen da, bis ihr Begleiter wieder die richtigen Worte fand und gewissermaßen zur Sühne seines jähen Wesens ausführlich über den geistlichen Herrn berichtete, sehr vorsichtig, sehr voll von Hochachtung und Anerkennung, jedoch so, daß Regine eine Meinung über ihren künftigen Beschützer bekam, die sich später als richtig erwies.

Nämlich der Schloßprediger war ein wohlhäbiger Herr mit geröthetem Antlitz, runden grauen Augen und starkem Munde. Er trug das große Haupt zurückgeworfen und die Augen sahen gerade und stolz in die Welt. Denn zu einer Zeit, in welcher friedliche Leute genöthigt wurden, scheu um sich zu blicken und leise zu reden, war er in der glücklichen Lage, jede Woche seine Stimme mächtig über demüthigen Hörern zu erheben, und Keiner durfte ihm widersprechen. So hatte er das Aussehen eines gewaltigen Mannes und war in der That ein strenger Gebieter seiner Gemeinde; nur hatte auch er, wie andere Machthaber, mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß ihm sein Volk ungern gehorchte. Zwar wenn er die Andersgläubigen durch kräftige Schläge auf die Kanzel verurtheilte, waren seine Beichtkinder recht wohl zufrieden, wenn er aber einmal einen Feldzug gegen ihre liederlichen Gewohnheiten unternahm, und ihnen Nüchternheit, Zucht und Nachtruhe empfahl, dann zuckten die Sünder hinter seinem Rücken die Schultern und spotteten ohne Ehrfurcht über den röthlichen Schimmer seines Angesichts, denn sie wußten, daß er in der schweren Zeit zuweilen Trost in heißem Frankenwein fand; und wenn er auf der Kanzel gegen die Herrschbegier derjenigen Hälfte des Menschengeschlechts wetterte, welche nach der Schrift der andern Hälfte Gehorsam schuldig ist, so flüsterten die Zuhörer einander in das Ohr, daß er nur darum in der Kirche so kräftig losgehe, weil er zu Hause leidend gehorchen müsse.

Von ſolchen Eigenſchaften des hochanſehnlichen Mannes kam in den Worten des Licentiaten ſo viel zu Tage, daß Regine ein wenig lächeln mußte, zuletzt aber nachdenklich wurde. Und der Redner, betroffen über ihre Schweigſamkeit, beeilte ſich, die Frau Schloßpredigerin zu erwähnen, welche, obgleich klein und hager, doch im Hausweſen die ſtärkere Kraft entwickelte. Er rühmte ihre Wirthſchaftlichkeit im Einſchlachten und Räuchern, und er verrieth auch, daß ſie eine ſonderliche Vorliebe für Backobſt habe und ſtolz auf einige Obſtbäume in ihrem kleinen Garten ſei.

„Das iſt gut," ſagte Regine eifrig, „im Winter iſt ſolche Hauskoſt ein Schatz. Aber der Herr ſcheint ſich nicht viel daraus zu machen," fügte ſie hinzu, ihn ſchalkhaft anblickend, „denn ſonſt würde derſelbe dies nicht ſo auffällig finden." Der Begleiter beeilte ſich ſeine unbedingte Bereitwilligkeit zu dieſem Genuß auszuſprechen.

Wieder ein kleines Stillſchweigen, dann begann das Mädchen auf's Neue: „Ich ſorge, daß ich dem Herrn Licentiaten vorlaut erſcheine, wenn ich mich unterſtehe, auch nach dem Herzog zu fragen. Da Seine Gnade mir, wie die Herren erwähnten, dieſe gute Stätte bereitet hat, ſo möchte ich gern wiſſen, wie ich mich gegen ihn zu halten habe, um ihm meine Dankbarkeit zu beweiſen." Jetzt wurde ihr Begleiter beredt, rühmte den Herzog höchlich und mit warmen Worten und nachdem er von ſeinem redlichen Eifer erzählt hatte und von der guten fürſtlichen Häuslichkeit, ſo erwähnte er auch die Sorgfalt, mit welcher der Herr ſich um Allerlei kümmerte, was in ſeinem Lande vorging. „Durch dieſe Sorglichkeit werden herzogliche Gnaden zuweilen übermäßig occupirt und onerirt, und die Specialitäten werden demſelben jeweilig zu einem Embarras."

„Ich bitte den Herrn, nicht ſo vornehm mit mir zu ſprechen," ſagte Regine, „ich bin nur das gemeine Deutſch gewohnt."

„Verzeihe mir die hochverehrte Jungfer," bat der Redner betroffen, „ich wollte nur anzudeuten wagen, daß die undankbaren Leute Seine herzogliche Gnaden ab und zu verkennen — und kurz gesagt, in unverschämter Dreistigkeit einen Topfgucker nennen."

Jetzt sah er mit inniger Freude, daß Regine lachte. Um dies zu verbergen, neigte sie sich zum Wagen hinaus, da auf der Wiese nebenbei gerade eine Sense am Tengelstein klang. „Die Leute mähen Gras," rief sie fröhlich, „das habe ich lange nicht gesehen." — Ihr Begleiter wies ihr den bewaffneten Reiter, der zum Schutz in der Nähe hielt. „Auch dafür hat unser Herzog gesorgt!"

Sie kamen durch ein Dorf. Vor einer der halbzerstörten Hütten saßen kleine Kinder auf der Erde; sie starrten furchtsam nach dem Wagen und die Schwester drückte den jüngeren Bruder fest an sich.

„Sie sehen so kränklich aus," klagte das Mädchen, „gewiß sind sie hungrig."

Der Licentiat gebot heftig dem Kutscher anzuhalten, kletterte aus dem Wagen und reichte den Armseligen die Reisekost, welche er, wie Brauch war, mit einem Löschpapier umwickelt in seiner Tasche mitgenommen hatte. Regine sah zu, als die Kinder die gute Speise verzehrten. Wieder fuhren sie eine Weile schweigend dahin, das Mädchen mit gefalteten Händen, denn die Nähe eines Theologen, die sie lange entbehrt, stärkte ihr die erbaulichen Gedanken. Und da in ihrer Phantasie der gestrenge Schloßprediger sich zu dem Bilde der armen Kinder gesellte, begann sie endlich: „Ach! so viel Eifer und Zorn ist in der Welt und doch ist die christliche Gesinnung so selten; Alles nützt ihnen nichts und wenn sie noch klug sind, sie werden dem Lande nicht aufhelfen, solange sie nicht die Liebe haben."

„Was die Jungfrau spricht, ist ein großes Wort," antwortete ihr Begleiter ernsthaft, „und da ich selbst dem geistlichen

Amt angehöre, so bitte ich nicht für Ueberhebung zu halten, wenn ich eine leise Klage gegen geistliche Herren in allen Confessionen erhebe. Sie haben so lange gezankt, verdammt und Andersgläubige verflucht, bis Zank, Fluchen und Haß in das Gemüth des Volkes gedrungen sind, so daß die Menschen um des Glaubens willen einander schädigen und töten, und das Land fast zur Einöde geworden ist. Furchtbar ist es zu sehen, daß die Lehre der Liebe sich so verkehrt hat."

„Herr Licentiat," sagte Regine begeistert, „da ich euch so reden höre, wage ich euch zu sagen, was ihr nicht mißdeuten mögt: ich bin gut evangelisch, aber ich habe in Nürnberg eine würdige Frau gekannt, welche diese Liebe hatte, von der ihr sprecht. Sie hat mir und meiner seligen Mutter viel Gutes gethan und doch war sie katholisch. Und sie wies mir in aller Heimlichkeit ein geschriebenes Büchlein mit Liedern, welches betitelt war: „Geistliches Lustwäldlein." Davon durfte ich mir Manches abschreiben, und dieses zu lesen ist mir große Erbauung, obgleich der Dichter nicht unseres Glaubens gewesen ist. Ich hoffe, ihr haltet das nicht für unerlaubt."

„Wenn mich die Jungfer mit so hohem Vertrauen beehrt," versetzte der Theologe ernsthaft, „so bin ich schuldig zu antworten, ich müßte diese Poesie vorher gelesen haben, bevor ich wagen darf, einen Rath zu geben."

„Ihr sollt sie zu Gesicht bekommen," versprach Regine und sah ihn treuherzig an.

Jetzt hatten die Reisenden gefunden, was beide redselig machte, und die Wegstunden schwanden ihnen schnell dahin. Endlich sagte der Licentiat mit fröhlichem Lächeln: „Als ich heut früh ausfuhr, dachte ich nicht daran, daß mir diese Reise eine Bekanntschaft verschaffen würde, die mir so hochwerth geworden ist und immerdar eine glückselige Erinnerung sein wird, und ich gestehe der Jungfer Königin, daß ich in Sorge war, wie dieselbe sich mir gegenüber gehaben würde, ja daß ich nach Manchem, was ich gehört, meinen Auftrag für difficil

erachtete; aber ich fand heut früh einen guten Troſt, als ich zu chriſtlicher Prüfung des Kommenden dreimal in der Schrift den Vers nachlas, auf welchen mein Finger gerieth. Denn worauf ich traf, das war alles gut."

Regine ſtrich an ihrem Gewande, als ſie frug: „Darf auch ich wiſſen, welches die günſtigen Vorzeichen waren?"

Zögernd berichtete er. „Der erſte Vers war aus den Sprüchen Salomonis: Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre."

„Herr Licentiat, das paßt nicht," rief das Mädchen erſchrocken.

„Mir ſcheint der Spruch trifft gerade das Richtige," entgegnete ihr Begleiter ſiegreich. „Der zweite aber war fünftes Buch Moſe: Der Herr brachte uns an dieſen Ort und gab uns dies Land, da Milch und Honig innen fleußt." Er hielt an.

„Und der dritte?" frug Regine leiſe.

„Den dritten," verſetzte der Theologe befangen, „wage ich euch jetzt nicht zu ſagen, vielleicht geſtattet ihr mir's einmal ſpäter."

Es war ein ſtiller Abend im Dorfe, die Berge warfen blaue Schatten über die Holzhäuſer, den Wieſengrund und das murmelnde Waſſer, und oben an der Berglehne leuchteten die Baumwipfel von bräunlichem Golde. In der friſchen Abendluft ſaß Judith am Zaun ihres Hofes; das Spinnrad ſchnurrte, aber ihre Augen flogen die Straße hinab der Gegend zu, wo ſich das Thal in die Ebene öffnete.

„Heute war das Sonnenlicht mild und langſames Reiten würde einem Kranken nicht ſchaden. Kommt er noch, ſo kommt er heut. Die Spindel ſtach in den Finger, das bedeutet Beſuch. Ich ſorge um Einen, der mir fremd iſt, und doch der Vertraute meines Herzens vom Morgen bis zur Nacht. Wenn er wieder im Lederſtuhl am Herde ſitzt, reiche ich ihm den

Trank in dem ſilbernen Becherlein, welches um der ſeligen Mutter willen in aller Noth bewahrt wurde. Seine Schweſter ſagt, daß er von fröhlichem Gemüthe iſt und Jedem lieb macht mit ihm zu verkehren, das wußte ich auch, denn wenn er lachte, ſchlug mir das Herz. Die Urſel berühmt ſich, daß ſie einen Entfernten zwingen kann ſeine Gedanken nach dem zu richten, der ihn herbeiwünſcht, aber ich zweifle, ob ihr das Kunſtſtück gelingt. Iſt es ſtillem Wunſche möglich über Berg und Thal in die Seele eines Anderen zu dringen, ſo ziehe ich ſelbſt ihn herbei, bis er leibhaftig vor mir ſteht, denn wie ein Feuerfunken, der im Sturmwind dahinfährt, fliegt meine Sehnſucht in die Ferne zu ihm. Er ſpornt ſein Roß und er jagt auf der Straße, er hält an und ſchlägt an das Thor. Arme Thörin!“ rief ſie laut, „was weiß ich von ſeinen Wegen? und weshalb vertraue ich, daß er meiner gedenkt?“

Aber von fern klang der Hufſchlag eines Pferdes; auf der Straße jagte ein Reiter heran, er ſetzte über den Steg, ſchwenkte den Hut und rief grüßend ihren Namen. Der, den ſie gerufen, hielt vor ihr, und in freudigem Schreck wich ihr das Blut aus dem Antlitz zum Herzen.

In der Stube antwortete ſie ſeinem ſuchenden Blick: „Der Herr findet die Schweſter, zu der er kommt, nicht mehr hier“; ſie erzählte dem Erſtaunten von der Einholung und hatte Mühe ihre Freude zu bergen, als der Bruder fröhlich erwiederte: „Iſt mir der Herzog zuvorgekommen, ſo erhalte ich das Recht auch für mich ſelbſt zu ſorgen.“ Er wies auf ſeinen Arm. „Lieber bleibe ich hier, als im Gedränge der Stadt, während die Kameraden leere Worte mit den großen ſchwediſchen Schreibern wechſeln. Und jetzt, wo ich den würzigen Geruch der Kräuter wieder athme, iſt mir ſo wohl zu Muthe, als wäre ich ein Knabe, der ſeine günſtige Frau Pathe beſucht, und ich bitte die Jungfer, daß ſie mich nicht fortweiſe, wenn ich mich hier ins Quartier lege.“ Dabei neigte er ſich tief vor ihr. — Judith entgegnete erröthend:

„Der Herr ist willkommen während der Stunden, die er bei uns verweilen will. Der Zelter steht neben der Kuh und der Knabe schläft auf dem Boden darüber, aber der Herr Rittmeister ist mir zu groß, um mit den anderen Puppen in diese kleine Holzschachtel eingesperrt zu werden, darum machen wir's euch im Hause nebenan so wohnlich als wir können. Ihr besucht den Pfarrer und meldet euch bei dem Amtsschreiber, der sich jetzt wie ein Ohrwurm winden wird, da er gemerkt hat, daß ihr beim Herzoge etwas geltet. Doch traut ihm nicht über den Weg, er meint es zu Wenigen gut, und am meisten mögen sich die hüten, zu denen er es in seiner Weise gut meint." Ein Schatten flog über ihr frohes Gesicht, doch schwand er gleich wieder in Heiterkeit, als sie auf den Knaben wies, der säuberlich in neuer Wäsche auftrat, das struppige Haar glatt gebürstet, die Aermelschlitze seines Wammses mit bunter Seide ausgepufft. „Wir haben dem Herrn unterdessen seinen Pagen ausstaffirt, damit dieser ihm Ehre mache."

Sie lud den Gast zum Sitzen und er verneigte sich zum Danke dafür wieder, wie vor einer Königin. Denn er gedachte der Sitte und daß er die Schutzlose in ihrem Hause zu ehren hatte. Das verstand Judith in dankbarem Herzen, und auch sie setzte sich ihm gegenüber an das Spinnrad, hoch aufgerichtet mit ruhigem Antlitz. Ihr Wunsch war erfüllt, der Ersehnte saß auf dem Lehnstuhl am Herde und sein Trunk wurde ihm in dem Schmuckstück des Hauses vorgesetzt; sie frug und er berichtete über die kleinen Abenteuer auf der Reise und die schlechten Herbergen am Wege. Dennoch erwies sich das Lied, welches der Rittmeister zuweilen sang, und worin er behauptete, daß Amor, das verschmitzte Kind, völlig blind sei, an dem Sänger selbst als unwahr. Denn der erwähnte Gott saß luchsäugig, wenn auch unsichtbar, auf dem Bretergerüst unter den Kräuterbündeln, und schoß mit seinem Flitzbogen einen Pfeil nach dem andern gegen den Kriegsmann

ab. Der Gast und die Jungfer Wirthin, wie höflich sie auch zu einander redeten, sie konnten nicht vermeiden, daß das Glück ihnen aus den Augen leuchtete, und daß ihnen die Stimme von der inneren Bewegung leise erbebte. Bald erzählte ihr Bernhard wie einem treuen Kameraden von Allem, was er in den letzten Wochen erfahren, und kam dabei unvermerkt auf sein früheres Leben, bis ihr die Spindel im Schoße ruhte und ihre Augen in stiller Verklärung auf seinem Angesicht hafteten. Während das Abenddunkel in das Gemach drang, öffneten sich zwei Herzen wie zwei volle Knospen, welche die rosigen Blätter gegen einander entfalten. Auf unruhige Erwartung und pochende Leidenschaft war für beide das erste Glück des Wiedersehens gefolgt, ein seliger Friede.

Als sie dem Gast das Abendbrot vorgesetzt und den Arm verbunden hatte, führte sie ihn nach seiner Herberge und bot ihm die Gutenacht.

„Wie wußtest du, daß ich heut kommen würde?“ frug der Rittmeister den Knaben, sobald sie allein waren.

„Die Jungfer hat's gewußt,“ antwortete Pieps, und sein großer Mund verzog sich zu einem glückseligen Grinsen.

Lange saß Bernhard im Dunkel an dem kleinen Fenster. Er versuchte leise zu singen, aber er verlor die Melodie sowohl bei Frau Venus als bei den zu kaufenden Melonen. Ihm hatte in sorglosen Tagen manches Mädchen wohlgefallen, aber niemals war ihm das Herz aufgegangen wie in der letzten Stunde, ihm kam vor, als ob er zu dieser Jungfrau halten müsse, solange er lebe, und er starrte beim Sternenlicht hinüber nach dem Nachbarhause, mehr dem Corydon gleich, der sich um Phyllis grämt, als einem Reiter von Alt-Rosen, welcher in wüstem Hause lagert.

Am nächsten Morgen ritt er nach Gotha. Die Schwester sprach ihm gegenüber muthig und in gutem Vertrauen von ihrer Lage; mit dem Schloßprediger beredete er zu großer Zufriedenheit des geistlichen Herrn die Vergütigung, und wie

die Habe der Schweſter in dem Troßwagen ſicher von Waſungen heranzufahren ſei, auch beim Herzoge meldete er ſich und erhielt Erlaubniß im Walddorfe zu raſten, weil er dort den Quartieren ſeiner Völker näher war. Und die Schweſter freute ſich über die Zuverſicht des Bruders, als er ihr beim Abſchied ſagte: „der Herzog hofft jetzt auf Beſſerung, auch die Schweden reden viel vom Frieden, vielleicht frage ich in Kurzem, ob du dich hier zu Lande bei dem Bruder anſiedeln willſt.“

Als er mit dem Buben den Eingang des Waldthales erreichte, ſah er unweit der Straße die Jungfrau, welche mit ihrem Korbe aus der Hütte eines Holzfällers herab kam. Sie blieb ſtehen, als ſie die Reiter erkannte. Er ſprang ab, ſandte den Knaben und die Pferde voraus und ſchritt neben ihr den Fußweg entlang. „Wie mögt ihr euch allein durch das offene Land wagen?“ mahnte er beſorgt. „Auf den Straßen ſchweift unſicheres Volk und im Walde iſt noch weniger zu trauen.“

„Wir Landleute haben in der eigenen Flur immer guten Muth,“ antwortete Judith; „heute begleitete mich auf dem Hinwege der Mann meiner Kranken, und bei der Heimkehr dachte ich euch zu treffen.“ Ihr Antlitz röthete ſich, aber ſie ſah ihn in unſchuldiger Zuverſicht an.

„Liebe Jungfer Judith,“ rief er und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie löſte die Finger aus den ſeinen, aber mit ſtrahlenden Augen frug ſie: „bin ich euch ein wenig lieb, Monſieur König? Heut möchte ich's glauben, denn eure Stimme klingt anders als von kalter Höflichkeit. Und daß ihr und die Schweſter gute Kundſchaft halten wollt mit der armen Dorfjungfer, ſoll mir manchmal in der Wildniß ein Troſt ſein; denn die Gäſte, welche ſonſt zu uns kommen, ſind ſelten der Art, daß man mit Freude an ſie zurückdenkt.“ Sie wies auf die Landſtraße: „Seht, dort ziehen Solche heran, von denen wir häufig Zu-

ſpruch haben.“ Aber im nächſten Augenblick ging ſie mit ſchnellem Schritt auf die Fremden zu.

Ein Mann zog einen kleinen Handwagen, auf welchem zwei müde Kinder ſaßen, neben ihm hinkte auf einen Stab geſtützt die Frau. Der Fahrende trug einen ſtädtiſchen Rock, deſſen ſchwarze Farbe durch Sonnenbrand und Regen vergraut war; aus dem feinen Angeſicht blickten zwei geſcheidte Augen. Er und die Frau waren nicht alt, aber ſchwächlich und verfallen, und man ſah ihnen wohl an, daß ſie beſſere Tage gekannt hatten.

Judith rief ihrem Begleiter haſtig zu: „Es ſind Exulanten, es iſt ein Geiſtlicher!“ und redete den Mann an, indem ſie ſich verneigte: „salve, vir reverendissime!“ Dabei nahm ſie ihm die Deichſel aus der Hand und kehrte den Wagen dem Dorfe zu: „Ihr dürft nicht ohne Erquickung weiter ziehen. Verſchmäht nicht, die kurze Strecke zurückzulenken; was fehlt der Frau am Fuße?“

Der Mann zog vor dieſem entſchiedenen Willen den Hut. „Will die wohlgeneigte Frau den Meinen etwas Gutes thun, ſo wird es der Himmel lohnen, denn wir kommen von weit her und wiſſen nicht wohin.“

Judith wandte ſich zu Bernhard und auf die Kinder weiſend, ſagte ſie in herzlicher Bewegung: „Auf ſolchem Wagen ſaß als Kind auch ich, wenn ich erſchöpft vom Wandern war, mein Vater zog die Deichſel und die Mutter ging mit wunden Füßen im Staube der Heerſtraße.“ Und den Wagen auf der Straße zurückfahrend, wehrte ſie dem Flüchtling: „Ich leide nicht, Herr Paſtor, daß ihr euch bemüht.“

Da nahm auch der Rittmeiſter den Arm der wankenden Frau und führte ſie vorſichtig, die tiefen Wagengeleiſe vermeidend, nach dem Dorfe zurück. So kam die Geſellſchaft vor das Haus der Jungfrau; dieſe lenkte zu dem Bau, in dem der Rittmeiſter einquartiert war, und bat: „Geſtattet ihnen, in der Kammer euch gegenüber zu bleiben, denn ich ſehe, eine Nachtruhe

iſt ihnen vor Allem nöthig.“ — Sie hob die Kinder vom Wagen, gab der alten Urſel und dem Reiterbuben ſchnelle Befehle, und dem Rittmeiſter war, als ob ſie auch ſeine Hilfe bei dem guten Werke erwarte, ſo daß er ihr dienſtwillig in das Haus folgte. Dort ſchloß ſie die Truhe auf, kramte in der Wäſche, wickelte ein kleines Bündel und hob ein vornehmes Tiſchtüchlein mit buntgenähtem Saume heraus: „Es macht dem Herrn Pfarrer ſoviel Freude als gute Koſt,“ erklärte ſie, „wenn wir ihm ein Tiſchtuch aufdecken.“ Sie legte das Tuch ihrem Gaſt über den Arm und frug: „Es war ſtarkes Bier gekommen aus der Stadt für die Jungfer Schweſter; darf ich davon geben?“ Als ihr Blick auf das Geſtell fiel, wo ſie den kleinen Silberbecher verſteckt hatte, hielt ſie zweifelnd an und frug wieder: „Iſt es euch unlieb, wenn der Fremde aus eurem Becher trinkt?“ Bernhard hob das Gefäß ſchnell herab. „Dann iſt noch das Huhn für die kranke Frau,“ fuhr ſie bittend fort, „auch dies war für einen Anderen zubereitet und er würde mit Geringerem vorlieb nehmen müſſen.“ Und ſie trugen gemeinſchaftlich den Flüchtlingen hinüber.

Unterdeß war Urſel um die kranke Frau bemüht, und Pieps, welcher Lagerſtroh herzugetragen und mit nicht gemeiner Kunſt eine Streu geſchüttet hatte, ſaß vor der Thür bei einem Waſſerkübel und ſtriegelte den beiden Kindern mit Schwamm und Bürſte den Staub des Weges von Geſicht und Kleidern. Judith aber und Bernhard deckten dem Pfarrer den Tiſch im Freien; ſie trug auf, er ſchenkte ein und trank den Willkommen zu, gleich als ob er Hausherr wäre.

„Dies iſt ein Landsmann aus dem Rieſengebirge,“ ſagte Judith und ſtrich dem Pfarrer vertraulich über den Aermel, „ich erkenne an ſeiner Rede die Heimat.“ Und als der Fremde, bevor er ſich an die Koſt wagte, wehmüthig durch das Fenſter in die Stube zurückſah, tröſtete Judith: „Sorge der Herr Paſtor nicht um die liebe Frau und nicht um die Kinder, denkt jetzt an euch ſelbſt.“

Der Mann gewann im Essen besseren Lebensmuth und erzählte dem Rittmeister, welcher sich zu ihm setzte, von dem Unglück seiner Heimat und dem Elend seiner Irrfahrten, ruhig und ohne Klage, wie müde und geplagte Leute von ihrem schweren Schicksal sprechen, wenn sie nicht darauf ausgehen Mitleid zu erregen. Auch Bernhard, welcher den Flüchtling als verständigen Mann erkannte, der von den Kriegsläuften zu berichten wußte, antwortete ihm achtungsvoll, und merkte, wie froh Judith über seine Theilnahme war, wenn sie einmal am Tische stehen blieb. So kam der Abend heran; Judith führte die Kleinen sauber und gesättigt zu ihrem Vater: „Die Kinder wollen Euer Ehrwürden gute Nacht sagen, wir legen sie jetzt in die warme Streu, die liebe Frau ist versorgt, und ich hoffe sie wird morgen bis zur Stadt gehen."

Sie räumte ab, hing dem Rittmeister auf seine Forderung wieder das Tischtuch über den Arm, und schüttelte dem Pfarrer, während er seine Segenswünsche aussprach, lange die Hand. „Gute Nacht euch allen, ihr Armen; ihr schlaft in gutem Schutz, der Knabe dieses Herrn wird euch heranholen, was ihr etwa noch braucht."

Auch als Judith mit Bernhard in ihre Stube zurückgekehrt war, hörte das Schaffen nicht auf; sie fand noch mancherlei, was die Fremden nöthig brauchten und was sie entbehren konnte, öffnete die Kasten und trug zusammen, bis Bernhard endlich sagte: „Die Jungfer ist glücklich gerade das Nöthigste geben zu können, gern wollte auch ich Etwas thun; wenn ihr einen Beutel hättet, so möchte ich einen Joachimsthaler hineinstecken, damit ihr ihn beim Abschiede der Frau gebt." Dieser Gedanke gefiel der Jungfrau und sie brachte aus einer Ecke der Truhe ein Ledersäcklein herbei, trat vor ihn, hielt es umgestürzt am unteren Zipfel und sagte lachend: „es ist leer!" — So unschuldig und liebenswerth war ihre Freude und der warmherzige Eifer, daß Bernhard ein Entzücken in seinem Herzen fühlte, welches ihm übermächtig

wurde; er neigte sich zu ihrem Angesicht und küßte sie herzlich auf den Mund. Sie widerstand nicht, und als er wagte den Arm um sie zu legen, ruhte sie einen Augenblick an seinem Herzen. Doch während sie sich von ihm löste und ihn liebevoll ansah, röthete sich ihr Antlitz; sie trat schnell zum Tisch, ergriff ihren Kram und verließ das Zimmer.

Bernhard stand allein in der Stube und ihm kam vor, als ob die Kräuterbündel und Flaschen auf dem Bretergestell hüpften und der Lehnstuhl ihn tanzend umkreiste. Ungeduldig schritt er auf und ab, die Rückkehr des Mädchens erwartend. Als sie nicht kam, eilte er aus dem Hause, sie zu suchen. Er fand sie an der Felswand auf einer Bank sitzen, und merkte, daß ihre Augen naß waren. Da ergriff er ihre Hand und sie zog die Hand nicht zurück, aber sie sah traurig zu ihm auf und sagte leise: „Ihr hättet mich nicht küssen sollen." — Ihm schlug das Herz hoch und er bat: „Der lieben Jungfer Judith habe ich etwas zu vertrauen, was ich am liebsten sage, wenn dieselbe im Hause vor mir sitzt auf ihrem Stuhle am Spinnrad, zwischen den Wänden, in denen sie durch die lieben Eltern gesegnet wurde."

Sie sah ihn groß an und das Blut wich aus ihrem Antlitz, als sie aufstand und schweigend neben ihm in das Zimmer trat. Hier stellte er ihr Stuhl und Spinnrad zurecht und bat sie mit einer Handbewegung niederzusitzen. Sie gehorchte und hielt die Spindel im Schoß, die Augen fest auf ihn gewandt. Er aber begann feierlich:

„Liebe Jungfer Judith, ich habe mich zu dem Kusse vermessen in herzlicher Neigung, die ich für euch fühle. Zürnet nicht, wenn ich euch heut gerade heraus und ohne Freiwerber meine Liebe bekenne und meinen heißen Wunsch, daß ihr euch entschließen möget mein eheliches Gemahl zu werden."

Das Mädchen stand erschrocken auf, während er bittend fortfuhr: „Ich weiß wohl, was die geliebte Jungfer einwenden wird, daß so voreiliges und stürmisches Werben nicht gezieme,

da ich nur ſeit kurzer Zeit euch bekannt bin. Auch fürchte ich, daß euch mein Kriegsamt leidig iſt. Höret dennoch meine flehentliche Bitte mit günſtiger Geſinnung an, denn von der erſten Stunde, wo ich euch ſah, habt ihr mir ſehr gefallen und ſeitdem immer mehr, und wenn ich hier euer Weſen betrachte, ſo merke ich, daß ich auf Erden nur mit euch glücklich ſein kann."

Judith athmete tief auf und antwortete mit ſtockender Stimme: „Der Herr ſagte ſelbſt, daß ich ihn erſt ſeit Kurzem kenne, dieſelbe Rede muß ich dem Herrn zurückgeben, auch von mir iſt ihm wenig bewußt; er weiß noch nicht, wie das freundloſe Dorfmädchen ſich zu ſeinem Leben ſchicken würde, und mir bangt, daß ihn bald ſeine Rede gereuen könnte."

„Sprecht nicht ungerecht gegen euch," rief Bernhard alle Bedächtigkeit vergeſſend, „denn ich ſehe wohl, in der Jungfer iſt ein Geſchick und eine Feſtigkeit, daß ſie überall in der Welt beſtehen wird. Ich hoffe, dieſelbe ſoll auch finden, daß in meinem Gemüth keine dunklen Winkel ſind; ich bin ein einfacher Geſell, wie ich denke, ſo gebe ich mich; ſeid ihr einmal mit mir unzufrieden, herzliebe Jungfer, ſo ſagt es mir gerade heraus, und ich werde mich gern nach eurem Willen richten, ſoweit dies dem Manne geziemt. Und wenn ihr mir einwendet, daß ich euch zu wenig kenne, ſo wiſſet, daß ich zu euch ein Vertrauen habe, wie niemals gegen einen Menſchen, und ich fühle die Sehnſucht immer in eurer Nähe zu ſein und Alles mit euch zu theilen, Gedanken und Werke."

Judith verſtand die Bewegung ſeiner Stimme und das Flehen ſeiner treuen Augen, und die Thränen liefen ihr über die Wangen, aber ſie faßte ſich bald. „Ich glaube euch," ſprach ſie, „und ich traue eurer Redlichkeit. Doch zürnt nicht, Herr, wenn ich in dieſer Stunde die Antwort gebe, die mir gebührt. Zu eurer verlobten Braut kann ich mich nicht bekennen nach ſolcher Rede, wie ihr heut zu mir gethan. Es iſt ein alter Glaube, daß jähe Werbung kurzes Glück gewinnt. Euch treibt euer Amt in die Ferne, wer weiß, ob ich euch dort ſo lieb

bleibe, wie ich euch nach euren Worten zur Zeit bin. Deshalb bitte ich inständig: schonet jetzt meinen einsamen Stand und sehet erst zu, wie ihr die Ehe, die ihr beabsichtigt, mit eurem Amte und euren Blutsfreunden in Einklang bringt. Werbt ihr dann um mich, wie Sitte ist, durch eure Freundschaft, und kommt eure Schwester, um mich als Hausfrau für euch zu fordern, so sage ich euch Bescheid."

Sie trat zurück und er sah finster vor sich nieder: „Laßt mich nicht unsicher und in Traurigkeit dahinziehen, denn das Zutrauen zu eurer Liebe wäre mein einziges Glück fern von euch in der Fremde."

Da sprach sie leise: „Ist es euch unlieb, daß ich zögere, mir ist es leid. Thut dennoch nach meinem Wunsche und vertraut unterdeß, daß ich euch zugethan bleibe. Denn ich bekenne euch, Monsieur Bernhard, was sonst ein Mädchen verbirgt: auch ich bin euch gut. Und wenn ihr mich durch eure Freunde zu eurer Hausfrau begehren wollt, so gehöre ich euch, als meinem geliebten Herrn, für Leben und Tod. Wisset auch, daß ich seit dem Morgen, wo ich euch im Walde zum ersten Male sah, in der Stille des Glaubens lebe, daß der Himmel euch zu mir gesandt hat, damit ich euch angehöre."

Bei diesen Worten bot sie ihm die Hand, er aber zog sie fröhlich an sein Herz und rief: „Allerliebste Herzensjungfer, es soll geschehen, wie ihr wollt, und ich hoffe, es dauert nicht lange, daß ich die Schwester zu euch sende, denn mir ist auf dem Wege zu euch Allerlei eingefallen, wie wir unser Leben friedlich einrichten könnten. Ist's euch genehm, so erzähle ich davon." Als sie aber ihm gegenüber niedersitzen wollte, sagte er: „Jetzt, da ihr wißt, daß ihr meine Liebste seid, ist mein Recht, daß ich neben der Jungfer sitze und auch, daß ich euch vor den Leuten an der Hand führe." Das mußte Judith zugeben, und er rückte ihren Schemel neben seinen Lehnstuhl, auch gebrauchte er sein Recht ihre Hand zu halten und hinderte sie in der Arbeit. Dabei begann er:

„Zuerſt bitte ich euch, daß ihr das Waiſenkind, meinen Buben, bei euch behaltet und auch das Rößlein der Schweſter. Dem Knaben iſt eure Zucht ein Himmelsſegen, und er merkt das auch, euch aber kann er als Bote dienen zur Stadt und wie ihr ſonſt wollt, denn er iſt über ſeine Jahre gewitzigt. Den Gaul wird er beſorgen, damit ihr dieſen für eure Wege zu den Kranken gebraucht, oder für die Schweſter bewahrt."

Als Judith damit einverſtanden war, berichtete er weiter, wie er neulich auf dem Wege den heimkehrenden Gutsherrn betrachtet und ſich an ſeine Stelle gedacht, die Jungfer Judith aber an Stelle der Hausfrau. Und als er das roſige Licht ſah, welches ſich über die Wangen des geliebten Mädchens ergoß, ſchilderte er ihr die ganze Einrichtung des Gutes, erwähnte Gottlieb und Pieps und ſeine Beutepferde, ſo daß Judith, hingeriſſen durch die Beſchreibung, auch ihrerſeits von der Molkerei anfing, und daß ſie eine gute Großmagd wiſſe; bis ſie ihn endlich in die Kammer zog, und bat an die Wand zu klopfen. Sie freute ſich, als er ihr bekannte, daß er nichts Auffälliges entdecken könne, und vertraute ihm ein Geheimniß des Hauſes, daß die Wand doppelt war nach kluger Einrichtung des ſeligen Vaters. „Man kann nur vom Dachboden in den Raum, und ich zeige euch den Zugang, darin aber ſteht eine große Truhe mit der Leinwand, die wir in all den Jahren geſponnen." Und ſie ſagte ſtolz: „Es iſt eine Ausſtattung wie für eine Kaufmannstochter, das iſt mein Schatz. Das Haus iſt öfter geplündert, mein Geheimniß haben die Räuber niemals entdeckt, für Wäſche brauchtet ihr nimmer zu ſorgen. Doch wir ſind thöricht," fuhr ſie kleinlaut fort, „denn wie wollt ihr in dieſem Lande zu einem Gute kommen?" Jetzt wurde Bernhard froh, führte ſie wieder auf ihren Sitz und geſtand ihr, daß es mit ſeinem Vermögen gar nicht dürftig ſtand, und daß die Geſchwiſter zu Nürnberg in guter Verwahrung noch Geld beſaßen und Antheil an einer Handlung; ſo daß Judith erſchrocken ſagte: „Ich habe nicht gewußt, daß der Herr ſoviel

vermag, wie darf ich für mich daran denken, in solchen Wohlstand zu treten?" Und er mußte viele Beredtsamkeit anwenden, bis er sie wieder dazu brachte, seine Pläne anzuhören.

Als Beide eine Weile emsig an dem Garn ihrer Zukunft gesponnen hatten, begann Judith: „Wisset, liebster Monsieur Bernhard, daß euer Mädchen, wenn die Kriegsnoth nicht wäre, euch auch ein Gütchen zubringen könnte. Denn die lieben Eltern saßen auf einem schönen Freihof in dem Lande Schlesien nahe an dem Riesengebirge bei einem hohen Berg, den man die Eule nennt; dort bin ich geboren und ich war neun Jahre alt, als wir die Gegend verlassen mußten."

„Der Herr Vater war doch ein Geistlicher?" frug Bernhard verwundert.

„Das war er. Von Geburt ein Deutscher, aber er hielt zu den Gemeinden der böhmischen Brüder und stand unter ihnen in Ehren als einer von ihren Bischöfen, meine Mutter aber war eine Böhmin von der anderen Seite des Gebirges und stammte aus einem Geschlecht der Bekenner, welche man in alter Zeit Hussiten nannte. Als nun in Böhmen die grausame Verfolgung aller Evangelischen ausbrach, gelang es dem Vater, der viel Anhang in dem Grenzlande hatte, sich in Schlesien zu behaupten, weil er die Gunst einiger großer Herren besaß. Und da er immer ein Naturkundiger gewesen war, so hielt er sich still auf unsrem Gut, das er erworben, half den Kranken wo er konnte, und übte nur insgeheim sein heiliges Amt. Aber nicht lange bevor der Schwedenkönig ins Land kam, ward er den Jesuiten verrathen, und sollte in den Kerker abgeführt werden, was damals soviel bedeutete als in den Tod; doch er wurde durch einen Freund gewarnt und wir flohen bei Nacht, zuerst im Wagen, dann zu Fuß durch Schlesien und über die Elbe, bis wir in dieses Land gelangten. Die liebe Mutter starb nach den Schrecken und Anstrengungen unserer Reise, der Vater zog mit mir aus bitterer Noth in dies Dorf und ich habe ihm während der Kriegszeit noch als

Kind die Wirthſchaft geführt.“ — Sie legte ihr Haupt an ſeine Schulter und ſah ſtarr vor ſich hin, Bernhard wagte nicht das Schweigen zu brechen; er dachte wehmüthig, wie unſäglich viel Trübſal und Schmerz das tapfere Herz, welches nahe an dem ſeinen ſchlug, in jungen Jahren durchgekämpft hatte. Endlich frug er um wieder ihre Stimme zu hören: „Von dem Gut aber, was der Herr Vater zurückgelaſſen, habt ihr nie wieder etwas gehört?“

„Zuweilen kam Kunde. Unter dem Schwedenkönig diente ein Oberſt, der von unſerem Glauben war und mit meiner Mutter verwandt; dieſer lag längere Zeit in unſerer Heimat, an ihn ſchrieb der Vater und er hat uns ſeine Treue bewährt. Denn da die Feinde unſere ganze Habe genommen hatten, zwang er ſie, den Raub in Gelde zu büßen, ein Theil davon kam in des Vaters Hände, ſo daß er ſich hier feſtſetzen konnte. Und wegen des Gutes wurde abgemacht, daß es dem Vater als Eigenthum bleiben ſollte und der günſtige Freund, von dem uns die Warnung gekommen, ſollte den Nutzen haben, als wenn es ihm gehörte, bis wir wieder zurückkämen. Das iſt jetzt fünfzehn Jahre her, und der Krieg hat ſeitdem faſt unabläſſig auch in meiner Heimat gewüthet. Wer kann ſagen, wie es jetzt dort beſtellt iſt? Ich aber ſehe das alte Steinhaus, in dem wir wohnten, noch deutlich vor mir, einen großen Hof mit hoher Mauer und auch die Berge, welche in der Nähe ſtehen, ſie ſind viel höher als dieſe hier. Im Traume bin ich zuweilen ein Kind, trage mein Spielzeug durch die Stuben und höre erſchrocken den Schlag am Thore in jener Nacht, wo wir gewarnt wurden. Auch die alte Böhmin ſehe ich noch vor mir, welche meine Kindermuhme war, ſie ſah der Urſel ſehr ähnlich und galt für eine Frau, welche Geſichte hatte. Als ſie mich in der Nacht zu den flüchtigen Eltern in den Wagen hob, ſegnete ſie mich und klagte in ihrer böhmiſchen Sprache: Du wirſt hierher zurückkehren, denn dein Grab ſchaue ich, aber deiner Eltern Grab vermag ich nicht zu ſehen. —

Wer weiß, ob ſie Recht hat?“ ſchloß ſie leiſe und ſtarrte wieder vor ſich hin.

„Dient es zu eurem Glück, daß ihr hinkommt, ſo ſoll es geſchehen,“ tröſtete Bernhard. „Iſt der Weg auch weit, meine Hausfrau ſoll gute Reiſegeſellſchaft haben. Der Knabe ſchirrt die Pferde auf und mein alter Kampfgenoſſe begleitet uns, wir ziehen als friſche Reiter in eure Heimat und zwingen die Leute dort, euch als Herrin zu erkennen.“ Judith lachte ihn mit beſſerer Zuverſicht an.

„Ihr habt einen friſchen Muth,“ rühmte ſie.

„Dafür reite ich auch mit kecken Geſellen durch das Land.“

Das Mädchen ſtand ſchnell auf. „Wie die Kinder haben wir uns ein glückſeliges Leben eingebildet; ihr aber ſeid den böſen Geiſtern des Krieges preisgegeben und auf der Schneide des Schwertes ſchwebt euer Geſchick und das meine. Ach, lieber Herr, ein Trugbild war die Hoffnung und eitel die Freude.“ Die Thränen brachen ihr aus den Augen und ſie barg das Angeſicht über den Händen auf dem Tiſch. „Haltet mich nicht für dreiſt,“ bat ſie aufſehend, „und denkt nicht, ich ſei liebetoll. Ehe ich euch kannte, war ich gefaßt, auch Schweres zu tragen, jetzt fühle ich mich hilflos wie ein Kind. Ich ſehe die Feinde gegen euch reiten, die Schwerter zucken, der Feuerſtrahl fährt aus dem Rohr, das Pferd rennt dahin ohne den Reiter und ich harre und weine.“ Sie blickte wild wie auf eine Erſcheinung.

„Ich ſchwor einen theuren Eid, bevor ich euch ſah,“ ſprach Bernhard, ergriffen durch die Leidenſchaft der Jungfrau; „ich bin meinen Kriegsgeſellen verpflichtet, ſolange das Tuch an der Standarte weht, mit ihnen zu reiten und ihr Schickſal zu theilen; das iſt des Soldaten Loos. Wenn es uns bei den Schweden geräth, ſo muß ich mit meiner Compagnie im Felde liegen. Auch in dieſem Fall komme ich wieder zu euch und bitte, daß ihr als Officiersfrau mit mir haushaltet in unſeren Quartieren. Iſt dort das Leben unſicher, ſo frage ich euch,

herzliebe Jungfer, habt ihr im Dorfe größere Sicherheit? Auch hier bürgt uns Niemand dafür, daß nicht in der nächsten Stunde die Feinde an das Haus dringen. Das aber gelobe ich euch, so wahr ich euch liebe und so wahr ich für uns beide auf eine friedliche Zukunft hoffe, ich löse mich von der Fahne, sobald der Eid und die Ehre dies gestatten." Er zog das Mädchen wieder an seine Seite, sie aber blieb den Abend still und feierlich und verhandelte draußen leise mit der alten Dienerin. Endlich brach sie das Schweigen: „Heut ist eine heilbringende Nacht und ich möchte in die Berge, ein wohlthätiges Kraut zu holen, das man nach Vorschrift der Bücher und klugen Leute nur um Mitternacht aus dem Boden heben darf. Wollt ihr mich begleiten, doch ohne ein Wort zu sprechen, so wäre mir's lieb."

„Ich bin bereit," sagte Bernhard verwundert. „Was ihr wagt, soll mich nicht schrecken. Doch um euretwillen, liebe Jungfer, warne ich vor der Stunde, welche dem Christen unheimlich ist."

„Sorgt nicht," antwortete Judith mit düsterem Lächeln, „ich vertraue, es ist keine Gefahr für Leben und Seligkeit." Sie setzte sich wieder zu ihm, sprach ruhig und zutraulich und bat ihn von seinen Kriegsfahrten zu erzählen. Das that er gern, und schnell vergingen die Stunden, bis sie aufstand und bedeutsam sagte: „jetzt ist es Zeit zu gehen." Bernhard eilte in sein Quartier, holte seine Waffen, hüllte sich in den Mantel und weckte den Knaben.

„Der Schreiber hat heut im Hofe der Jungfer spionirt," berichtete Pieps. „Ich sah ihn im Abenddunkel unter dem Fenster." „Halt Wache," gebot Bernhard.

Als er aus der Hütte trat, stand die Jungfer ihn erwartend am Thor und legte warnend die Hand auf den Mund. Sie eilten über den Steg auf die Berge zu. Die Nacht war kühl und still, der volle Mond warf helle Lichter auf den Pfad, welcher der nächsten Höhe zuführte. Judith sah oft nach dem

Himmel und hemmte den Schritt, um die rechte Stunde zu treffen. Als sie den Gipfel erreicht hatten, wies sie auf eine hohe Tanne, welche allein am Rande des Abhanges stand; Bernhard verstand, daß er dort zurückbleiben sollte und das Mädchen trat allein hinaus auf den offenen Raum, welcher mit jungem Laubholz umfaßt, vom Monde hell beschienen war.

Bernhard merkte Nichts von den Schrecken der Geisterstunde. Hinter ihm fiel die Höhe steil zu dem Thale, er erkannte die grauen Dächer des Dorfes im Grunde, auch das Haus der Geliebten und den weißen Schaum des Bergbachs. Vor ihm aber lag friedlich in silbernem Glanz die Bergwiese, der Nachtwind strich leise über die Halme und Blüthen, so daß sie sich regten wie im Schlafe, und trieb ihren würzigen Duft weit hin durch die Luft. Wo ein Busch oder der Stumpf eines Baumes Schatten warf, bewegten sich wie im Tanze kleine Lichtfunken; sie fuhren auf und nieder, erglänzten und verschwanden zwischen Schatten und Licht. Es war wundersam still, keine Vogelstimme ertönte und kein Wildthier bewegte die Zweige, die Grillen hingen schweigend an den Blättern, die Hummeln saßen geduckt in ihrem Erdloch, und über der schlafenden Erde lag aus Strahlen gewebt die silberne Decke, welche das geheime Leben verbarg. Bernhard, der zum Schutz für sich und eine Andere leise sein Gebet gesprochen hatte, bedachte, daß die Stunde und der Ort eher zu frommen Gedanken ermunterten als zu Werken des Teufels. In der Ferne sah er Judith langsam am Rande des Gehölzes dahingehen, auch sie umflossen von dem milden Schimmer der Nacht, und er erkannte, daß sie niederkniete auf dem Grunde. Nicht lange und sie kam mit schnellen Schritten auf ihn zu, zog ihn in den Schatten des Baumes und flüsterte scheu zurückblickend: „Nicht ohne Widerstand empfing ich die Gabe. Mir war, als schaute ich im Gehölz das Gesicht des bösen Feindes; er sah einem Manne ähnlich, vor dem mir graut. Doch das Trugbild verschwand wieder, und ich halte in meiner Hand, was

ich für euch geholt.“ Sie wies ihm den kleinen Beutel, welchen sie aus der Truhe gehoben hatte. „Dies Säcklein, über dem ihr die Jungfer geküßt habt, bewahrte ich für euch; die Wurzel eines kleinen Krautes steckt darin, denn es ist ein Glaube, daß diesem die Kraft verliehen sei: den Leib des Mannes, der sie trägt, vor feindlichem Geschoß zu bewahren. Nehmt sie, Geliebter, und bergt sie unter eurem Kleide. Wir haben ja keine Gewähr, daß sie die große Kraft hat, aber wir hoffen es. Seid ihr selbst auch stolz und seid ihr ungläubig, tragt sie doch um meinetwillen, denn in Herzensangst um euch habe ich sie der Erde abgefordert und geraubt.“

Da empfing er die Gabe, barg sie an seiner Brust und sagte herzlich: „Seither habe ich der Gefahr ohne Furcht ins Auge gesehen, und war bereit in Gottes Namen zu ertragen, was der Krieg dem Reiter bringt. Was mir von euch kommt, bewahre ich ohne Scheu. Aber ich fürchte fast, daß mir euer Geschenk das sorglose Wagen vermindert; denn wenn ich es an meinem Herzen fühle, so muß ich jetzt denken, daß ich ein holdes Mädchen besitze, das mehr um mein Leben sorgt als ich selbst. Kräftiger als die Kräuter des Feldes ist der Zauber, den ihr an mir übt, wenn ich euch in die Augen blicke und wenn ich euch in meine Arme schließe, wie ich jetzt wage.“

6.

Enttäuschungen.

Die hohe fürstliche Theilnahme machte den Gast im Hause des Schloßpredigers zu einem Gegenstand sorglicher Pflege. Der Herzog sandte einen Wildbraten und sogar einen guten Trunk für seinen Schützling, er hielt im Vorbeireiten an und frug den Hausherrn, welcher vergnügt auf die Schwelle trat, nach dem Befinden der Fremden, ja er stieg selbst die finstere Treppe hinauf und versicherte Regine mit tröstenden Worten seines Schutzes. Da war natürlich, daß ihr manch gutes Süppchen gekocht wurde, und daß die Schloßpredigerin nicht leiden wollte, wenn ihr Gast an die Waschgefäße trat und in der Küche unter den Töpfen hantirte. Doch Regine beharrte dabei, das Wohlwollen, welches ihr so plötzlich zu Theil geworden war, durch treue Hilfe zu verdienen, sie bemächtigte sich der Bäffchen und Kragen des Geistlichen, wußte diese in glänzendem Weiß zu erhalten, machte mit herzlicher Innigkeit die Hausandachten durch und ging bei jedem öffentlichen Gottesdienst schüchtern neben der Schloßpredigerin zur Kirche hinauf; dort saß sie auf einem Ehrenplatz mit niedergeschlagenen Augen und merkte nicht, daß sie der kleinen Schloßgemeinde zu beständiger Verwunderung gereichte, und daß auch die hohen Herrschaften vom Chore aus den Verlauf ihrer Andacht genau beachteten.

Sie war glücklicher als seit lange. Aber bei ihrem Wohlbefinden war ein Haken, den sie selbst nicht merkte. Sie er-

wies sich nicht als das Wunder, das sie doch sein sollte, sie wandelte durch die Stunden des Tages ganz wie ein anderes Mädchen und zuweilen verschönte ihr herzliches Lachen die Räume des Pfarrhauses, wenn Licentiatus Hermann als Gast gegenwärtig war, kleine Abenteuer von der Universität erzählte und dabei die fremdartige Sprache der Süddeutschen possierlich nachmachte. Vielleicht war es das ruhige Glück, welches dem Mädchen die Erweckungen fern hielt; aber solche Enthaltsamkeit war nicht ganz nach dem Sinne ihrer Gönner. Der Herzog begnügte sich bei dem Geistlichen deshalb vertraulich anzufragen und sagte: „haltet das Kind nur gut, das Uebrige sei dem Herrn befohlen!“ Aber der Schloßprediger selbst fühlte die Verantwortlichkeit und daß die Sache einen Fortgang haben müsse, und es geschah, daß er sich bei Nacht von seinem Lager erhob und in Socken an die Kammerthür seines Gastes schlich, um zu horchen, ob sie nicht vielleicht an leere Wände die werthvollen Worte verschwende, so daß die Hausfrau, ebenfalls in Socken, nacheilen und mit kräftigem Protest an seinen Husten erinnern mußte.

Endlich befand der Schloßprediger, daß es nothwendig sei, die sibyllinische Thätigkeit seines Gastes, soweit geistlichem Zureden möglich ist, aufzumuntern; er spielte sich eines Tages mit vorsichtigen Worten auf die früheren Zufälle des Mädchens, forschte genau nach den Kennzeichen, an denen das Eintreten dieses Zustandes von dem theilnehmenden Beobachter erkannt werden könne, und beachtete im Amtseifer nicht, daß sein Gast sogleich alle Heiterkeit verlor und hilfeflehend zu ihm aufsah. Zuletzt wagte er sogar den Rath: „meine liebe Jungfer, da des Herzogs Gnaden ein besonderes Interesse an euren prophetischen Aussprüchen nimmt, so wäre für uns alle wünschenswerth, wenn derselbe einmal davon profitiren könnte.“ — Regine versetzte kummervoll: „Ach! ehrwürdiger Herr, ich vermag ja dabei Nichts.“

Aber wohlmeinend fuhr der Geistliche fort: „Vielleicht

würde durch Gebet, sowie durch ernste Richtung des Willens auf die erwähnte Begabung der erwünschte Effect zu erreichen sein."

Regine stand erschrocken auf: „Soll ich meinen lieben Schöpfer bitten, daß er mich träumen lasse, damit dem Herrn Herzog eine Unterhaltung bereitet werde?"

„Die liebe Jungfer möge meine Worte nicht uneben auslegen. Diese Träume könnten Manches enthalten, was als göttlicher Fingerzeig für Seine herzogliche Gnaden von hoher Importanz sein würde, insbesondere wenn es der Jungfer gelingen sollte, dem Herzoge etwas wegen der großen Flügelhauben und Bänder, wodurch die Weiber jetzt Aergerniß geben, ans Herz zu legen, sodann wegen des unmäßigen Saufens seiner Cavaliere, vielleicht auch wegen der höchstnöthigen Erhöhung der Stolgebühren."

Regine saß wie vernichtet in tiefem Schweigen, so daß der Schloßprediger den Eindruck seiner Worte merkte und gutmüthig fortfuhr: „Die Jungfer ist uns allen werth geworden durch gottesfürchtiges und säuberliches Wesen, auch ohne ihre Träume, von denen wir ja nicht wissen, ob sie eine himmlische Heimsuchung oder Begnadigung sind. Es wäre uns nur lieb, darüber einmal durch eine Beobachtung informirt zu werden."

Diese Unterredung hatte zur Folge, daß Regine in tiefe Trauer verfiel; sie saß den Tag über schweigsam und abgespannt, und die Schloßpredigerin, die es für passend hielt, selbst die Bewachung zu übernehmen, hörte sie noch am späten Abend in ihrer Kammer weinen. Den anderen Tag war sie bleich und unruhig, die Hände flogen ihr bei einer Arbeit, die sie vergebens zu bezwingen suchte, wie im Fieber, und als sie am Nachmittag der Hausfrau klagte, daß sie sich müde und erschöpft fühle, und von dieser auf einen Lehnstuhl geführt und in warme Decken gehüllt wurde, da konnte der Geistliche zum Herzog eilen und berichten, die Anzeichen seien günstig und es sei wohl möglich, daß der Gast heut allerlei offenbare.

Auch der Herzog wurde durch Wißbegierde getrieben und ließ schnell den Licentiaten Hermann rufen, damit dieser die Enthüllungen zur Stelle niederschreibe. Als er in die Stube des Schloßpredigers trat, fand er die Kranke im Lehnstuhl zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen, die Wangen leicht geröthet, so friedlich und heiter, daß er sich über sie neigte und sie lange mit innigem Wohlwollen ansah. Sie hatte noch Nichts geredet. Doch sobald er der Schläferin gegenüber einen Sessel einnahm und das Geflüster der Anwesenden eine gewisse Erregung erkennen ließ, theilte sich die Bewegung der Schlafenden mit, sie rührte die feinen Hände, holte tief Athem und begann deutlich und langsam zu sprechen: „Du lieber Gott, bei dir ist Friede. Wir bitten täglich darum und ich weiß, du wirst dich unser erbarmen.

Sorge nicht um mich, mein Bruder, mir geht es wohl auf Erden, die Leute sind gut gegen mich, vor Anderen der fromme Herzog. Betet Alle für ihn" — der Schloßprediger hob die gefalteten Hände. —

„Als er gestern auf die Jagd ritt, stand ich am Fenster und ich ängstigte mich um ihn. Die Wälder sind unsicher; wahret euch, lieber Herr, denn das Land könnte euch nicht missen. Ich freue mich, daß der Herzog sich nicht zu einem Kriegsfürsten gemacht hat, wie unsere Reiter begehrten, denn wer Menschenblut vergißt, dessen Blut soll wieder vergossen werden.

Ich fürchte, er traut zu viel auf den Herrn Schloßprediger, denn dieser ist ein Fuchs; er wollte mich bereden, daß ich dem guten Herzog Etwas wegen der Stolgebühren verkünden sollte."

„Entsetzlich," seufzte der Schloßprediger. „Das war ein Mißverständniß, herzogliche Gnaden." — Der Herzog hob strafend den Finger, Regine aber schwieg; es war tiefe Stille, nur der bedrängte Hausherr fuhr nach seinem Sacktüchlein. Endlich begann die Schlummernde wieder: „Ei da ist ja auch Monsieur Hermann? Hm hm! — Danke für freundliche

Nachfrage, ganz gut." — Der Licentiat legte erröthend die Feder weg.

„Sie wollen hören, was ich im Traume rede, du lieber Gott! aber auf dein Wort, welches du verkündet haſt, wollen ſie nicht hören. Sie berühmen ſich hoher Kenntniß der Schrift, aber ihr Herz iſt kalt. Wie wollen ſie dazu helfen, daß dein Reich und deine Herrlichkeit auf dieſer Welt heimiſch werde?

O Schöpfer mein, den Augen dein
darf Niemand keck erſcheinen.
Mein Unverſtand iſt dir bekannt,
kann ſeufzen nur und weinen."

Wieder ſchwieg ſie ſtill und bewegte ſich unruhig. „Die Hände werden mir kalt," murmelte ſie, „und ich werde erwachen." — Sie neigte das Haupt und ſeufzte noch einige Male, dann öffnete ſie die Augen und ſah mit ſtarrem Blick auf die Verſammlung.

„Des Himmels Segen über dich, du gutes Kind," ſagte der Herzog. „Wir haben diesmal keine Verkündigung vernommen, wohl aber chriſtliche Geſinnung. Was ihr geſchrieben, Hermann, bleibt vertraulich zwiſchen den Anweſenden. Euch aber, Schloßprediger, ermahne ich, daß ihr euch nicht einfallen laßt, eure Wünſche der Jungfrau in das Ohr zu ſagen; ihr ſeht, ſie kommen ſchnell an den Tag."

„Dennoch darf ich Eurer herzoglichen Gnade nicht verbergen," ſagte der Schloßprediger bedrückt, „daß mir ein Zweifel gekommen iſt, ob, was ſie hier verkündet hat, irgendwie durch göttliche Erleuchtung geſagt iſt. Schon Martinus Luther hat erfahren, daß auch der Satan in leuchtendem Gewande ſich zu präſentiren wagt."

„Haltet ihr die Andeutung wegen der Stolgebühren für eine teufliſche Eingebung?" frug der Herzog mit Spott.

„Für einen Irrthum, gnädigſter Herr," antwortete der Geiſtliche feierlich. „Nicht nur ich, ſondern alle meine Amtsbrüder ſind der Meinung, daß ein neues Edikt über die Stol-

gebühren für das geistliche Ministerium nöthig sei, und ich erinnere mich, daß ich darüber zu der Jungfer gesprochen. Aber keineswegs war die Absicht, daß ich wie ein Fuchs hinterlistig durch solche Rede Ew. Gnaden gute Meinung für diese Angelegenheit gewinnen wollte; und ich wiederhole meine Befürchtung, daß die Aussage der lieben Jungfer eher Traumgespinnst einer kranken Person, als eine Offenbarung sei."

„Was es auch sein mag, Ehrwürden, ich denke, auch ihr seid der Ansicht, daß es aus einem reinen kindlichen Herzen kam; und ich bin willens die Herzogin zu veranlassen, daß sie der Jungfer auf dem Schlosse ein Unterkommen bereite, damit euch nicht durch ein neues Mißverständniß das arme Kind verleidet werde."

So schied Herzog Ernst und die Kranke saß da, gestochen durch die kalten Blicke ihrer geistlichen Wirthe. Als aber nicht lange darauf einige Schloßdiener kamen und Regine in einer Sänfte nach dem Friedenstein hinauftrugen und mit ihr ihre Habe, da erkannte der Schloßprediger, daß hier ein ernster Fall vorliege, und daß er in einem natürlichen weltlichen Bestreben ein geistliches Unrecht verübt habe. Er ging die ganze Woche schwermüthig umher und hielt am nächsten Sonntage in Gegenwart des Hofes eine nachdrückliche Predigt, in welcher er eine Menge Fallstricke bezeichnete, durch welche Satan die Gerechten dieser Welt für sich einzufangen sucht. Zum Schluß aber erhob er in auffälliger Bewegung seine Stimme und klagte sich selbst vor seiner Gemeinde an, daß auch er in Gefahr gewesen sei, einer Versuchung aus eigennützigem Interesse zu unterliegen; und er bat die gesammte christliche Zuhörerschaft ihn durch Gebet zu unterstützen, damit er Verzeihung erwerbe. Dazu erwies sich die Gemeinde willig, und der geistliche Herr sah mit Befriedigung, daß auch sein Herzog die Hände faltete und für ihn bat. So hatte er die üblen Folgen seines vorschnellen Eifers allerdings von sich weggebetet und durfte wieder mit gehobenem

Haupte einherschreiten; aber gegen die fremde Jungfer und ihre begünstigte Stellung im Himmel und auf Erden vermochte er fortan ein gewisses Mißtrauen nicht los zu werden.

Zu derselben Zeit, in welcher Regine durch die irdische Klugheit des geistlichen Herrn gekränkt wurde, sollte auch ihr Bruder durch ähnliche Gesinnung hoher weltlicher Befehlshaber von seiner Compagnie geschieden werden. Er war mit seinen Begleitern unter schwedischem Conduct den Quartieren des Generallieutenants Königsmark zwischen Weser und Leine zugeritten. Dort wurden die Abgesandten in Herberge gelegt, Bernhard selbst durch einen Officier, der ihm als Führer zugetheilt war, vor das Tafelzelt des Generals geführt. Er stand vor einem ansehnlichen Bau, der nur von außen linnen war, denn an den zurückgeschlagenen Zipfeln des Eingangs sah man den kostbaren Seidenstoff des Innern; dafür diente das Zelt auch zur Pracht bei Gastereien und beim Empfange fremder Besucher. Eine grüne Schnur schloß die Umgebung in weitem Kreise ab und wurde durch Hellebardiere bewacht, welche dem dreisten Andrängen Neugieriger zu wehren hatten.

„Seine Excellenz sind noch bei der Tafel und ihr werdet euch gedulden müssen," sagte der Schwede und führte seinen Gast zu einem Haufen von Soldaten und Officieren niederer Grade, welche schaulustig außerhalb der Schnur standen. Bernhard sah lange Reihen reichgekleideter Diener die Speisen in großen Silberschüsseln auftragen, behende Pagen liefen ab und zu oder stolzierten hochmüthig durch die harrende Menge; der Kellermeister brachte einen goldenen Pokal mit beiden Händen heran und hinter ihm schritten seine Küfer mit schweren Kannen; überall reicher Schmuck und edles Metall, eine Pracht, wie sie Bernhard noch nirgend geschaut hatte, selbst nicht bei dem französischen Marschall, dem die hungernden Soldaten oft Böses wünschten. Da wurde ihm das Herz schwer und er frug sich zweifelnd, ob der neue Herr besser sein werde als der alte. Er hatte Zeit zu solchen Betrachtungen, denn die

Mahlzeit währte lange, zuweilen vernahm er aus dem Innern des Zeltes lautes Gelächter und Rufe nach dem Mundschenk. Die schwedischen Officiere, die um ihn her standen, hatten seinen Gruß mit kalter Höflichkeit erwiedert und ihn neugierig betrachtet, doch da er stolz aufrecht stand und wie ein Kriegsmann aussah, der seinen Degengriff schnell zu finden weiß, so begnügten sich die Beobachter mit abfälligen Blicken und leisen Bemerkungen. Endlich nach einer harten Geduldprobe hörte er das Geräusch der aufbrechenden Zechgesellschaft, die Diener strömten zum Ausgang und stellten sich in Reihen auf, und die Befehlshaber und Würdenträger schritten zwischen ihnen, einzeln oder zu zweien, ins Freie, alle mit gerötheten Gesichtern, mancher mit wankendem Tritt. Wieder verging eine Weile, die Zuschauer hatten sich verlaufen und Bernhard stand allein, da kam sein Begleiter geschäftig aus dem Zelt ihn zur Audienz zu holen.

Sie durchschritten den großen Raum, in welchem das Mahl aufgetischt worden, und Bernhard sah die bunten Teppiche der Tribüne, auf der die Tafel stand, in der Mitte den vergoldeten Sessel des Generals mit purpurnem Sammt überzogen, einem Fürstenstuhle ähnlich, da General Königsmark als Gubernator von Bremen und Verden sich den regierenden Herren in Deutschland gleich achtete. Der Officier schlug einen Vorhang zurück und der Rittmeister befand sich zwischen Tapeten, die aus Gold und grüner Seide gewirkt waren, dem berühmten Kriegshelden gegenüber. Der General hatte diesen Ruf wohl verdient durch die Klugheit seiner Anschläge und wilde Verwegenheit im Gefecht, aber auch durch die Leutseligkeit, in der er mit seinem Volke zu verkehren wußte, wo es galt zu gewinnen; nicht zuletzt durch sein prachtvolles und großartiges Auftreten und durch einen Anschein von sorgloser Verschwendung. Doch die, welche ihm zu contribuiren hatten, wußten, daß er habgierig zu greifen und festzuhalten verstand. Auch sein Aeußeres war so, wie es der Soldat an seinem Feldherrn liebt, er hatte das

Lob ein schöner Mann zu sein, und war auch sein Antlitz durch Ausschweifungen aufgedunsen, die großen feurigen Augen, hoch geschwungene Brauen und eine starke Adlernase darunter gaben ihm bei seiner stolzen Haltung ein heroisches Aussehen. Mit kurzem Gruß beantwortete er die tiefe Verneigung Bernhards.

„Euer Name und euer Regiment? was wart ihr vor eurer wilden Reformation?"

„Fähnrich in der Leibcompagnie."

„Warum seid ihr nicht eurem Obersten gefolgt?"

„General Rosen ist durch Marschall Turenne verhaftet und ich bin ein Deutscher."

„Das bin ich zuletzt auch," sagte der Feldherr, „leider ist diese Qualität kein Passeport zu einem glücklichen Leben." Und mit gehobener Stimme frug er: „warum seid ihr nicht zum Feldmarschall Wrangel gestoßen, der sich doch, wie ich höre, mehrfach durch Unterhändler um euch bemüht hat?"

„Er ist ein Schwede, unsere Völker aber begehren sich einen Kriegsobersten von deutschem Stamme, dem sie zutrauen, daß er der evangelischen Sache aufrichtig dient und seinen Soldaten ein redliches deutsches Herz beweist." Der General hob warnend die Hand, schritt zum Vorhang und sah nach, ob ein fremder Hörer in der Nähe sei. Dann begann er freundlicher:

„Soll ich euch Gutes rathen, euch und euren Kameraden, so schweigt von eurem deutschen Wesen, insonderheit wenn ihr mit mir verhandelt. Ich führe Amt und Befehl von der Krone Schweden und bin ein treuer Diener meiner Königin. Bezeuget mir," fuhr er mit lauter Stimme fort, „daß ich durch keinen Boten einen Antrag an euch gesandt, und mich in keiner Weise um euch beworben, sondern daß ihr freiwillig zu mir kommt und erst zu fragen habt, ob mir an euch gelegen ist oder nicht."

„Solcher Antwort waren wir von Ew. Excellenz durchaus

nicht gewärtig," entgegnete Bernhard unwillig. „Als in unſrem Kriegsrath euer Name genannt wurde, gedachten wir, daß ihr als ein erfahrener Feldhauptmann und Held den Werth der Regimenter beſſer taxiren würdet. Zumal auch durch Boten, welche vorgaben in eurem Auftrage zu handeln, einzelnen Compagnien Verſprechungen gemacht wurden, damit dieſelben ſich eurem Heere zuwenden möchten."

„Ob meine Oberſten euch in ſolcher Weiſe angeſprochen haben, weiß ich nicht," antwortete der General, „und kann für Verſuche Einzelner nicht reſpondiren. Von mir ſelbſt iſt kein Antrag ausgegangen und wenn ich euch nehme, thue ich es nur auf meine Bedingungen."

„Wir aber," verſetzte Bernhard, „wollen uns nur auf geſchloſſenen Vertrag übergeben, und wir ſuchen nach theuer erkaufter Experienz einen Herrn, der uns bei ſeiner Ehre gelobt den Vertrag zu erfüllen, und dem wir zutrauen, daß er uns das Pactum halte. Iſt Ew. Excellenz an uns nichts gelegen, ſo habe ich meinen Beſcheid, und ich kann gehen."

Königsmark trat auf ihn zu und hob wieder die Hand. „Ihr ſeid kurz ab mit Worten, Herr Abgeſandter, das frommt bei ſolchem Handel nicht, wie ihr mit mir begehrt." — Er wies auf eine große goldene Ehrenmünze, welche er am Halſe trug. „Ihr ſeht die eine Seite der Medaille, mir liegt die andere auf der Bruſt, und ich will mit euch, obgleich ihr mir fremd ſeid, in der deutſchen Weiſe reden, deren ihr euch berühmt. Was euch gefällt, daß ich ein Deutſcher bin, das gerade iſt mir in Stockholm ein Hinderniß für Gunſt und Glück, denn argwöhniſch belauern dort meine Feinde meine Meſuren und warten nur auf einen Vorwand mich zu verleumden, als wenn ich mehr an den eigenen Nutzen oder auf den Vortheil der deutſchen Landsleute denke, als an den ſchwediſchen. Schon bin ich euretwegen von dem Wrangel angefeindet und bei der Königin verklagt. Ich aber habe keine Luſt das Schickſal des Friedländers zu theilen, denn als ein drohendes Schreckbild

lebt sein Abfall in der Erinnerung aller Potentaten. Wenn ich jetzt willfährig und mit offenen Armen euch Empörer empfange, so werde ich selbst geheimer Anschläge verdächtig, und mir wie euch würde das wenig frommen. Darum wiederhole ich euch: mir ist wohl bewußt, was ihr werth seid, aber ich kann nicht wie Andere euch die Hände drücken und in das Ohr sagen: kommt zu mir, während ich mich vor den Franzosen anstelle, als ob ich eure Rückkehr zum Turenne betreiben wollte. Ich sage euch kurz und gut, begehrt habe ich euch nicht! Wollt ihr doch zu mir, so darf ich's euch nicht versagen, aber ihr müßt euch meinem Vortheil fügen. Was ich euch bewillige, will ich euch redlich halten. — Doch wie mir zugetragen wird, hat sich in euren Völkern das Geschrei erhoben: der Soldat müsse zu dem helfen, was die Perücken niemals durchsetzen werden, daß nämlich dies gedrückte Deutschland pacificirt werde. Solche Meinung ist neu und unerhört in den Heeren. Habt ihr diese Gesinnung?"

„Auch den Soldaten jammert der allgemeine Ruin," antwortete Bernhard, „und die Weiber und Kinder des Trosses fühlen den Hunger."

„Wenn sie gute Quartiere erhalten, kommen ihnen vielleicht andere Gedanken," versetzte der General lächelnd, „nur im Kriege macht der Soldat seine Fortune. Jetzt hofiren uns die deutschen Fürsten, ist der Friede geschlossen, dann fegen sie uns durch einen Federbart aus dem Lande. Dennoch, Herr Rittmeister, bin auch ich dem Frieden nicht abhold, nur daß er rühmlich komme und zur rechten Zeit."

„Verzeihet, Herr, die trauernde Germania frägt seit Jahren, wann soll die rechte Zeit kommen?"

„Für euch, Herr Abgesandter, wenn ihr ein gemachter Mann geworden seid," antwortete der General, „und für Andere, wenn sie in gleichem Falle sind. Ihr scheint mir von der Art zu sein, aus welcher Frau Fortuna ihre Günstlinge wählt, ich hoffe, es soll euch auch bei mir gelingen." Er ging zum Tische

und ergriff ein Blatt: „Die Bedingungen eurer Völker über Sold, Quartiere, Dienſt ſind mäßig und ſie werden uns nicht ſcheiden. Doch was hier nicht verzeichnet ſteht, möchte ich von euch erfahren, da wir allein ſind. Ihr ſeid im Vertrauen der Officiere. Was begehren dieſe unter der Hand für ſich ſelbſt? und was begehrt ihr für euch als Unterhändler?“ Da Bernhard ihn ſchweigend anſah, fuhr er fort: „Meine Kaſſen ſind leer und hoch dürft ihr nicht fordern.“

„Herr General,“ ſagte Bernhard kalt, „geſtattet mir und meinen Kameraden die Nachrede zu vermeiden, als wenn wir die Regimenter an euch verkauften.“

„Ihr thut am beſten Geld zu nehmen,“ rieth der General gutmüthig, „denn mit Anderem kann ich euch noch weniger gefällig ſein.“

„Wir Officiere begehren keine Begabung, die vor den Völkern geheim bleiben müßte.“

„Ich habe euch für klüger gehalten,“ verſetzte der Schwede trocken. „Ihr werdet noch lernen, daß das ganze Weſen der Welt durch zwei Principia regiert wird, bei den Soldaten heißt es: nehmen, was zu greifen iſt, bei den Schreibern: eine Hand wäſcht die andere.“

„Ich habe keinen Auftrag für die Officiere der Compagnien etwas zu fordern, außer eines, daß ſie im Befehl belaſſen werden; und vielleicht, Herr General, würde ich mich auch nicht zum Boten eines andern Auftrages hergegeben haben.“

„Das thut mir leid um unſer Geſchäft,“ antwortete der Feldherr, „denn wenn die Führer begehren, ihre Compagnien zu behalten, ſo ſage ich euch gerade heraus, daß ich darauf nicht mit euch pactire. Die ihr als Officiere beſtellt habt, ſind im Tumult aus dem gemeinen Volke gewählt, es iſt unmöglich, daß ſie in ihren Stellen bleiben. Das wäre ein himmelſchreiendes Exempel für alle Zeit, meine Officiere würden ſie niemals als ihresgleichen anerkennen und kurz, ich

ſage euch, ſoll ich euch nehmen, ſo werden die Regimenter neu formirt, die Oberſten und Rittmeiſter von mir beſtellt."

„Euren Willen werde ich dem Kriegsrath mittheilen," erwiederte Bernhard mit Zurückhaltung.

„Das Hin- und Herziehen verdirbt euch und ſchadet mir," rief der General, „ſoll ich abſchließen, ſo muß es heut geſchehen und mit euch! Sprecht ehrlich, wie weit könnt ihr mir nachgeben?"

„Wer die Feldbinde des Officiers getragen hat, wird um ſeiner Ehre willen dieſe nicht ablegen," ſagte der Rittmeiſter finſter.

„Das gebe ich zu," verſetzte der Feldherr. „Die Führer der Compagnien mögen zu Lieutenants werden. Nur Einer ſoll ſeine Compagnie behalten, und der ſeid ihr." Da Bernhard ſtumm blieb, fuhr der Graf fort: „Wollt ihr dieſe Abmachung nicht auf euren Kopf nehmen, ſo laßt eure Begleiter darüber entſcheiden; und ich ſage euch, eine Mehrzahl wird froh ſein die Compagnien los zu werden, denn auf die Länge würden ſie ſchlechteren Gehorſam finden, als meine Officiere. — Noch bleibt das ſchwerſte Stück," hub er nach einer Weile wieder an, „was ſoll ich mit eurem Führer machen, den ihr, wie ich höre, General titulirt, obgleich er bei Turenne nur Wachtmeiſter war?"

„Er hat ſich als ein guter Oberſt bewährt im Befehl gegen die Feinde und gegen die Soldaten," antwortete Bernhard, „und das Heer hängt an ihm."

„Um ſo ſchlimmer," murmelte der General. „Was fordert er für ſich?"

„Wollen Ew. Excellenz obſerviren, daß er es iſt, der die Völker der Krone Schweden zuführt und daß er wohl das Recht hat eine ehrenvolle Anerkennung zu verlangen."

„Ich ſage euch, mein Säckel iſt leer, doch ſoll es mir auf ein Stück Geld nicht ankommen."

„Unſere Völker begehren für ihn das Amt eines Oberſten in einem unſerer Regimenter."

„Das ist wieder unmöglich," rief der General. „Die Majestät von Schweden würde niemals eine solche Ernennung toleriren und bestätigen. Auch kann euer Führer selbst das Amt nicht wünschen, denn er würde, bevor acht Tage ins Land gehen, seiner Ehren durch Degenstiche enthoben sein. Thut ein anderes Gebot."

„Ich bin dazu nicht ermächtigt," entgegnete Bernhard.

„So laßt mich selbst mit ihm verhandeln, es wird sich dazu Gelegenheit finden, wenn eure Regimenter herangekommen sind. Will sich euer Führer mit Discretion der königlichen Gnade anvertrauen, so bin ich bereit nach Befund der Sache die Forderung eines mäßigen Ranges zu befürworten, ich selbst würde mich auf ein Wespennest setzen, wenn ich mehr thäte."

Mit diesem Bescheide wurde Bernhard entlassen.

Vor den Abgeordneten des Heeres wiederholte der Feldherr sein Anerbieten. Er war leutselig, ließ Wein kredenzen und trank den Fremden auf baldige Conjunction zu. Bernhard erkannte, wie viel dem General daran gelegen war, den Zuwachs zu erhalten, und wie es ihm auch gelang, die gute Meinung der Abgesandten zu erwerben; und er hörte mit Verachtung, daß schwedische Officiere mit seinen Begleitern verhandelten und daß leise Worte durch den Klang des Geldes Gewicht erhielten.

Als der Rittmeister mit den andern Abgeordneten zu den weimarischen Regimentern zurückkehrte, fand er die gemeinen Soldaten nicht in guter Stimmung. Das Unsichere der Lage und die Strenge des Führers, welcher Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner nicht leiden wollte, hatte Viele unzufrieden gemacht. Dem General war durch seine stillen Vertrauten, die er am Lagerfeuer unterhielt, zugetragen worden, daß einzelne Compagnien schon darüber handelten, sich gegen ihn aufzulehnen und einen anderen Befehlshaber zu setzen. Mit bitterem Lachen vernahm er den Bericht des Freundes. „Als dein Schreiben kam, daß Herzog Ernst die Annahme verweigere,

da schwand den alten Reitern das Vertrauen. Ich sage dir, die Undankbaren werden für sich annehmen und mich preisgeben."

„Was willst du thun?"

„Aushalten," rief Wilhelm. „Meint Herr Königsmark, daß ich mit seinen Pfennigen in der Tasche und der Schmach auf dem Haupte von dannen reiten werde, nachdem ich ihm acht stolze Regimenter zugeführt? Ich will diese hochmüthigen Schweden noch zwingen, mich zu beachten; denn wisse, den Soldaten wird schnell die Reue und neue Unzufriedenheit kommen und sie werden nach einem Mann aussehen, der für sie denkt und spricht."

„Mit Gefahr seines eigenen Kopfes, wenn er der Schwedenkönigin den Eid geleistet hat."

„Sorge nicht um mich," sagte der General, „ich bin vorsichtig und will ihnen mit ihrer Münze bezahlen."

In großer Versammlung der Officiere wurde die Antwort des Schweden verhandelt und den Völkern zur Entscheidung vorgelegt; und der Soldat entschied, wie Wilhelm vorausgesagt, bereitwillig für den Marsch zum Königsmark.

7.

Die beiden Sibyllen.

Regine ſah jetzt von der Höhe des Schloſſes auf die Stadt herab und in die blaue Ferne, wo ſie ſich den lieben Bruder beim Heere des Schweden dachte. Sie war halb als Dienerin, halb als Gaſt in den fürſtlichen Haushalt aufgenommen und hatte auch hier die Freude, ſich ein wenig nützlich zu machen. Sie gefiel der Frau Herzogin, einer ruhigen Dame, welche ihrem Herrn mit Bewunderung und Liebe zugethan war und ihre Pflichttreue während einer langen Ehe durch die Geburt von achtzehn Kindern erwies. Obgleich damals von dieſem großen Segen nur die erſten Offenbarungen ſichtlich waren, ſo fand die erlauchte Frau doch bereits ihr Glück in ſtiller Häuslichkeit, indem ſie Küche, Wäſche und Silberzeug des fürſtlichen Haushalts überwachte, und einen großen Theil ihrer Zeit im Seſſel bei vornehmer Arbeit verlebte. In ſolchen Stunden ſaß Regine oft auf dem Bänkchen zu der Herzogin Füßen, und da der oberdeutſche Klang ihrer Sprache den Herrſchaften wohlgefällig war, ſo wurde ihr das Amt zu Theil Predigten und anderes Erbauliche vorzuleſen. Das that ſie mit Eifer, und ſie hatte zuweilen auch Gelegenheit darüber eine beſcheidene Meinung gegen den Herrn Licentiaten auszuſprechen, deſſen ſtillen Gruß ſie täglich in den Gemächern der Herzogin empfing. Der Herzog ſelbſt aber, der ſonſt den Frauen der fürſtlichen Kammer keine auszeichnende Beachtung zuwendete, fuhr fort, an ſeinem Schützling ein beſonderes Wohlgefallen

zu empfinden. Er dachte zuweilen an das unſchuldige Geſicht und das verklärte Lächeln, welches er an der Schlummernden beobachtet, dann nahm er das Blatt hervor, auf welchem der Licentiat die kurzen Reden Regina's verzeichnet hatte, und nährte den Wunſch wichtigere Enthüllungen von ihr zu erhalten. Ja ihm begegnete, daß er einſt die Thür zu den Zimmern ſeiner erlauchten Gemahlin öffnete und hinter dem Vorhange ſtehen blieb, als er die erzählende Stimme des Mädchens hörte. Aber da ſah er die Herzogin vor einer Tafel ſitzen und um ſie die Kammerfräulein, welche mit Schürzen über den Kleidern gerade an Gläſern mit Eingeſottenem hantirten, er vernahm, daß ſeine junge Sibylle im Eifer ſagte: „Ihrer herzoglichen Gnaden empfehle ich den Nürnberger Brauch, denn dort kochen ſie die Latwerge mit Birnmoſt.“ Und dem Herrn mißfiel, daß eine der Frauen widerſprach und den Widerſpruch ſchonungslos mit Gründen ſtützte.

Doch auch ihm glückte nicht die Fremde in der erwünſchten Thätigkeit zu beobachten. Allerdings, wenn das Kammerfräulein, welches bei Nacht auf hohen Befehl Regina's Genoſſin war, pflichtgemäß über den Schlummer ihrer Nachbarin berichtet hätte, ſo wäre mancherlei Prophetiſches zu melden geweſen, aber das Fräulein wurde durch die flehentlichen Bitten Regina's veranlaßt nichts zu ſagen. Und ſie ſchwieg um ſo lieber, als auch die Hofmeiſterin der Anſicht war, daß dem ganzen adeligen Frauenzimmer wenig daran liegen könne, wenn eine Landfremde durch mondſüchtige Reden bei Hofe zu einer unerhörten Diſtinction gelange.

Aber nur kurze Zeit ſollte Regine in lichter Höhe athmen; vom Walddorfe her zog ſchwarzes Gewölk heran gegen ihren Frieden und gegen das Glück des Bruders.

In dem Amtsſchreiber kämpften durch einige Wochen Furcht und Eiferſucht gegen die alte Begehrlichkeit, mit welcher er nach dem Beſitz der Jungfer Judith und ihres Hausweſens ſtrebte. Er hatte mit grimmigem Haß Bernhard's Wege be-

lauert und in jener Nacht vom Rande des Gehölzes der Suchenden zugesehen. Ihr Werk war ihm unheimlich erschienen, obgleich er sonst im Stillen die landläufige Angst vor Zauberkünsten verachtete. Aber die Scheu vor ihrer geheimen Wissenschaft legte ihm auch den Gedanken nahe, daß er als ihr Hausherr dadurch allerlei für sich gewinnen könne. Endlich bedachte er, daß der Fremde davon gezogen sei und wohl nicht wiederkommen werde, und wagte sich in das Haus der Jungfrau, mit der Absicht, ihr einen Antrag zu machen. Aber er lief nach kurzer Zeit zornig heraus, sattelte mit bösem Blick sein Pferd und ritt nach der Stadt.

Am nächsten Morgen rollte ein großer Wagen von Bewaffneten geleitet dem Walddorfe zu, das gesammte Consistorium des Landes befand sich darin, drei weltliche Richter und drei geistliche, unter diesen der Schloßprediger, und neben dem Kutscher hockte ein Schreiber. Die Herren saßen in würdigem Ernste wegen des schweren Handels, der ihnen bevorstand. Mehre Jahre hatte Satan sich begnügt, seine Gegenwart durch die Versuchungen zu erweisen, welche er unzweifelhaften Christen in den Weg warf, aber er hatte den Geplagten kein förmliches Pactum zugemuthet, jetzt jedoch war Aussicht vorhanden, wieder eine große Jagd auf den alten Bösewicht mit aller gesetzlichen Feierlichkeit anzustellen. Darum fühlten die Herren neben der Verwunderung und dem Grausen auch das düstere Behagen, welches mit jeder schweren Pflichterfüllung verbunden ist.

Sie waren kaum vor der Wohnung des Pfarrers abgestiegen, so flog, während sie sich noch durch mitgebrachtes Frühstück für die bevorstehende Arbeit stärkten, die Kunde von der Neuigkeit durch alle Hütten des Dorfes. Wer das Geheimniß zuerst ausbrachte, hätte Niemand zu sagen vermocht, aber Alle wußten darum; die Leute liefen aus den Häusern, starrten nach der Pfarre, flüsterten einander ins Ohr oder rangen die Hände, und wiesen mit heftigen Bewegungen nach dem

Hause, das einsam jenseit des Baches stand. Zu den ersten gehörte die alte Ursel selbst, die sich wohl bewußt war, daß die Leute mancherlei von ihr argwöhnten; sie lief von der Wiese, auf welcher sie Wäsche bleichte, in den Hof zurück.

Judith saß auf dem Ehrensitz, den vor Kurzem ein Anderer inne gehabt. Sie folgte mit ihren Gedanken dem Lauf eines trabenden Rosses, wiederholte seine Reden und ihr Auge leuchtete fröhlich, wenn ihr die Worte in der Erinnerung besonders gefielen. Da schrie die alte Dienerin entsetzt in der Thür: „Die Richter sind im Dorfe, sie sind gekommen Hexen zu brennen."

„Sie meinen dich," rief Judith aufspringend.

„Und noch Eine," antwortete scheu die Alte. Judith hielt die Hand vor die Augen. Sie hatte nach dem rosigen Himmel geschaut und stand plötzlich vor einem gähnenden Abgrund. Im nächsten Augenblick gebot sie: „Entflieh!" und wies nach der Gegend des Rennstiegs. Sie selbst setzte sich wieder zu der Arbeit. Sie lauschte auf die Tritte der Alten, vernahm, wie diese hastig im Flüsterton mit dem Knaben sprach, sie hörte die Hinterpforte knarren und sah von ihrem Stuhl durch das Fenster, ob ein Späher in der Nähe sei. Dann rief sie den Knaben, holte aus der Truhe ein verschnürtes Bund, welches Bernhard bei ihr zurückgelassen, that es in einen Korb und gab es dem Kleinen. „Dies gehört deinem Herrn, birg es in einem Versteck und trag es zu seiner Schwester; bitte, daß sie für dich sorgt, denn ich fürchte, Kind, du wirst bei mir nicht länger bleiben dürfen."

„Die schwarzen Männer mögen sich in Acht nehmen," drohte Pieps, „mein Herr wird ihnen die Wege zeigen."

Judith lächelte. Als der Knabe mit dem Korbe verschwunden war, schlug sie die Bibel auf, in welche der Vater ihr für die Todesnoth einen Spruch geschrieben hatte, legte die Hände darüber und neigte das Haupt, dann setzte sie sich wieder in den Lehnstuhl vor das Spinnrad. Sie dachte, ob der Knabe auch noch Mittagbrod erhalten und ob die Bleß versorgt sei,

aber sie stand nicht auf um nachzusehen. Sie saß still und starr und fühlte dabei, wie ihr das Athmen schwer wurde, und daß sich langsam etwas Unbekanntes, Furchtbares auf ihre Brust legte.

Unterdeß fanden die Herren Commissare viel zu verhören und niederzuschreiben. Zuerst hatten die Dorfleute scheu von fern gestanden und der Amtsschreiber hatte den Einen und den Anderen zu den Richtern hineinziehen müssen mit der harten Bedrohung, daß das ganze Dorf der Zauberei verdächtig werde, wenn man nicht aussage. Allmählich geriethen die Leute selbst in wahnsinnigen Eifer; was ihnen im Anfange als unglaublich und ungeheuerlich erschienen war, das wurde unter dem Hin- und Herreden wahrscheinlich. Viele wollten etwas beachtet haben und zuletzt drängten sich die Schwachen und Einfältigen zum Verhör. Nicht alle Nachbarn, man sah auch traurige Mienen und zornige Geberden, aber die so gesinnt waren, standen furchtsam bei Seite.

So geschah es, daß am Nachmittage eine lange Reihe gefährlicher Beschuldigungen gegen die Jungfrau jenseit des Baches gesammelt war, von der Dienerin Ursula ganz zu geschweigen, da das Consistorium diese nach fast einstimmiger Versicherung der Zeugen für eine Hauptheze halten durfte. Aber auch die Zauberkunst der Jungfrau war den Herren wahrscheinlich geworden. Sie hatte in Krankheiten geholfen, wo der Stadtmedicus vergeblich angegangen worden, durch übelschmeckende Tränke, durch Auflegen der Hände, ja sogar durch ihre bloße Nähe. Sie hielt zwei schwarze bezauberte Vögel, welche sich vor anderen Menschen als Amseln geberdeten, sie hatte bei Raubeinbrüchen wiederholt ihr Haus unsichtbar gemacht, die Bleß gab eine unnatürliche Menge Milch; Leute, welche übel von ihr gesprochen hatten, waren plötzlich erkrankt, mehre Kinder hatten erst vor kurzem in ihrer Dachluke einen Kobold oder Hausgeist in Gestalt eines Kindes mit rother Mütze gesehen, der gegen sie die Zunge ausgestreckt hatte; dazu kam vieles

Andere, was nach allgemeinem Glauben von Zauberinnen verübt wurde. Auch das Zeugniß des alten Pfarrers war nicht gerade günstig. Er gab zu, daß sie als Pfarrertochter mit den Geheimnissen des Glaubens wohl bekannt sei und daß sie regelmäßig dem Gottesdienst und der Communion beigewohnt, indeß habe sie sich niemalen durch besonderen Eifer bemerkbar gemacht, auch lobte er, daß sie stets den Schein eines bescheidenen und ehrbaren Wesens bewahrt habe, dennoch mußte er auffällig finden, daß die Dorfleute und die ganze Umgebung eine gewisse Scheu und unerklärliche Furcht vor ihr gehabt, und er konnte nicht läugnen, daß ihr seit Jahren Jedermann geheimnißvolle Künste zugetraut habe. Sie sei allerdings gegen Viele hilfreich gewesen, doch bleibe immer noch der Zweifel übrig, ob dies nicht aus Schlauheit geschehen sei, um gute Meinung zu gewinnen; auch sei ihm zuweilen auffällig geworden, daß ihre Heilungen nicht lange Bestand gehabt, und daß die Genesenen bei nächster Gelegenheit wieder in heftige Krankheit gefallen waren; und wenn ihm selbst auch sehr schwer werde, daran zu glauben, daß eine Jungfrau, welche von geistlichen Eltern stamme, sich auf Zauberei eingelassen, so sei doch sicher, daß die fromme Jungfer Königin, welche jetzt unter herzoglicher Protection in der Stadt weile, in einer ihrer Visionen zweifelhaft von dem Glauben der Angeklagten gesprochen habe.

Es war Nachmittag geworden, als die Commissare sich aus dem Pfarrhofe mit feierlichem Schritt nach der Wohnung Judith's bewegten, und die Bewaffneten an der Pforte aufstellten. Hinter ihnen zog die ganze Gemeinde und umringte neugierig das Haus; während die Einen erschreckt und traurig auf die Fenster starrten, dachten die Schlechtesten bereits daran, daß Haus und Hof begehrenswerthe Dinge enthielten, welche besser in ihren Hütten, als in den Händen der Richter aufgehoben sein würden.

Judith stand allein in der Stube, sie wußte jetzt, daß sie

ſchutzlos dem Untergange preisgegeben war durch eine Anklage, welche größere Todesgefahr brachte als der Biß einer Kreuzotter an heißem Tage. Aber ihr Schmerz war in dieſem Augenblick niedergekämpft, hoch aufgerichtet und in ſtolzer Haltung trat ſie den Herren gegenüber, ſo daß dieſe mit mehr Höflichkeit und Vorſicht, als vorher in ihrer Meinung geweſen war, das Verhör begannen. Sie begutachteten Kräuter und Flaſchen und ſorgten dafür, daß der Vorrath, welcher unheimliches Rüſtzeug des Böſen ſein konnte, aus dem Zimmer entfernt wurde. Judith antwortete auf alle Fragen ruhig, ſicher und mit klugem Bedacht. Sie erzählte, daß ſie ihre Heilkunde von dem verſtorbenen Vater erlernt, ſie öffnete die Kammerthür, und als ein ſchwarzer Vogel hereinflog, ſtellte ſie ihm die Bibel hin und der Vogel ſetzte ſich nach einem Wink darauf und pfiff ſeine Weiſe, ſo daß der alte Conſiſtorialrath Glaſſius laut ſagte: „mir wird leichter um's Herz, denn dieſer Vogel ſcheint durchaus eine natürliche Amſel," bis einer der Collegen das Titelblatt des heiligen Buches aufſchlug und nach dem Druckort ſehend, bedeutſam ſagte: „ſchismatiſch." Da wurde der Vogel noch verdächtiger als er geweſen. Judith lächelte ſtolz, als das rothe Käppchen des Hausgeiſtes erwähnt worden war, und ſie entgegnete: „den hochehrwürdigen Herren iſt ja bewußt, daß Kinder und Erwachſene auf dem Lande überall Erdmännchen und Hausgeiſter ſehen."

Als ſie gefragt wurde, wo ihre Dienerin Urſula ſei, erklärte ſie das nicht zu wiſſen, und als ihr die Aeußerung Regina's zu Gemüthe geführt wurde, erwiederte ſie kurz: „ich war der Jungfer fremd" und ſetzte nach einer Weile in herbem Tone hinzu: „ich denke, es geſchah ihr ein großer Dienſt, daß ſie von mir weg nach der Stadt geholt wurde."

So ſtark war der Eindruck, welchen ihr feſtes Benehmen auf die Verhörenden machte, daß ſie milder geſtimmt wurden und ſich der Anſicht zuneigten, die Hauptſchuld der Angeklagten ſei am Ende nur ein verwegenes Kochen von Kräutern, wel-

ches mit Kirchenbuße und strenger Gefängnißhaft zu sühnen wäre. Doch freilich blieb einiges sehr Bedrohliche zurück, vor Allem als schwerste Anschuldigung, daß sie in der Nacht an unheimlicher Stelle im Walde bei zauberischem Werk gesehen worden war und bei ihr der alte Versucher in Gestalt des wilden Jägers. Als sie darüber befragt wurde, röthete sich ihr bleiches Gesicht und sie schwieg hartnäckig, so daß die Herren einander kopfschüttelnd ansahen. Und als der verhörende Richter darauf mit größerer Strenge über ihren vertraulichen Verkehr mit dem höllischen Nachtjäger zu inquiriren begann, da brach ihr empörtes Gefühl leidenschaftlich heraus und sie rief mit blitzenden Augen: „Schmach und Schande über die Herren, daß sie es wagen einer ehrbaren Jungfrau so schamlose Fragen zu stellen. Hätte ich die Macht, ich würde euch aus dem Hause jagen, wie man einen bösen Hund hinausjagt.“ Sie schlug die Arme übereinander, blieb stumm und keine Drohung mit Gewalt und peinlichem Verhör vermochte ihr fortan ein Wort abzugewinnen. Da freilich erkannten die Richter das verhärtete Gemüth, und daß der Proceß mit aller Strenge durchzuführen sein werde, und da auch der Tag dahinschwand und das Abenddunkel die Stube der Zauberin noch unbehaglicher machte als sie sonst schon war, so wurde das Protokoll schnell geschlossen. Der Jungfrau ward mitgetheilt, daß sie in Haft sei, und da das Dorf kein Gefängniß hatte, wurde zur Behütung der Gefangenen, sowie zu der nicht weniger wünschenswerthen Bewahrung ihrer Habe befohlen, daß zwei Bewaffnete bei Tag und Nacht an dem Hause wachen sollten. Der Schloßprediger aber, dem Vieles an der Gefangenen gefallen hatte, vielleicht auch, daß sie der Jungfer Regine ohne Zuneigung gedacht, bestand darauf, daß ihr als einer Pfarrtochter bis nach gefällter Sentenz eine christliche Frau aus dem Dorf zur Beschaffung des nothwendigen Lebensunterhaltes beigeordnet werde. Als die Leute draußen gefragt wurden, wer das Amt übernehmen wolle, war Niemand bereit;

endlich trat ein halbwüchsiges Mädchen hervor und ſagte weinend: „ſie hat meine Mutter in der letzten Krankheit gepflegt. Der liebe Gott wird mich nicht verſtoßen, wenn ich zu ihr gehe.“ Da die Richter ungern die eigene Rückfahrt aufſchieben wollten, nahmen ſie das Mädchen ſchleunig in Pflicht, verſchloſſen das Haus und übergaben den Schlüſſel dem Pfarrer.

Als die Hausthür zugeſchlagen wurde, klang aus der Stube ein gellender Schrei, dann wurde es ſtill. Es war der Angſtruf eines Weibes, welches von ſeiner Liebe und dem Leben geſchieden ward.

Der Amtsſchreiber eilte in den Stall, um die Kuh Bleß und, was ihm noch mehr am Herzen lag, den Zelter in ſeine Verwahrung zu nehmen; aber er ſah erſtaunt, daß das Pferd verſchwunden war. Da erſt fiel ihm der fremde Knabe ein und er frug die Umſtehenden nach ihm, doch auch dieſen hatte Niemand geſehen.

Am nächſten Morgen fand der Schreiber ſein Hofthor geöffnet und ſein eigenes Pferd, einen tüchtigen Klepper, geſtohlen; die Spuren führten aufwärts nach den Bergen, ſie wurden endlich unſichtbar und alle Nachforſchung im Walde war vergebens. Zu Regine aber kam in derſelben Stunde ein Schloßmädchen: „Draußen am Thor ſteht ein Knabe, welcher der Jungfrau ein Geſchenk übergeben ſoll, er hat es eilig, doch will ihn die Wache nicht einlaſſen.“

„Wie ſieht er aus?“ frug Regine neugierig und ging nach der Antwort herab zum Thore. Dort ſaß Pieps auf der Bank; er nahm in Gegenwart der Trabanten, die ihn argwöhniſch betrachteten, höflich die Mütze ab und bot einen Korb: „dies ſoll ich zur Verwahrung übergeben.“ Und leiſer ſetzte er hinzu: „Euer Zelter ſteht in der Herberge am Thor, er iſt für ſchnellen Ritt nicht zu gebrauchen. Wo liegt der Königsmark?“ Regine ſah erſtaunt die verſtörte Miene und die rollenden Augen des Knaben.

„Hinter Göttingen.“

„Und wo liegt Göttingen?“ frug Pieps wieder, „weiſt mit der Hand nach der Richtung.“ Als Regine die Himmelsgegend gezeigt hatte, ſo gut ſie wußte, grüßte der Knabe wieder und lief den Berg hinab, bevor ſie ihn ausfragen konnte. Sie trug den Korb in ihre Kammer, fand Sachen des Bruders darin, welche ihm lieb waren, und machte ſich Gedanken über die geheimnißvolle Sendung.

Als ſie aber einige Stunden darauf allein im Vorzimmer der Herzogin ſaß, trat der Licentiat Hermann ein. Regine hatte ſeinem ehrerbietigen Gruße jeden Morgen freundlich gedankt und zuweilen nach der Thür geſehen, wenn die Stunde kam, in welcher er durch das Zimmer ſchritt, zuweilen auch, wenn er ſie anzureden wagte, hatte es ein Wechſelgeſpräch gegeben, an welches Regine den Tag über dachte. Auch heut ſah ſie freundlich nach ihm hin, aber befremdet erkannte ſie den düſteren Ernſt ſeiner Miene. Schneller als ſonſt kam er auf ſie zu und begann: „die werthe Jungfer Königin bitte ich heut an den Spruch zu denken: denen, die Gott lieben — und ferner an den zweiten: wen der Herr lieb hat —“

„Ich denke daran,“ ſagte Regine aufſtehend und neigte das Haupt.

„Denn,“ fuhr Hermann fort, „ich habe mitzutheilen, was ſowohl kläglich als ſchrecklich iſt, und ich bitte inſtändig, daß die liebe Jungfer nicht dem Boten entgelten laſſe, was er wahrlich in tiefem Mitgefühl ſagen muß.“

„Was iſt dem Bruder geſchehen?“ frug das erſchreckte Mädchen.

„Nicht dem Bruder,“ antwortete der Licentiat, „ſondern der Jungfer im Walde. Sie iſt wegen Zauberei angeklagt und geſtern im Dorfe von einem hohen Conſiſtorium verhört worden.“

„Sie iſt von ſchlechten Menſchen verleumdet,“ rief Regine händeringend.

„Sie wird als Gefangene in ihrem Hauſe verſtrickt ge-

halten," versetzte Hermann, „und wie ich vernehme, liegen schwere Anschuldigungen vor."

„Sorgt nicht," sprach das Mädchen mit bebender Stimme, „ihre Unschuld wird sich ergeben."

„Ich bitte die Jungfer sich der gewichtigen Worte zu erinnern, welche mir dieselbe auf der Reise hierher sagte," fuhr der junge Mann feierlich fort, „daß uns nur die Liebe aus unsrem traurigen Zustande erretten kann, und daß diese Liebe selten ist auch bei den Richtern. Es sind verlorene Stimmen in der Wüste, welche seither gegen das grausame und ungerechte Verfahren in zauberischen Händeln protestirt haben, und ich fürchte, viele Unschuldige werden geopfert, bevor einmal ein Schuldiger getroffen wird. Ich kenne die herzbrechende Klage, welche ein Unbekannter in einem lateinischen Büchlein gegen die Grausamkeit der gerichtlichen Procedur veröffentlicht hat, und ich habe seitdem solche Anklagen beachtet, aber ich habe niemals gesehen, daß die Angeklagten sich zu retten im Stande waren."

„Ich muß zu ihr," rief Regine.

„Weil ich solchen Entschluß für möglich hielt, habe ich gewagt die Jungfer in dieser Sache anzureden mit flehentlicher Bitte, solchen Gedanken nicht auszuführen, denn euch selbst bedroht die Gefahr."

„Mich?" frug Regine das Haupt hebend. „Was kann mir geschehen?"

„Wer einer Gemeinschaft mit den Angeklagten bezichtigt wird, ist verdächtig, und wer verdächtig wird, der ist verloren."

„Ich aber will Zeugniß geben für sie," rief Regine, „was mir auch darum geschehe."

„Die Jungfer kann nichts bezeugen als ihres Herzens Meinung zum Mißfallen der Richter. Könntet ihr der Jungfrau Möring dadurch auch nur einen mäßigen Dienst erweisen, so würde ich, obgleich mit blutendem Herzen, vermeiden euch abzurathen. Von den Richtern aber wird eure unschuldige Aus-

sage nur zum Schaden der Anderen gedreht und umgedeutet werden und ihr Schicksal verschlimmern."

„Führt mich zum Herzog, daß ich ihn anflehe."

„Auch dies widerrathe ich," bat der Candidat, „denn der Herzog wird in solchem Falle sein fürstliches Belieben gegenüber der gerichtlichen Procedur niemals geltend machen, zumal da diese Procedur vorgibt, sich sowohl auf göttliches als menschliches Recht zu stützen. Mir ist bewußt, daß bei jedem Processe dieser Art unsern frommen Herrn herzliche Angst beunruhigt, aber er ist selbst in seinem Leben so schwer durch die Bosheit der Menschen gekränkt worden, daß er für eine theure fürstliche Pflicht hält, der Macht des Satans durch scharfes Verfahren entgegenzuarbeiten."

Das Mädchen stand mit gerungenen Händen und auch dem Licentiaten zitterte die Stimme als er fortfuhr: „In bitterer Sorge um die liebe Jungfer selbst wage ich nur eine Bitte: handelt in dieser schweren Prüfung nach dem Glauben, welchen ihr bekennet; stellt Alles Dem anheim, bei dem allein Hilfe ist, verbergt vor Jedermann die große Bewegung eures Gemüthes und lebt in dem Vertrauen, daß zuletzt Alles wohlgemacht wird, wenn auch die Wege für uns unerforschlich sind und zuweilen menschlichem Verstand furchtbar erscheinen."

„Ach Herr," klagte das Mädchen, „innerer Friede wird uns nur zu Theil, wenn wir vorher Alles gethan haben, was unsere Pflicht ist, und ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen, daß ich in scheinbarer Ruhe leben soll, während Eine, die gütig gegen mich war, in Todesgefahr ringt."

„Gerade um ihretwillen sollt ihr euch fassen, denn wenn es noch möglich ist, zu seiner Zeit den Herzog günstig für die Angeklagte zu stimmen, so kann das mit eurer Hilfe und durch euer Zeugniß nur geschehen, wenn ihr selbst keinerlei Leidenschaft und geheime Verstörung offenbart."

„Ich will mich mühen," antwortete Regine tief aufathmend, „so zu sein, wie der Herr für heilsam erklärt; ich bitte aber

mich Schwache dadurch zu ſtärken, daß ihr mich unter den fremden Herrſchaften hier nicht trauriger Ungewißheit überlaßt, ſondern mir aufrichtig mittheilt, wann ich vor dem Herzoge meine Stimme erheben darf.“ Das verſprach der Licentiat, hingeriſſen von ihrem Schmerz, aber er gedachte auch ſie ſelbſt ſoviel als möglich vor der Gefahr zu ſchützen, die er für ſie vorausſah.

Unterdeß jagte ein Knabe in geſtrecktem Roſſeslauf auf der Landſtraße dahin. Die heiße Juliſonne brannte ihm die Haut und der Gewitterregen durchnäßte das Kleid, aber unverrückt ſuchte ſein Auge am Himmel und auf dem Wege die Richtung nach Norden. Traf er Leute auf der Landſtraße, ſo fuhr er in ſchnellſtem Rennen vorbei oder umritt ſie in weitem Bogen. Mehr als einmal wurde er angehalten, dann log er, ſein Herr ſei als Bote des Königsmark von Räubern überfallen, er ſelbſt habe ſich auf dem Pferde eines Räubers gerettet, und eile mit der üblen Kunde zum General. Zuweilen fühlten die Leute Mitleiden, wieſen ihm den Weg und boten ihm einen Trunk und Brot; einmal griff die begehrliche Hand eines Strolches nach dem Zügel, aber ſie zuckte von dem ſcharfen Meſſer des Knaben geſchnitten zurück; und die Drohungen des Mannes verhallten hinter dem Flüchtigen. Am Abend des zweiten Tages brach das Pferd zuſammen, er ließ es liegen, ohne ſich darnach umzuwenden und lief zu Fuß weiter. Bei Göttingen kam er in die Wegſpuren ſeiner Regimenter, er fand Weiber des Troſſes, die er kannte, und erfuhr von ihnen, daß der Heerhaufen einen Tagesmarſch nordwärts an der Leine raſtete.

Denn dort ſollten die weimariſchen Regimenter ſich mit dem kleinen Heere des Generals Königsmark vereinigen. Der Herr empfing die Anziehenden auf freiem Feld in großem Ornate, er hatte ſein Heer ſo aufgeſtellt, daß es von drei Seiten einen freien Raum umfaßte, und Wilhelm wies mit herbem Lächeln ſeinem Freunde Bernhard die ſchwediſchen Kanoniere, welche mit brennender Lunte bei ihren Geſchützen ſtanden. Die

von Weimar zogen gegenüber in Reih' und Glied auf, jedes Regiment gefolgt von ſeinem Troß. Die Beritte mußten ſich drängen, weil, wie die ſchwediſchen Officiere bedauernd ſagten, Mangel an Raum war. Wilhelm trabte mit ſeinem Gefolge vor und begrüßte den Feldherrn, welcher den Hut abnehmend dankte. Darauf rief der weimariſche Feldoberſt mit heller Stimme die Namen der Regimenter und als von jedem der laute Gegenruf unter den geſchwungenen Standarten: Hier Alt-Roſen! Hier Taupadel! geantwortet hatte, meldete er zum Schweden gewandt: „Herr Generallieutenant, wir alle ſind bereit der Krone Schweden den Eid zu leiſten."

Königsmark bewegte ſich einige Schritte vorwärts und frug überraſcht: „Auch ihr?" — Und als Wilhelm höflich bejahte, frug er weiter: „Auf meine Bedingungen?"

„Auf eure Bedingungen," wiederholte der Andere.

Ueber den geſenkten Standarten und Fahnen wurden von ſchwediſchen Officieren die neuen Farben befeſtigt. Dann ritten die weimariſchen Officiere vor der Front in großem Ringe zuſammen, der Eid wurde ihnen verkündigt und ſie ſchworen mit aufgereckten Fingern, als erſter Wilhelm.

Nur Bernhard ſchwenkte den Hut zum Abſchiede gegen die Standarte ſeiner Compagnie, rief dem Volke zu: „Lebt wohl, Kameraden," und ritt, gefolgt von ſeinen Knechten zur Seite.

Nach den Führern wurde der Soldat regimenterweiſe in Pflicht genommen. Königsmark beobachtete während der Ceremonie mit ſtillem Triumph ſeinen neuen Erwerb und konnte ſich nicht enthalten zuweilen ſeiner Freude laute Worte zu geben, denn er ſah narbige Geſichter, ſehnige Geſtalten, wie aus Erz gegoſſen, und die ſichere Haltung kampfgewohnter Männer. Aber er merkte auch an Vielen finſtere und traurige Mienen und erkannte, daß ſie nicht freudig zu ihm kamen, ſondern im Gebote harter Noth. Als er ſo prüfend von ſeinem Platze die Front entlang ritt, kam er in die Nähe Bernhards und begann:

„Wie, Herr Abgesandter? ihr seid der Einzige, der nicht gut schwedisch sein will?"

„Die Ehre verbietet mir, meine Compagnie abzugeben, und sie verbietet mir auch, als der einzige unter meinen Kameraden die Compagnie zu behalten," entgegnete Bernhard.

„Ich hätte Andere, die ich hier sehe, lieber gemißt als euch," sagte höflich der General. „Gewinnt ihr einmal Lust zu schwedischem Dienst, so kommt zu mir. Verlaßt euch auf mein Wort, ich schaffe euch eine Bestallung."

In der Herberge wartete Bernhard lange vergeblich auf den Freund, welcher zum Generallieutenant entboten war. Als Wilhelm eintrat, warf er sich finster in einen Sessel und drückte den Hut tief in die Augen. „Der General meint, er habe mich beseitigt, aber er könnte sich irren. Merk' auf! Die Regimenter sind unter dem Vorwand guter Quartiere weitläufig auseinander gelegt, um den Verkehr zwischen ihnen zu erschweren, sie werden neu formirt, je zwei und zwei zu einem vereint mit neuen Standarten und neuen Obersten."

„Das haben wir erwartet und der Schwede ist in seinem Recht," warf der Freund ein. „Jeder Feldherr würde ebenso verfahren."

„Mich wundert, daß du den Schweden lobst," sagte Wilhelm mißtrauisch.

„Ich habe mich seinem Dienste versagt," versetzte Bernhard ruhig, „aber ich will ihn nicht unbillig verurtheilen. Doch am meisten liegt mir auf der Seele: was ist aus dir geworden?"

„Ein Oberstlieutenant ohne Kommando," sagte Wilhelm bitter.

„Auch das ist fast mehr, als wir erwartet haben."

„Meinst du?" frug der Unzufriedene. „So höre denn, der General pries mit glatten Worten meine Führung und rühmte sich, daß er dem schwedischen Kronkommissar, der ihm als Wächter gesetzt sei, mein Patent abgerungen habe; er fügte

mit falſcher Freundlichkeit hinzu, daß er ſogleich meine Dienſte fordern müſſe; mit vertrautem Schreiben ſoll ich morgen bei Anbruch des Tages zum Feldmarſchall Wrangel. Verſtehſt du, was das bedeutet? Ich ſoll getrennt werden von unſeren Völkern, und ſie werden dafür ſorgen, mich in der Ferne feſtzuhalten, bis ſie hier nach ihrem Gutdünken reformirt haben. Du haſt den beſſeren Theil erwählt, Bernhard, dennoch denke ich, du ſollſt von mir hören. Grüße deine Schweſter und ſage ihr, meine weltliche Kunſt, Andere zu behandeln, habe mir ſchlechten Lohn eingetragen. Zuletzt hat mir Keiner Dank gewußt, nicht unſere Leute, nicht die Fremden."

„Ich aber," antwortete Bernhard, „für gute Kameradſchaft in guten und ſchlechten Tagen. Das will ich dir ſagen, bevor wir ſcheiden. Denn du ſollſt jetzt für dein Glück unter den Schweden ſorgen, ich aber werde mit leichtem Herzen und fröhlichem Muth zum Ehemann und Hausvater."

„Laß Wein auftragen, mein Bruder," rief Wilhelm, „wir wollen noch einmal wie Studioſen zuſammenſitzen, wir wollen denken, daß die ganze Kriegsfahrt zu Ehren Deutſchlands und daß unſer Heerbefehl nichts anderes war als ein Studentenkönigreich, das wir am heiligen Dreikönigsabend angeſtellt haben. Jetzt ſind alle unſere Mannen von der Bank gefallen, wir beide aber ſitzen feſt. Wer am längſten auf dieſer Erde den Becher hebt, der bleibt Sieger."

Die Thür wurde aufgeriſſen; bei dem trüben Licht ſah Bernhard eine kleine Geſtalt, welche mit wankendem Schritt auf ihn zu kam. Vor ſeinen Füßen brach der Bube zuſammen. Bernhard beugte ſich zu ihm nieder und das matte Kind flüſterte ihm wenige Worte in das Ohr. Da ſank auch der ſtarke Mann wie von einem Schlage getroffen zurück und das Blut wich aus ſeinem Angeſicht.

8.

Die Rettung.

Nach heißen Sonnentagen trieb der Nordwind dunkle Regenwolken über das Land. Regine blickte durch das Fenster auf ein glühendes Abendroth, welches am Horizont unter dem schwarzen Wolkendach wie eine ungeheure Feuersbrunst aufleuchtete. Auch das heitere Licht ihrer Lebenstage war geschwunden; die Angst war seit der letzten Nachricht, die der Licentiat zutrug, so groß geworden, daß ihr verstörtes Wesen im Schlosse auffiel, und die Herzogin ihr heut gütig gerathen hatte, der Unpäßlichkeit nicht zu trotzen, sondern sich ruhig in der Kammer zu halten. Sie fuhr zusammen, als der alte Diener des Frauengemaches eintrat und ein Brieflein überreichte, welches ein Mann für sie am Thore abgegeben hatte. Sie las die Zeilen, ergriff ein Regentuch und stürzte hinaus. Auf dem Corridor vernahm sie hinter sich schnelle Tritte und die ängstliche Frage des Licentiaten: „Was ist euch zugestoßen?"

„Ich habe einen Gang vor," antwortete Regine zitternd.

„Will mir die Jungfer nicht gestatten, sie zu begleiten?" bat Hermann. „Ihr seid ganz außer euch."

„Dürft ihr versprechen gegen Jedermann zu schweigen," sagte Regine in Hast, „so thut ihr mir einen Gefallen, wenn ihr mich zu der Schenke führt, welche draußen beim Gehölz am Fuße des Friedensteines steht."

„Der Ort ist übel beleumdet und eine Niederlage von schlechtem Gesindel. Wie dürft ihr euch dorthin wagen?"

„Ich muß," rief Regine das Tuch um sich ziehend und ging an ihm vorüber.

„Doch nicht ohne Schutz; ich leide nicht, daß ihr euch allein der Gefahr aussetzt," entschied Monsieur Hermann ihr nachfolgend.

Schweigend eilten sie neben einander den Schloßberg hinab zu der wüsten Stelle im Freien, wo ein waghalsiger Schenkwirth einen hölzernen Bau aufgeschlagen hatte, bequem für die Landleute, welche zur Bauarbeit am Schlosse gefordert wurden, aber auch für fremdes streifendes Volk, dem die Thorwache feindselig war.

Aus der Breterhütte schallte das Stampfen der Gläser und das Geschrei Berauschter. Der Licentiat führte das Mädchen einige Schritte vom Wege ab, wo eine Linde und umherstehendes Gesträuch vor neugierigen Augen deckte, und sagte ernsthaft: „ihr dürft nicht dort hinein."

Ein Mann in dunklem Mantel trat herzu und faßte Regina's Hand. „Hinweg!" rief Hermann und fuhr auf den Fremden los. Aber Regine bat mit gefalteten Händen: „Ich flehe euch an, daß ihr mich jetzt allein laßt."

Der Licentiat blickte erschrocken von dem verhüllten Mann auf das Mädchen. „Ich gehorche dem Wunsche der Jungfer und will die Zusammenkunft nicht stören," sagte er und bitterer Schmerz klang aus seinen Worten, „aber ich bleibe so nahe, daß euer Ruf mich erreicht."

Regine vermochte nur tonlos zu sagen: „ich bin euch auch dafür dankbar."

Der Verhüllte zog sie tiefer in das Gehölz. Sie sah im Zwielicht das bleiche Antlitz und die zusammengezogenen Brauen des Bruders; sie hielt seine Hand fest und weinte darüber. „Wo ist sie?" frug Bernhard hastig.

„Sie wird im Walddorfe bewacht."

„Und wie steht ihre Sache?"

„Morgen soll sie in der Stadt peinlich verhört werden,"

antwortete die Schweſter, umſchlang den Leib des Bruders und fühlte den Schrecken, der ihm durch die Glieder zuckte. Er ſtrich ihr mit der Hand über das Haupt, ohne es zu wiſſen.

„Die Zeit iſt kurz,“ murmelte er. „Du biſt geübt für deinen Bruder zu beten; flehe heut zum letzten Male für ihn, und bitte, daß die Nacht finſter ſei.“ Er ließ die Entſetzte los und trat an das Gehölz. Regine ſah, daß ſich die Zweige bewegten, und glaubte das gefurchte Antlitz eines alten Bekannten zu erkennen. Leiſe verhandelten die Männer. Der andere entwich und der Bruder trat wieder zu ihr. Jetzt küßte er ſie auf die Stirn und ſagte traurig: „Arme Schweſter.“

„Bin ich eure Schweſter,“ ſagte Regine das Haupt erhebend, „ſo laßt mich Theil haben an euren Gedanken.“

„Fordere nicht zu wiſſen, was dich verderben könnte, du unſchuldiges Kind. Eine, die wir kennen, iſt zur Zauberin gemacht, und wer Theil an ihr nimmt, den binden ſie auf den Holzſtoß. Wir aber ſind gottſelige Chriſten und wiſſen die Gemeinſchaft mit allem Teufelswerk zu meiden. Vielleicht habe ich noch etwas Werthvolles in dem Hauſe der Zauberin verſteckt, was ich herausholen möchte, bevor das Gericht mit gierigen Händen darnach greift.“

„Sprecht nicht ſo zu mir, Bernhard,“ flehte die Schweſter. „Meint ihr, daß meine Angſt geringer wird, wenn ihr euch vor mir verſtellt? Ich ſehe durch die Maske und fühle das Grauſen.“

„Grauſt dir vor der Zauberin?“ frug der Bruder mit rauher Stimme. „Sie war doch einſt gütig gegen dich, und wir verdanken ihr die Rettung vor elendem Verderben.“

„Sie iſt ſchwer angeklagt,“ ſtammelte Regine, „und man ſagt, es ſei bewieſen, daß ſie nächtliches Werk geübt habe, das nicht gottſelig iſt, und das dem Teufel Macht über ſie gibt.“

„Ich denke, ſie hat bei Nacht Wurzeln gegraben, von denen die Leute glauben, daß ſie kräftig ſind feindliche Kugeln abzulenken; und ich denke, ſie hat die unheimliche Arbeit gewagt,

um Einen vor Gefahr zu ſchützen, der ihr lieb iſt. War ſie im Irrthum oder nicht, war ſie in Sünde oder nicht, was meinſt du, ſoll der Mann thun, dem ſie ſolche Gabe zugetheilt hat?"

„Von ſich werfen ſoll er, was dem Böſen Macht über ihn geben kann," rief Regine entſetzt.

„Ich aber ſage dir, Mädchen, er bewahrt es an ſeinem Herzen, ſolange er lebt; nicht, weil er einen ehrlichen Soldatentod fürchtet, ſondern weil das Weib, das er liebt, Leben und Seligkeit für ihn gewagt hat."

Regine hielt ſich an dem Stamme des Baumes feſt und das Haupt ſank ihr auf die Bruſt, der Bruder rührte mit dem Finger darauf.

„Glaubſt du, daß der Gott der Liebe, zu dem du ſo eifrig bitteſt, eine Menſchenſeele deshalb dem Teufel und der ewigen Verdammniß übergibt, weil ſie ſich, nicht aus Haß, ſondern aus herzlicher guter Meinung unterwunden hat, aus dem Walde zu holen, was die Nachtgewalten nur ungern dem Menſchen hergeben?"

„Ich bin gelehrt," antwortete Regine leiſe, „daß es Sünde iſt an ſolche Geheimniſſe zu rühren."

„Und glaubſt du, daß die Jungfrau im Walde ſchädliche Zauberei treibt und mit dem Böſen im Bunde ſteht?"

Regine erhob ſich und ſagte: „Nein!"

„Sei bedankt für dieſes Wort," rief Bernhard und ein Strahl von Freude erhellte ſein Angeſicht. „So ziemt es der Schweſter zu reden." Er zog ſie an ſich und wiederholte: „Armes Kind! Für dich wird am härteſten zu tragen, was das Schickſal uns gefügt hat. Warſt du auch zuweilen unzufrieden mit dem wilden Bruder, du hatteſt ſeither an ſeinem Herzen eine Stätte, wo du ſicher ruhen konnteſt; wir beide kannten einander genau und zwiſchen uns war feſtes Vertrauen. Jetzt ſtehſt du in Gefahr den Bruder zu verlieren; freundlos ſollſt du, zarte Blume, unter Fremden gedeihen, ja

wer mag dafür bürgen, ob meine That nicht auch dich beschädigt und ins Elend wirft. Das ist Gram und Bitterkeit, die ich zu anderer Noth in diesen Angststunden fühle, und ich bitte dich, und ich bitte die lieben Eltern im Himmel, daß ihr mir verzeiht, wenn ich dich verlasse um einer Anderen willen."

Regina's Thränen fielen auf die Hand des Bruders, als sie die Hand küßte. „Sorgt nicht um mich," bat sie. „Das Blümlein, welches ihr genannt habt, steht unter Gottes Auge, geduldig in Regen und Sonnenschein, damit der Herr mit ihm thue nach seinem Gefallen. Könnt ihr aber jetzt, wo euch irdische Leidenschaft treibt, unserer Eltern im Himmel gedenken und eurer Schwester auf Erden, die euch liebt, so sorget auch, daß ihr euch nicht für immer von ihnen scheidet. Es ist fürchterlich zu denken, daß die Jungfrau vom Walde ohne schweres Verschulden verurtheilt werden kann durch falschen Glauben und durch die Blindheit ihrer Richter. Mein Bruder aber, wenn er dieses Urtheil durch heimlichen Anschlag verhindern will, verfällt dem irdischen Richter ebenso wie jene. Der Teufel ist geschäftig, Bernhard, gegen Solche, welche in stolzem Vermessen gegen Recht und Gesetz ankämpfen; ist auch die Jungfrau unschuldig, wer bürgt dafür, daß nicht ihr zu einem schweren Verbrechen an Gott und den Menschen verlockt werdet, während ihr sie mit Gewalt aus den Banden des Gesetzes lösen wollt?"

„Deiner Warnung gedenke ich," antwortete der Bruder, „vielleicht bewahrt sie einen Schurken vor der Kugel, die ich ihm zugedacht. Rufst du aber das Gedächtniß unserer toten Eltern gegen mich an, so wisse, seit der Stunde, in der mein Bube mir die Trauerbotschaft zutrug, während ich hierher ritt in Angst und Wuth, wie du sie niemals empfunden, habe auch ich Gesichte gehabt von seltsamer Art und ich habe Stimmen gehört, weiß nicht, kamen sie vom Himmel oder anderswo her. In das eine Ohr schrie es mir: sei treu bis über

den Tod und wenn die ganze Welt Untreue fordert; und in das andere Ohr schrie es: deines Rosses letzter Sprung sei für den Genossen, der um deinetwillen in Noth kam. Ist ihr der Pfahl beschieden, so sei er mir's auch, und würde ihr der Himmel verweigert, so soll meine Seele den Thürsteher Petrus niemals um Einlaß bitten. Ich thue, was ich muß; und ich sage dir, Mädchen, wenn unsere Eltern noch lebten, die Mutter würde weinen wie du, der Vater aber würde sein Haupt heben, wie er zuweilen that, und mich mit seinem Sprichwort begrüßen: Treue bewahren ist Jedem Pflicht, den Königen aber ist es Ehre."

„Ich mahne nicht mehr, wo menschliche Warnung vergeblich ist," sprach die Schwester entsetzt über die Aufruhr seines Gemüthes; „ihr aber sollt nimmer vergessen, daß auch für mich das Sprichwort des Vaters gilt. Braucht ihr in der Noth ein treues Herz, so denkt meiner."

„Liebe Schwester," rief Bernhard und umschlang das Mädchen, welches er allein und schutzlos in der Wildniß dieser Welt zurücklassen sollte. An seiner Hand trat sie aus dem Baumschatten auf den Weg. Dort wies sie nach ihrem Begleiter vom Schlosse, der in einiger Entfernung stand, auch er mit finstern Gedanken beschäftigt. Noch einmal fühlte sie die Hand dessen, der ihr bis dahin Bruder und Vater gewesen war, auf ihrem Haupte, dann wich er in den Schatten zurück, und sie schritt eilig vorwärts, aber ihre Glieder bebten in unterdrücktem Schluchzen. Der Licentiat ging schweigend neben ihr durch die Schloßpforte. Er sah beim Laternenlicht zwischen Mitgefühl und Groll die Qualen, mit denen sie rang, und verneigte sich auf dem Gange tief und förmlich zum Abschiede. Ach, er wäre trotz seiner Würde reuig vor ihr auf die Knie gefallen, hätte er den Jammer des armen Mädchens verstanden, welches jetzt Alles verloren hatte, was ihr auf Erden lieb war, auch den theilnehmenden Freund im Fürstenschlosse.

Unter dem dunklen Wolkenhimmel sprühte der Regen und

tobte der Sturm. Er dröhnte wie Wogenschwall an den Mauern des Fürstenschlosses, warf die Schornsteine von den Dächern der Stadt und schleuderte große Baumäste auf den Grund. Aus der Herberge nahe am Schlosse jagten zwei verhüllte Reiter auf der Landstraße dahin. Hinter dem ersten Dorfe gesellten sich zwei andere zu ihnen, nach der ersten Wegstunde war die Zahl bis zu einem ganzen Trupp herangewachsen und zwischen sich führten sie ein Wagenhaus, aus starken Bretern gezimmert. Wenn eine Dorfwache in dem Brausen des Windes den Hufschlag und das Rasseln des reisigen Zuges hörte, der außerhalb des Zaunes dahin fuhr, so drückte sie den Hut über die Augen und sprach einen hilfreichen Spruch, um vom Heere des wilden Jägers verschont zu werden.

Am Eingange des Waldthals, wo ein steiler Fels bis zum Wege vorsprang, hielt der Haufe an und der Führer, ein hagerer Gesell, dessen Gesicht durch die herabgezogene Krempe des Hutes verborgen war, sah scharf in die Runde und gab die Befehle. „Ist der Funke dort hinten ein Licht des Dorfes, und brennt das Licht im Hause der Jungfrau?“ frug er eine kleine verhüllte Gestalt, die neben ihm ritt.

„Es kommt aus der Kammer eines kranken Dorfweibes,“ antwortete der Kleine.

„Dann lenken wir hier über den Bach und meiden die Dorfgasse. Hinab! und suche die Furt! — Ruhig, Bruder,“ mahnte er einen Gefährten, dessen Roß durch die Ungeduld des Reiters gestachelt wurde. „Willst du die Bauern vor scharfem Eisen bewahren, so müssen wir lautlos flattern wie Fledermäuse.“ Unterdeß glitt der Kleine vom Pferde und verschwand in der Finsterniß. Als er nach einer Weile an seinem Thier heraufkletterte, gebot der Alte: „Voran und achte auf die Steine.“ Die Reiter verließen den Weg, setzten vorsichtig über den geschwollenen Bach und zogen thalauf längs der Berglehne, an welcher das einsame Haus stand.

„Ich denke bei dieſem Wetter ſchlafen die Wachen," begann der Führer wieder. „Ich bringe das Eiſen mit, welches die Thüren geräuſchlos öffnet. Schwinge dich über den Zaun Bube, und ſieh zu, auf welcher Streu du die Wächter findeſt. Sie müſſen unter die Nebelkappe bevor ſie ſich rühren; ein lauter Ruf könnte uns zwingen, dem ganzen Dorf ein heißes Ende zu machen." Wieder hielt der Trupp in einiger Entfernung vom Hauſe und wieder tauchte der Knabe vom Pferde hinab in die Schwärze der Nacht.

In der Stube lag auf dem Lehnſtuhl ein bleiches Weib und ſtarrte nach dem flackernden Schein der Lampe. „Zum letzten Male ſehe ich dies Licht brennen. Klein iſt der Funke, doch bald wird er ein großer Brand. Nur um euretwillen thue ich es, geliebter Herr; den Leib, der euch gehört, ſoll keine fremde Fauſt entblößen; ich ſelbſt will mir den Richter ſuchen, der mehr Erbarmen hat, als die Menſchen hier auf Erden. Die Nacht iſt finſter und lang; erkenne ich im Morgengrau die Fichte auf der Höhe, wo ich an ſeiner Seite ſtand, ſo will ich ihm Lebewohl ſagen für immer. Wenn die Lohe aufſteigt, ſo hoffe ich, jagt der Wind ſie abwärts vom Dorfe, damit die Wöchnerin mit ihrem Kinde nicht Schaden leide."

„In den erſten Tagen, nachdem ſie mich in Haft geſetzt, flogen meine Gedanken unabläſſig zu ihm hin, und ich meinte, er müßte kommen, mich in die Arme ſchließen und über mir trauern, daß ich ausgeſtoßen und verflucht bin ohne Schuld. Jetzt träumt mir nicht mehr ſo. Es wird ihm gehen, wie den Anderen auch, ſie werden ihm Uebles von mir ſagen und er wird ihnen glauben. Ich möchte doch, daß ich ihm leid thäte."

„Die Wächter riefen mir zu, daß die alte Urſel tot im Walde gefunden iſt. Das war ein Glück für ſie. Die Amſeln ſind von den Bauern erſchoſſen, auch die Katze iſt erſchlagen, weil ſie mir zugehörte. Einſam war mein Leben und einſam ſoll mein Ende ſein."

„Von der Leinwand, die ich geſponnen und über die er ſich gefreut, habe ich als letzte Arbeit zwei Hemden genäht. Eines trage ich auf dem Leibe für meine letzte Stunde und das andere ſollte er ſich aufheben bis zu der Zeit, wo es ihm angezogen wird. Aber der Wunſch war eitel, Niemand wird ihm mein Vermächtniß zutragen, denn es gibt keinen Boten mehr von mir zu ihm. Und wer weiß, ob nicht auch ihm davor graut in meinem Geſpinnſt beſtattet zu werden."

Sie ſprang heftig auf, ſah durch das Fenſter zu der Tanne und faßte nach der Lampe. Ein Windſtoß ſchlug an das Fenſter, daß die Scheiben klirrten, und durch Sturm und Regen klang ein Geräuſch wie von ſchnaubenden Pferden, Geflüſter von Stimmen und das Knarren des Thors. Die Stubenthür ſprang auf, ein Mann ſtand auf der Schwelle. Sie hörte die Worte: „Gelobt ſei Gott, daß ich euch finde!" und fühlte ſich von ſtarken Armen umſchlungen. Da klammerte ſie ſich feſt an den Geliebten und ſchrie: „Noch nicht ſterben!"

„Komm, Judith," mahnte der Mann und zog ſie nach der Thür.

„Wohin?" frug ſie wild. „Die Leute draußen weiſen auf mich mit den Fingern und euch werden ſie töten, wenn ihr nicht von mir weicht. Hinweg von mir, ihr ſeid bei einer Hexe!" Sie ſuchte ſich ihm zu entwinden, aber ſie ſank wieder an ſeine Bruſt.

„Was die Hexerei angeht," begütigte die Stimme Gottlieb's hinter ihr, „ſo gibt es hier nur eine Hexe, die ſogenannte Frau Venuſſin, ſowie ihren Jungen, welcher den Hundenamen Amor führt. Und wenn euch die Nachbarn hier zu Lande gehäſſig ſind, ſo reitet davon. Wer vier ſtarke Pferdebeine unter ſich hat, dem ſteht die weite Welt offen, geht's nicht bei den Chriſten, ſo zieht er zu den Türken oder zu den Engländern, welche ich gleichfalls loben höre. Schaffe ſie auf das Pferd, Bruder, denn dieſer Ort iſt ihr verleidet."

„Er räth gut," rief sie außer sich. „Hinweg ihr alle, damit ich das Haus anzünde."

„Eile mit Weile!" tröstete Gottlieb. „Alt-Rosen ist niemals so leichtfertig, ein volles Haus abzusengen. Soll die Ausstattung der Frau Rittmeisterin verkohlen oder den Schreibern in die Hände fallen? Erst geräumt, dann gebrannt, ist Soldatenbrauch." Und zu Bernhard tretend gebot er: „Erwarte uns im Walde, es ist nicht nöthig, daß sie unserer Arbeit zusieht. — Vorwärts, Bube! Wo ist der Zugang zum Versteck? Sperre die Truhe auf und wirf in den Wagen, wie's kommt! Heran Kameraden, schnelle Hände und scharfen Ausguck, denn der Morgen ist nahe."

Im nächsten Augenblick jagten Bewaffnete, das Weib in der Mitte, dem Bergwald zu, um den Hof aber bewegten sich schweigsam geschäftige Plünderer, während zwei aus dem Haufen die geknebelten Wächter vorwärts stießen bis in das nahe Gehölz und dort an Bäumen festbanden. Auch der Wagen rollte von dannen, umritten von der reisigen Schaar. Als letzter blieb Gottlieb mit dem Knaben im Hause zurück; beim Heraustreten schloß er die Thür und die Pforte des Zaunes. „Es ist der letzte Hof," sagte er zurückblickend, „dem unser Regiment ein feuriges Ende bereitet. Nur Eins thut mir leid, daß wir von dannen ziehen, ohne daß ich den Amtsschreiber in das Feuer geworfen habe. Doch hoffe ich, Satan holt sich seinen Braten." Mit diesem Wunsche ritten sie davon. Hinter ihnen stiegen aus dem verlassenen Hause die Flammen auf, der Wind blies hilfreich in die Glut. Als die erwachten Dorfleute herzurannten, stand der ganze Bau in Flammen und sie riefen vergebens nach den Wächtern.

Die fremden Reiter aber fuhren dahin über die Berge durch Regen und Sturm, und zu dem Geheul der Luft und dem Brausen des Waldes schallte ihr wildes Holla ho! Der wilde Jäger entführte sich das Zauberweib. Die er mit trotzigem Sinne auf das Roß gehoben, hielt er fest, um sie

gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Was thut's, ob der Ritt kurz oder lange währt? Wer sein Leben wagt, um geliebtem Leben die Treue zu erweisen, der hat zu aller Zeit das Recht, über die Rotte der Einfältigen und Schlechten hinwegzusetzen.

In dem Zimmer der Herzogin harrte der kleine Prinz mit dem Licentiaten auf die Ankunft seines Herrn Vaters, denn es war die Stunde, wo der Herzog sich gern von dem Kleinen aufsagen ließ, was dieser gelernt hatte. Zu den Füßen der Herrin saß Regine über vielen Knäueln von bunter Wolle, wählte und reichte sie zur Stickerei. Aber ihre Seele war nicht bei der Arbeit, die Hände flogen in fieberhafter Hast; und da sie nicht aufzusehen wagte, bemerkte sie auch nicht, wie bekümmert der Licentiat zu ihr hinsah.

Der Herzog ließ diesmal auf sich warten; als er endlich eintrat, begrüßte er seine Gemahlin und ging mit umwölkter Stirne auf und ab, ohne nach der Lection des Prinzen zu fragen. „Das Haus der Zauberin ist niedergebrannt, und sie selbst ist wahrscheinlich in dem verschlossenen Bau von der Flamme verzehrt," begann er endlich zur Herzogin. „Die Bauern aber sagen aus, der Teufel oder wilde Jäger habe sie entführt." Die bunten Knäuel entrollten dem Schoße Regina's und kugelten auf den Fußboden. „Die Dorfleute wollen die schwarze Höllenschaar leibhaftig gesehen haben, den wilden Jäger mit seiner Jagd, wie er das Weib auf dem Rosse hielt und mit ihr durch Flammen und Rauch in der Luft über die Berge fuhr. Es ist seltsam, daß so Viele dasselbe gesehen, der Eine mehr, der Andere weniger; die Wächter behaupten von dem höllischen Heer übel zerstoßen zu sein, doch fand man sie mit gewöhnlichen Stricken gebunden."

„Die Dienerin der Angeklagten, welche entflohen war, hat man in den Bergen leblos gefunden; sie saß in einem Versteck, zu dem die Dorfleute bei Kriegsgefahr flüchten. Die

Nahrungsmittel in ihrem Korbe waren unberührt und die Leute behaupten, der Böse habe ihr den Hals umgedreht. Doch ist wunderlich, daß in ihrem Schoße das Gesangbuch lag und darin aufgeschlagen das Lied: Eine feste Burg. — Dergleichen ist in der Christenheit unerhört. Für mich aber wird es besonders schrecklich, denn ich konnte mich, was auch die Richter vorbrachten, noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das Mädchen einen Bund mit dem Bösen gemacht habe."

„Des Himmels Segen über Eure herzogliche Gnaden für diese gütigen Worte," klang es leise neben dem Stuhl der Herzogin, wo Regine mit gefalteten Händen auf den Knien lag. Der Herzog sah von der Seite auf die Kniende und fuhr fort: „Nur der Jägermeister will nicht glauben, daß es höllische Geister waren, welche das Weib entführten; er wies mir weiter oben am Wege die Spuren vieler Pferdehufe; die Hufe hatten Eisen und an dem einen fehlte ein Nagel."

Er ging wieder nachdenklich auf und ab. „Auch aus der Stadt wird Wunderliches berichtet. Bei der Schmiedin Stange, deren Mann seit vielen Jahren verschwunden ist und unter das Kriegsvolk gelaufen sein soll, stand vor zwei Tagen plötzlich zur Zeit der Abenddämmerung in der Stube eine finstere Gestalt, welche sich als heimgekehrter Schmiedemeister gebehrdete, und als das erschreckte Weib auf ihn zugehen wollte, dasselbe streng ermahnte bis Mitternacht nicht mit ihm zu sprechen, sondern ihn ruhig schalten zu lassen und gegen Jedermann zu schweigen; dies werde ihr Glück sein; wenn sie aber spreche, ihr Verderben. Zur Bekräftigung scheint er Geld auf den Tisch gelegt zu haben, die Frau gibt nur einen Dukaten zu, doch mag es mehr sein. Während sie noch betäubt da saß, ist er in die Schmiede gegangen, hat dort mit dem Werkzeug hantirt und auch das Feuer angeblasen. Plötzlich war er verschwunden und ist bis jetzt nicht wieder sichtbar geworden. Durch das späte Arbeiten in der Schmiede, die seither kalt war, entstand in der Nachbarschaft ein Argwohn, und da die

Frau widerwillig blieb Auskunft zu geben, wurde ſie heut verhört und behauptete, es ſei der Geiſt ihres Mannes geweſen. Wir haben wahrlich genug gegen die Böſen in dieſer Welt zu kämpfen, ſolches Eindringen des Satans ſchafft neuen Schrecken und entſetzt die Gemüther."

Er hielt vor Regine an. „Ihr, Jungfer Königin, habt ſelbſt Bekanntſchaft mit der Angeklagten Möring gehabt. Ich frage euch auf euer Gewiſſen: Haltet ihr ſie für eine ſchädliche Zauberin?"

„Nein!" rief Regine, „an ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen, ſie war gutherzig gegen Jedermann und nicht auf eigenen Vortheil bedacht. Der Pfarrer dort iſt alt, und in der Gemeinde leben Argliſtige, welche ihr neidiſch ſind."

„Sie iſt beſchuldigt um Mitternacht im Walde teufliſche Künſte geübt zu haben und ein Zeuge ſagt aus, daß der Teufel in Geſtalt des wilden Jägers bei ihr geſehen worden."

Regine rang die Hände. „Es war ein Menſch und ein redlicher Chriſt, denn, herzogliche Gnaden, es war mein Bruder."

Der Herzog trat zurück. „Woher iſt euch das bewußt, Jungfer?" frug er ſtreng.

„Mein Bruder ſelbſt hat es mir vertraut," antwortete das Mädchen und fuhr das Haupt erhebend fort: „was mir auch geſchehen möge, ich kann es nicht ertragen, daß Eure herzogliche Gnaden durch die Ausſagen der verwirrten und boshaften Leute getäuſcht werden. Die Jungfrau vom Walde war meinem Bruder lieb geworden, und als er durch ſeinen Buben Kunde erhielt von der Todesgefahr, in welcher ſie verſtrickt ſaß, kam er heimlich mit bitterer Angſt in Ew. Hoheit Land. Er ließ mich aus dem Schloſſe zu ſich fordern, und obwohl er mir ſeinen Entſchluß bergen wollte, ſo erkannte ich doch, daß er auf eine Gewaltthat in der nächſten Nacht ſann. Auch war er nicht allein, er hatte einen treuen Kameraden, welcher denſelben Namen führt, mit dem herzogliche Gnaden ſoeben die Schmiedefrau benannten. Dieſer war im Heere bekannt

als ein redlicher Mann, aber in allerlei Listen erfahren, und ich hoffe, diese Beiden haben die Jungfrau weggeführt."

„Ihr aber," sprach der Herzog unwillig, „seid Mitwisserin geworden bei einer frechen Gewaltthat, durch welche das Gericht gehindert und meine Autorität gekränkt wird, und ihr selbst seid schuldig geworden vor dem Gesetz."

Da begann der Licentiat ehrerbietig: „Ist Jungfer Regine schuldig, so bin ich in derselben Schuld, denn ich habe sie vorgestern zu der geheimen Besprechung mit ihrem Bruder begleitet und wieder zurückgeführt, und ich habe mir in der Stille ähnliche Gedanken gemacht wie sie selbst, über eine natürliche Entführung ohne teuflische Künste. Und ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich trotz der entgegengesetzten Meinung hoher Geistlichkeit in meinem Herzen auch die Gesinnung der Jungfer Regine gegen die Angeklagte theile und der Ueberzeugung lebe, daß jene unschuldig ist. Ja ich wage Ew. herzoglichen Gnaden frei herauszusagen, daß ich die ganze Procedur wegen dieser sogenannten Hexerei für ungerecht, gewaltthätig und nicht in frommer christlicher Lehre begründet halte."

„Der Herr Licentiat," rief Regine zitternd, „ist unsträflich wie ein Engel in dieser Sache, den er wußte nicht, zu wem er mich begleitete; er kannte den Bruder nicht, hatte ihn nie gesehen, und ich habe, um Niemanden in Gefahr zu setzen, ihm Nichts bekannt."

„Ist es so, wie ihr sagt," begann der Herzog unzufrieden, „so wundert mich, daß Monsieur Hermann, den ich seither als vorsichtigen und mir ergebenen Diener betrachtet habe, sich dazu drängt, der Vertraute und Complice in einer so widerwärtigen Angelegenheit zu werden."

Die Herzogin, welche mit Theilnahme zugehört hatte, so daß sie auch die Stickerei in den Schoß legte, erhob jetzt die Augen zu ihrem Gemahl und sprach leise: „Mein geliebtes Herz wolle die Beiden ansehen, sie sind sich einander gut."

In dem ernſten Geſicht des Herrn malte ſich ein unmäßiges Erſtaunen, daß die, welche er für eine Verkündigerin gehalten, ſich in ſolcher Weiſe als eine Liebhaberin enthüllte. Und zuerſt wurde ſeine Miene noch finſterer. Aber als er die ehrlichen Geſichter der jungen Leute prüfend betrachtete, erhielt ſeine gütige Geſinnung allmählich die Oberhand, zumal er in ſeinem verwüſteten Lande gern behilflich war, gottſelige Ehen zu ſtiften. Und obſchon der hohe Ernſt nicht von ſeinem Angeſicht wich, ſo war ſein Ton doch ohne Härte, als er gegen Regine begann: „Die Herzogin und ich haben euch als einer Landfremden Unterkunft in unſerem eigenen Hauſe bewilligt; und wiewohl wir an euch, abgeſehen von euren Heimſuchungen, nichts Unebenes und Auffälliges bemerkten, ſo erweiſt ſich doch auch euch gegenüber die Regel eines fürſtlichen Haushalts als richtig, daß ein Landesherr ſeine vertraute Umgebung am beſten aus Angehörigen des eigenen Landes erwählt, deren Extraction und Anhang ihm genau bekannt ſind. Ihr aber ſeid durch euren Bruder und deſſen Verbindung mit einem Weibe, welches unter furchtbarer Anklage ſteht, in den Schatten eines Verdachtes gekommen, welcher in einem fürſtlichen Haushalt ganz unleidlich iſt, deshalb könnt ihr nicht länger in dem Schloſſe und in unſerer Nähe euren Aufenthalt finden.“ Regine erhob ſich ſchweigend und ſtreifte die Wollfäden von ihrem Kleide; ihre Angſt war geſchwunden, ſie ſtand mit geſenktem Haupt bereit zu gehen.

„Ich berge euch nicht,“ fuhr der Herzog fort, „daß durch den Schloßprediger auch Bedenken gegen das Wenige, was mir von euren Revelationen und Geſichten zugänglich wurde, erhoben ſind, indem derſelbe behauptet, daß darin eine ihm bereits anderweitig bekannte verſificirte Aeußerung enthalten ſei, welche von einem Jeſuiten herrühre. Dieſen Verdacht laſſe ich billig auf ſich beruhen, denn mir iſt wohl bewußt, daß ihr euch ſonſt als eine treue Bekennerin evangeliſcher Lehre bewieſen habt. Und ich hoffe es vor meinem Gott zu verant-

worten, wenn ich in dem Wunſche, euch vor Gefahr und Schaden zu bewahren, von dem, was ihr mir heut im Vertrauen mitgetheilt, meinem Conſiſtorio gegenüber keinerlei Gebrauch mache, zumal es mir eine herzliche Erleichterung iſt, daß ich jetzt hoffen darf, die Angeklagte, welche ſich durch die Flucht ihren Richtern entzogen hat, ſei in Wahrheit nicht ewiger Verdammniß verfallen. Da ihr ſelbſt aber von hier ſcheiden müßt, ſo will ich euch in guter Meinung fragen, wohin ihr eure Schritte zu wenden gedenkt?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Regine ergeben, „ich bin jetzt allein, aber der Himmel wird mich nicht verlaſſen." Sie neigte ſich tief vor dem Herzog und kniete vor der Herzogin. „Ich danke in Ehrfurcht für alle Gnade, die ich hier gefunden." Sie ſtand auf und wandte ſich zum Gehen.

„Geſtatten herzogliche Gnaden," ſagte der Licentiat ſchnell, „daß ich in hoher Gegenwart der Jungfer noch etwas Weniges mittheile"; und zu Regine tretend, ſprach er: „der dritte Spruch, den ich damals getroffen, als ich die werthe Jungfrau nach der Stadt holte, war aus dem Buch Ruth und er lautete: wo du hingehſt, da will ich auch hingehen, und wo du bleibſt, da bleibe ich auch und dein Gott iſt mein Gott." Er ſtand neben ihr und hielt ihre Hand feſt.

Durch den Schmerz Regina's fuhr ein heller Strahl der Freude, daß der Mann, dem ſie von Herzen zugeneigt war, ſich in dieſer Stunde zu ihr bekannte, und ſie ſah ihn dankbar mit naſſen Augen an. Aber gleich darauf zog ſie die Hand zurück und ſagte leiſe: „Ich darf Niemanden unglücklich machen." Doch der Licentiat ließ ſich nicht beirren und führte ſie vor den Herzog.

„Herzogliche Gnaden ſind zugleich ein Vater aller Waiſen und der oberſte Biſchof in Eheſachen. Deshalb ſei mir geſtattet, daß ich an hoher Stelle meine Abſicht erkläre, um die Zuneigung der lieben Jungfer Königin zu werben, und dieſelbe, wenn ſie mir ihre gute Geſinnung zuwenden kann, zu

meinem ehelichen Gemahl zu machen. Unterdeß bitte ich ehrfurchtsvoll um Erlaubniß, die Jungfer meiner Mutter zu bringen, welche nach Allem, was sie durch mich vernommen hat, sich freuen wird, dieselbe aufzunehmen."

„Ungern werden wir euch aus unserer Nähe entlassen," antwortete der Herzog, „da ihr aber für diese fremde Waise in so feierlichen Worten mein hohes Amt angerufen und euren Willen erklärt habt, mit der Jungfer Königin Freude und Leid zu theilen, so will ich mich eurem Vorhaben nicht entgegensetzen, sondern wünschen und hoffen, daß ihr im Vereine mit dieser auf Erden mehr Freude als Leid genießen mögt."

Er trat vor Regine und fuhr gütig fort: „Es war meine Absicht nicht und nicht die der Herzogin, euch ohne Schutz den Zufällen des Lebens preiszugeben. Denn uns ist eure Ergebenheit gegen uns besser bewußt, als ihr selbst meint. Wollt ihr diesen Mann als euren Herrn anerkennen, so tretet ihr unter gute evangelische Aufsicht und eure Seele wird wohl behütet sein. Und um euch für guten Willen, den ihr im Dienste der Herzogin, wenn auch nicht lange, doch mit Eifer, bewiesen habt, unsererseits den Recompens zu gewähren, so werde ich euch für den Licentiaten Hermann eine Vocation in die nächste offene Pfarrstelle übergeben. Diese mögt ihr ihm zubringen, falls ihr ihn zu eurem Herrn nehmt. Bis dahin bleibt er in meinem Dienst, ihr aber im Hause seiner Mutter, und da ihr keinen Familienanhang in meinem Lande habt, so wird die Herzogin seiner Zeit euch im Pfarrhause die Hochzeit ausrichten lassen."

9.

Bei den Schweden.

Der Krieg war von Neuem zu hellen Flammen aufgebrannt. Der Kurfürst von Baiern hatte seine Neutralität aufgegeben, sein Heer verstärkt und mit den Kaiserlichen zu der größten Armee verbunden, welche seit Jahren im Felde operirt hatte. Gegen diese Macht rief Feldmarschall Wrangel den General Königsmark zu Hilfe, auch Graf Turenne kam widerwillig herzu, und ihre Heerhaufen lagerten an der Donau, drei Rudel von Wölfen, welche die Noth zwang, sich für gemeinsame Jagd zu gesellen, während jeder Haufe gehässig die anderen belauerte. Aber auch die Kaiserlichen und Baiern betrachteten einander mit scheelem Wolfsblick. Von Neuem wurden Städte berannt, Dörfer ausgesengt und im kleinen Kriege die Zahl der Kämpfenden verringert, denn keine Partei wollte ihre ganze Stärke zu einer entscheidenden Schlacht auf das Spiel setzen.

In den Quartieren des Generals Königsmark standen jetzt unter Oberst Penz die weimarischen Reiter in vier Regimenter getheilt mit neuen Standarten. Es war viel junges Volk bei ihnen und nicht wenige der Alten hatte der Krieg getilgt oder ihr eigenes Gelüst zu anderen Fahnen geführt. Dennoch hielten sie untereinander gleich Leidensgefährten zusammen. Vor dem Feinde bewährten sie ihre Tüchtigkeit, und Königsmark wußte, daß sie ihm in der Gefahr nicht versagten; aber im Lager waren sie für die schwedischen Führer schwer zu behandeln.

An einem Maimorgen kam ein einzelner Reiter, gefolgt von ſeinem Knechte bei den Lagerwachen des Dorfes an, in welchem gerade der General das Hauptquartier hatte. Der Reiſende war von mannhaftem Ausſehen und in vornehmer Kleidung, aber er trug nicht die Feldbinde eines Officiers. Dennoch empfing er Zuruf und Grüße von mehren Soldaten, welche am Wege ſtanden, und er ſelbſt ſah um ſich, wie Einer, der Bekannte wiederfindet, er ſchwenkte den Hut und ſprang vom Pferde, als ihm ein alter Officier mit ausgebreiteten Armen entgegenkam.

„Willkommen, Bruder!“ rief Gottlieb. „Durch dein Briefſlein bin ich aviſirt, du findeſt Alles bereit und der Oberſt erwartet dich. Zuerſt aber frage ich, wie geht es deiner Frau Rittmeiſterin?“

„Sie grüßt ihren Brautführer,“ antwortete Bernhard. „Um ihre Geſundheit zu ſchonen, ließ ich ſie mit unſerem Sohne und den Troßwagen in der Stadt zurück. Iſt dir's recht, ſo holen wir ſie ein, ſobald ich hier in Amt und Quartier bin.“

„Um ihretwillen freut mich, daß du erſt mit der Frühlingsſonne dem Heere zuziehſt; in meinen Gedanken zweifelte ich oft, ob du wieder zu Pferde ſteigen würdeſt.“

„Wir lebten verborgen im Feenlande,“ berichtete Bernhard lachend. „Wiſſe, als du mit deinen Reitern aus dem Urlaub, den dir Königsmark bewilligt, nach den ſchwediſchen Quartieren abgeritten warſt, wollte der fränkiſche Dorfpfarrer, der mir mein Weib angetraut, uns gegen billige Vergütigung gern in ſeinem Hausweſen behalten. Doch fand ich beſſeren Schutz bei dem Sohn eines vornehmen Geſchlechtes aus Nürnberg, welcher zugleich mit mir das Jus ſtudirt hat, und jetzt als reicher Erbe die Handlung und die Güter ſeiner Vorfahren beſitzt. Er gab mir Unterkunft auf einer ſeiner Burgen und machte mich zu ſeinem Kaſtenvogt, ſo daß ich ihm mit meinen Knechten nicht nutzlos war, denn ich hielt das räube-

rische Volk von seinen Dörfern ab. Ich saß mit der jungen Hausfrau den Herbst und Winter in festem Steinhaus auf der Höhe, sah zu wie die Blätter im Winde tanzten und der Schnee um die Fenster wirbelte; Bruder, es war eine selige Zeit; und Frau Judith fand zuweilen ihr Lachen wieder. Wenn das Burgthor am Abend verschlossen war, sang ich nach alter Gewohnheit zur Laute, sie aber schnitt und nähte fleißig von dem Schatz ihrer Truhe, den du gerettet, eine Ausstattung für sich und mich und dazu noch für ein Drittes. Als nun im Frühling das Laub sproß, wagte sie sich einst hinaus ins Freie, da traf sie auf dem Wege einen armen Mann, der als Hausierer früher in das thüringische Walddorf gekommen war; er bat um eine Gabe und wie sie ihm freundlich antwortete, wandelte sich das Gesicht des Tropfes, er trat scheu zurück und lief ohne Gruß von dannen. Sie kam verstört in die Burg und trieb seitdem in unnöthiger Angst um mich zum Aufbruch. Unterdeß war auch die Geldkatze leicht geworden, und wir frugen in Sorge, wohin?"

Der Alte nickte. „Auch darin rathe ich der Zeit zu vertrauen. Der höchste Berg wird klein, wie ein Maulwurfshügel, wenn man sich weit genug von ihm entfernt. Hier findest du manchen ehrlichen Kameraden, aber viel Unfrieden, Brot ist theuer, doch das bairische Vieh nährt den Soldaten, unsere Reiter sind Ochsenhändler geworden, von scharfen Actionen ist wenig zu spüren."

„Was weißt du über Wilhelm?" frug Bernhard.

„Er haust unzufrieden beim Wrangel, der ihn in der Kanzlei verwendet; doch haben unsere Leute hier ihn nicht vergessen, auch dich nicht, Bruder, und du wirst Manchem beim Glase Bescheid thun müssen. Sieh, das ist einer von den Getreuen."

Sie trafen in der Dorfgasse auf den Lieutenant Pyritzer, der in seiner bedächtigen Weise grüßte.

„Ich freue mich eurer Ankunft, sie ist uns bereits verkündigt; und ich erbitte Verzeihung, wenn ich den Herrn Kame-

raden zur Stelle um ſeinen Beiſtand angehe. Ein früherer Officier vom Regiment Taupadel, der nur als ein franzöſiſcher Windbeutel eſtimirt werden kann, iſt aus den Dörfern des Turenne herangeritten, er hält vor dem Lager und hat mir durch einen bebänderten Milchbart, der ſich ſeinen Pagen nannte, dieſen unſinnigen Cartelbrief geſandt, worin zu leſen ſteht: er habe zu ſeinem großen Bedauern erfahren, daß ich mein Haar kurz geſchoren trage. Dies ſei ihm unleidlich und er bitte deshalb höflichſt um die Ehre einer Begegnung im Freien. So ſchreibt der Narr."

„Das iſt der richtige franzöſiſche Stilus," beſtätigte Gottlieb. „Es iſt der verkehrte Hundeſtil, vorn Wedeln, hinten Zähnefletſchen. Ich rathe euch, daß ihr mit dem Degen die Punkte zu dieſer Schrift ſtecht."

„Darum eben wollte ich mir die Ehre erbitten," ſagte der Pyritzer zu Bernhard, „daß der Herr Kamerad als mein Begleiter mit hinaus reite. Auch der Franzoſe bringt nur einen Partner mit. Fehlt es euch an Piſtolen, ſo erſuche ich unter den meinen zu wählen."

„Euer Vertrauen ehrt mich," entgegnete Bernhard höflich den Hut lüftend, „ich bin bereit."

Aber Gottlieb trat dazwiſchen. „Ich widerſtehe den Herren ungern in ſolcher Sache; doch unſer Gaſt hat weder Feldzeichen noch Lagerrecht und iſt gebunden zunächſt vor dem Oberſten zu erſcheinen. Die Fremden aber ſollen nicht prahlen, daß wir Deutſche gezögert haben auf ihren Gruß zu antworten; bitte alſo, daß meine Herren Brüder diesmal mir den Vorzug geben und geſtatten, an Stelle des Rittmeiſters König die Secundanz zu übernehmen."

Gegen dieſen Vorſchlag konnte Bernhard nichts Stichhaltiges einwenden und da auch der Pyritzer zufrieden war, ſo eilten die beiden Lieutenants zu ihren Pferden. Der Rittmeiſter wurde von dem Oberſten und der Kanzlei lange aufgehalten, bevor er bei der Standarte den Eid ablegte und die Feldbinde

umthat. Als er beglückwünſcht von alten und neuen Kameraden wieder auf die Straße trat, um das Logis des Generals Königsmark aufzuſuchen, fand er ſeinen Vertrauten auf der Bank ſitzen. „Der wackere Kamerad iſt vom Pferde gefallen und dahin," ſagte Gottlieb traurig.

„Dann habe ich die Pflicht ihn zu rächen," antwortete Bernhard. „Trage dem Franzoſen meine Herausforderung."

„Es iſt nicht nöthig, Bruder," ſprach Gottlieb, an ſeinen Degen rührend, „auch der Franzoſe reitet nicht mehr zurück. Gedenkſt du an den Traum, welchen du einmal dem Pommer auslegen ſollteſt? Etwas davon iſt ihm in Erfüllung gegangen. Als er auf dem Felde lag, ſo friedlich ausgeſtreckt wie ein Schlafender, der ſein gutes Tagewerk gethan hat, trieben Reiter von uns eine Viehherde heran, und bevor ich die Treiber verſcheuchen konnte, drängten ſich die Schafe um den Leib des Toten. Hat er noch Etwas davon vernommen, ſo hoffe ich, er wird dabei zum letzten Ende an den Hof ſeines Vaters gedacht haben. Ich ſage dir aber, Bruder, wenn das ſo zwiſchen uns und den Franzoſen fortgeht, braucht der Kaiſer ſich unſertwegen nicht außer Athem zu ſetzen, denn das Gezänk und Gerauſe iſt unmäßig geworden, und die gemeinen Soldaten ſind noch wüthender aufeinander als die Officiere. — Ich erwarte dich; ſieh zu, daß du vom General nicht lange aufgehalten wirſt, denn ich gedenke dich heut für mich und einige alte Käuze, die du kennſt, zu behaupten."

Als Bernhard in dem Vorzimmer ſeines neuen Befehlshabers ſtand, fiel ihm auf die Seele, wie verändert ſeine Lage war. Einſt hatte er in der Zuverſicht junger Liebe den ſchwediſchen Dienſt verſchmäht, jetzt mußte er ihn als eine Zuflucht für ſich und die geliebte Frau ſuchen. Alles Glück, an das er damals mit Sehnſucht gedacht, war ihm zu Theil geworden, und doch zog er unſtät und heimatlos auf der Erde, und über ihm ſchwebte eine dunkle Wolke, die ihn und eine Andere vom hellen Sonnenlichte ſchied.

Königsmark empfing ihn gütig wie einen jüngeren Kameraden. „Euer Brief hat mich nicht vergebens an mein Versprechen gemahnt. Ich hoffe, die Redlichkeit, welche euch damals hinderte, in den Dienst der Königin zu treten, wird euch jetzt zu einem guten Officier machen, dem auch ich vertrauen kann. Euch soll nicht schaden, daß ich durch das Geschenk, welches ihr mir damals anbotet, in noch größere Sorgen gekommen bin, als wir beide ahnten. Denn wisset, eure Alten verstehen zwar zu reiten, aber sind im Heere ein harter Stein des Aergernisses und machen mir das Leben sauer. Um ihretwillen bin ich mit Feldmarschall Wrangel verfeindet, und ich bin, wie ich voraussah, zu Stockholm in den Verdacht gekommen, als ob ich für mich selbst insgeheim machinire und mich zum Haupt einer deutschen Partei aufwerfen wolle. Doch das ist nicht das Aergste, denn euren Uebertritt vermag auch der Franzose nicht zu verwinden, er liegt unseren Commissaren beständig in den Ohren ihm die Abtrünnigen wieder zu überweisen. Zornig hat er sich mit uns conjungirt, die Feindschaft zwischen uns und ihm ist kaum noch zu bergen, und er droht sich wieder nach dem Rheine zu wenden. Der Zustand wird unleidlich für das Heer und für mich selbst. Das sage ich euch im Vertrauen, damit ihr zur Ruhe und Vorsicht mahnt, denn ich weiß, daß ihr unter den alten Weimarischen Anhang habt. Und ich habe auf euer Gesuch günstig geantwortet, weil ich einen zuverlässigen Mann brauche, der mir die Gedanken der Völker zuträgt und vor ihnen mein Interesse nach Kräften vertritt. Wollt ihr mir solche Treue erweisen, so soll es euer Schade nicht sein, denn ich schlafe gut, wenn ich weiß, daß meine Feinde darniederliegen, aber ich wache auch eifrig für den Vortheil meiner Freunde."

„Eure Excellenz wird nicht fordern, daß ich als Zuträger und Spion zwischen dem Feldherrn und den Soldaten einherschleiche, zu solchem Dienst schickt sich mein Wesen nicht," versetzte Bernhard mit Festigkeit. „Auch bin ich mit dem, was

Officiere und Soldaten begehren, zur Zeit wenig bekannt. Doch hoffe ich des hohen Vertrauens nicht unwerth zu sein, wenn ich behaupte, gerade durch die ärgerlichen Händel mit dem Franzosen ist eine günstige Gelegenheit geboten, wo Eure Excellenz als Führer der deutschen Völker zum hohen eigenen Ruhm und zum Vortheil der Krone Schweden den Frieden befördern könnten, auf eigene Hand und als höchster Befehlshaber. Denn jetzt ist die Zeit gekommen, unsere Regimenter von hier ab in das Kaiserliche zu führen."

Der General lächelte. „Ist's eure Weisheit oder ist es der Witz des Lagers, den ihr mir zutragen wollt?"

„Nicht ich allein unterhalte mich mit solchen Gedanken. Liegt euch daran, die geheime Meinung der Soldaten zu erkunden, so ist Lieutenant Stange, ein alter Reiter, der bei den Weimarischen in hohem Ansehen steht, hier in der Nähe."

Ein schwedischer Officier trat ein. „Was bringst du?" rief Königsmark unwillig über die Unterbrechung.

„Aus den Quartieren des Feldmarschalls Wrangel kam die Nachricht, daß Oberstlieutenant Hempel, der vormals Befehlshaber der Weimarischen war, gestern Morgen tot vor seiner Behausung gefunden worden sei."

Der General sah von der Seite nach Bernhard und erkannte die tiefe Bewegung. „Er ist im Duell erstochen?" frug er, „das war zu besorgen, denn er hatte viele Feinde."

„Unter den Soldaten läuft das Gerücht," fuhr der Officier fort, „daß an seinem Leibe keine Cartelwunde gefunden sei, sondern ein Messerstich. Die Leute klagen über Ermordung, weil der Tote in aller Stille sofort begraben worden."

„Es thut mir leid um ihn," bedauerte Königsmark. „Er war in difficiler Stellung, doch hörte ich, daß er sich dem Feldmarschall als brauchbar empfohlen hat. Euch war er gut bekannt?" frug er zu Bernhard gewendet.

„Er war mein Freund," versetzte dieser mit zuckendem Munde.

„Das Leben des Soldaten hängt an einem Haar," tröſtete der General. „Der Tod ſucht ihn mit jeder Art von Waffen. Rufe den Lieutenant Stange!" gebot er dem Officier.

Es war ein unheimliches Schweigen im Zimmer, bis Gottlieb hereintrat, das Angeſicht noch finſterer zuſammengezogen als gewöhnlich.

„Ihr ſeid einer von den Alten des Herzogs Bernhard?" frug ihn der Feldherr.

„Jetzt Lieutenant bei Penz, vierte Compagnie," antwortete Gottlieb feierlich, „früher bei Alt-Roſen, erſte; unter König Guſtav Adolf Kanonier bei Lützen."

„Ein guter Anfang, Alter," lobte der Graf, mit Wohlgefallen den Veteranen betrachtend, „damals wieſet ihr dem Pappenheim die Wege, neulich ſah ich euch den Anderen voran in die Kaiſerlichen einhauen."

„Jeder nach Kräften," erwiederte Gottlieb. „Ew. Excellenz hielten auch nicht hinten, als dieſelben das ſahen."

Der General nickte ihm zu: „Eure Kameraden ſind ſchwierig. Mir liegt am Herzen, ihre Unzufriedenheit zu dämpfen, denn der Groll, der durch einen Zufall in die Gemüther kommt, frißt weiter und treibt eine Forderung nach der anderen hervor. Ihr kennt die Geſinnung der Soldaten, was begehren ſie?"

„Rache," antwortete Gottlieb nachdrücklich, „Rache an dem Franzoſen oder an wem es ſonſt ſei! Feldmarſchall Graf Turenne wird klug handeln, wenn er es vermeidet bei einer Gaſterei oder auch beim Scharmützel unſeren Leuten in Schußweite zu kommen, ihre Carabiner könnten von ſelbſt losgehn."

„Euch an einem Verbündeten zu rächen, iſt nicht meines Amtes," ſagte der General mit finſterer Miene. „Was kann ich ſelbſt thun, um meine tapfern Reiter zu contentiren?"

Gottlieb räuſperte ſich: „Links ſchwenken und vorwärts ins Kaiſerliche! Denn des Römiſchen Kaiſers Majeſtät iſt, mit Reſpect zu ſagen, kriegsluſtig in der Fremde, aber furchtſam in ſeinem Hauſe. Jetzt hat er ſich ein großes Herz ge-

faßt und ſeine Armada dem Baiern ins Land geſchickt. Wenn wir unterdeß links ab nach Böhmen traben, während Feldmarſchall Wrangel und der Franzoſe hier Herausforderung blaſen, ſo würden unſere Völker den Wunſch erreichen, von deſſen Erfüllung ſie bei Tage discuriren und in der Nacht träumen."

„Kommt ihr alter Haudegen auch mit dem Frieden?" ſagte Königsmark achſelzuckend.

„Nicht ſowohl Friede, Ew. Excellenz, als vielmehr Beute," entgegnete Gottlieb, „die größte Beute der Welt, Millionen von Gold, Edelſteinen und Prachtgeräth, wie es noch ſchwerlich irgendwo auf einem Haufen zu finden iſt! Darnach ſteht unſerem Volke das Herz. Denn wir haben durch böhmiſche Ueberläufer von der Huſſitenart gute Kunde, daß nach Prag die Schätze aus allen Landen des Kaiſers zuſammengeflüchtet ſind; auch ſitzen dort Hunderte der vornehmſten Edelleute mit Weib und Kind, von denen Jeder über tauſend Dukaten Ranzion zahlen würde. Das alles iſt für den zu greifen, der die Hand darnach ausſtreckt, denn die Kaiſerlichen ſind ſorglos im Dienſt und die Böhmen erzählen, daß man leicht in die Feſtung Prag hineinpaſſiren könnte, weil die Pfaffen vorgeben, daß die Heiligen ſelbſt davor Wache halten. Darum begehren unſere Reiter zuerſt, den kaiſerlichen Adler kahl zu rupfen; dann wäre ihnen der Friede recht."

Königsmark lachte und legte vertraulich die Hand auf die Schulter des Lieutenants. „Ihr wißt, daß der Feldherr nicht ſo ſchnell zum Beuteritt blaſen kann, als der Soldat ſattelt. Mir ſelbſt liegt Alles daran, euch aus dem Gezänk herauszubringen; aber ich bin nicht der, bei dem die letzte Entſcheidung ſteht." —

Von der Straße klangen Schreie und eilige Tritte. Wieder trat der meldende Officier ein: „Die Regimenter des Oberſten Penz ſind in Tumult, die Reiter laufen nach dem Alarmplatz, dort ſtehen ſie in Haufen zuſammen."

„Was fordern sie?" frug der General das Haupt erhebend.

„Noch wird's nicht laut; sie klagen über den Tod ihres alten Führers und verhandeln finster und mißtrauisch untereinander."

„Der wilde Stier ist unsicher, gegen wen er die Hörner heben soll," sagte der Feldherr. „Also ohne Ehre und Conduct ist der Tote bestattet worden? das kränkt auch mich; denn euch ist bewußt, ich hatte ihn ehrenvoll aufgenommen, soweit ich vermochte. Das Leben kann ich ihm nicht wiedergeben, aber die nachlässige Bestattung gedenke ich nicht zu leiden, und ich muß durchsetzen, daß er aus dem Boden gehoben und in einem zinnernen Sarge in ansehnlicher Kirche beigesetzt wird, wie einem schwedischen Obersten gebührt; mein eigener Feldprediger soll ihm die Gedächtnißrede halten, und Deputirte der Regimenter sollen zu der Bestattung geladen werden. Ich hoffe, das wird den gemeinen Mann soweit contentiren, daß er meine gute Gesinnung erkennt. — Und ihr seid der Meinung, daß den Völkern willkommen wäre, wenn ich sie nach Böhmen führe? — Eilt ihr Herren," fuhr er zu den beiden Officieren fort, „noch ist es Zeit, die Unruhe zu stillen, seid schnell und rührig, damit uns nicht neues Unheil erwachse."

Mit Mühe wurden die zornigen Soldaten beschwichtigt, der General ritt selbst unter sie, versprach scharfe Untersuchung und Genugthuung, ja er gab den Rath, daß Abgeordnete der Regimenter ihre Klagen den schwedischen Commissaren im Lager vortragen sollten, und sagte dabei in guter Laune zu Bernhard: „Ich rathe aber das Prager Phantom, welches den Herren in Gedanken liegt, durchaus nicht zu erwähnen." Zuletzt setzte er durch, daß der Getötete aus der Erde gehoben und nochmals feierlich beigesetzt wurde. Als Bernhard an dem Sarge des Freundes kniete, gedachte er traurig der Stunde, in welcher der Tote um die Schwester geworben hatte, und des stolzen Vertrauens auf die eigene Klugheit. „Er sollte nicht erleben,

daß unſere Soldaten die deutſche Noth an dem Kaiſer rächen, aber ich merke, ſein Tod ſoll dazu helfen."

Dieſe Erwartung wurde erfüllt. Denn auch die Schweden erkannten, daß die deutſchen Reiter des Königsmark an der Donau mehr Verlegenheit als Vortheil bereiteten. Und als ſich die Bäume mit Laub bekleideten und das junge Grün der Wieſen und Saatfelder einem reiſigen Zuge Futter bot, erhielt der General die Erlaubniß nach Böhmen aufzubrechen.

Dort zog er von dem ſchwediſchen Stützpunkt Eger aus ſcheinbar planlos umher, dem Raubvogel gleich, der in hoher Luft ſeine Kreiſe zieht, aber ſein ſpähender Blick haftete unverrückt auf der alten Kaiſerſtadt an der Moldau. Geheime Boten gingen und kamen, und Lieutenant Stange wurde oft als Vertrauter in das Zelt des Feldherrn gerufen. Endlich fand ſich ein unzufriedener Böhme, bis dahin kaiſerlicher Officier und in der Feſtung Prag wohlbekannt, welcher bereit war, Führer eines Ueberfalls zu werden.

Es war am Ende des Juli, als der General, ohne Geſchütz und Troß, durch einen Eilmarſch bis nahe vor Prag rückte. In einem Walde an der Landſtraße erwartete der Heerhaufe die Abenddämmerung, dann zog er, das Fußvolk voran, dahinter die weimariſchen Reiter mit dem General verſtohlen der Stadt zu. Um Mitternacht hielt der Schwede auf dem weißen Berge, im erſten Morgengrau drang der Vortrupp zwiſchen den ſchlecht bewachten Werken ein, bewältigte die nächſte Wache, ſchlug das Thor auf und ließ die Zugbrücke herunter; hinter ihm brachen die Eroberer, wie eine Waſſerfluth in die Straßen der ſchlafenden Stadt, während das erſte Frühlicht die Spitzen der Thürme vergoldete, und die Glocken zum Morgengebet läuteten. Die kaiſerliche Burg, der vornehme Stadttheil der großen Feſtung, gerieth faſt ohne Blutvergießen durch ein keckes Reiterſtück in die Gewalt der Schweden. Jauchzend und brüllend warfen ſich die Sieger

in die Häuſer und Paläſte, welche ſchon vor der Einnahme mit ihrem Inhalt als Kriegsbeute vertheilt waren. Alles, was die alten Reiter an ihren Lagerfeuern erſehnt hatten, wurde ihnen zu Theil, reichlicher und völliger als ſie geträumt. Denn die Beute, welche ſie gewannen an adligen Gefangenen, an Gold, Edelgeſtein und Prachtgeräth, ſchien ihnen ſelbſt unermeßlich.

In einem großen Herrenhauſe, das mit fürſtlicher Pracht eingerichtet war, lag Rittmeiſter König mit ſeiner Compagnie. Den Beſitzer hatte ſein gutes Glück in Wien zurückgehalten, aber der zitternde Hausmeiſter wies den Eindringlingen die Silberkammer, die gefüllten Schränke und den Weinſchatz des Kellers. In den unteren Räumen hauſten die Soldaten; ſie ſaßen auf Stühlen, die mit vergoldetem Leder beſpannt waren, und tranken einander ſpaniſchen Sekt aus ſilbernen Bechern zu. In den Ställen des weiten Hofraumes ſtampften ihre Pferde, auch ſie wohlgenährt und übermüthig durch maßlos eingeſchütteten Hafer. Als oberſter Vogt des Hauſes aber ſchritt Lieutenant Stange einher, neben ſeinem Degengehäng ein großes Schlüſſelbund, um der Trunkenheit und unſinnigen Verſchwendung zu wehren.

In einem Prachtgemach des Oberſtocks ſaß Judith über das Bett des jungen Sohnes gebeugt. „Sie haben dich in eine Wiege gelegt aus Silber und Elfenbein, du heimatloſer Knabe; von Marmor ſind die Wände deines Schlafgemachs und aus den großen Bildern ſehen gerüſtete Männer mit Purpurmantel und Ehrenketten am Halſe hochmüthig auf dich herab, als wollten ſie fragen: wer iſt das fremde Kind und wo gehört es hin? Niemand weiß es. Wenn du einſt heranwächſt, ſo wirſt du vergebens fragen, wer deine Mutter war; da, wo einſt ihr Haus ſtand, iſt jetzt ein ſchwarzer Brandfleck. Kommſt du in das Land, wo man ſie kannte, wirſt du einen wilden Fluch hören, ſo oft Jemand ihrer gedenkt; hüte dich in die Dorfkirche mit den zerſchlagenen Fenſtern zu treten,

daß die Leute nicht von dir wegrücken und dich hinausweiſen als einen Gezeichneten.“

Sie hob das Kind aus der Wiege, als ſie einen ſchnellen Schritt hörte. „Hier iſt euer Sohn, geliebter Herr,“ rief ſie dem eintretenden Gatten zu. „Ihr habt euer Weib, das ſie bereits in den feurigen Sarg gelegt hatten, auf die Erde zurückgeführt, mein Dank war, daß ich euch dies junge Leben gab. Jetzt müßt ihr uns beide tragen. Nehmt ihn in eure Arme und mich dazu, denn ihr ſeid Alles, was wir auf Erden beſitzen, die letzte Heimat der Verſtoßenen.“

„Er wird ein wackerer Knabe,“ ſagte Bernhard, das Kind freudig betrachtend, „hilf, Kleiner, der lieben Mutter muthig zureden. Sieh, er öffnet die Augen und wird zur Stelle in ſeiner Sprache fordern, daß du dir nicht in Schwermuth den Segen verdirbſt, den er in unſer Leben gebracht hat.“

Das Kind ſchrie; Pieps lief herbei, nahm es an ſich, lachte ihm vertraulich zu und trug es, die Arme ſchwenkend, unter gutem Zureden in der Nebenſtube auf und ab.

Der Rittmeiſter ſah ſich im Zimmer um. „Wir ſind den Herren dort an der Wand ungeladene Gäſte, laß dir's gefallen, daß die Hochmüthigen als ſtumme Trabanten dir dienen. Die ſtolzen Feinde ſind gedemüthigt, von der Höhe der Kaiſerburg ſieht der Thüringer und Sachſe herab auf die alte Stadt, aus welcher vor dreißig Jahren die Kriegsfurie aufflog; jetzt ſchwingen wir ſiegreich die Fackel und unſere Reiter, welche das Schickſal des Krieges lange gezauſt, können als Sieger über die Moldau trotzig ihr altes Schlachtgeſchrei rufen: hie Deutſchland! Jetzt dürfen auch ſie hoffen, ſich im Frieden ihres Sieges zu freuen.“

„Und wenn der Friede kommt, was bringt er für euch, Herr?“ frug Judith. „Wo läutet die Kirchenglocke, die uns mit guten Nachbarn zum Gottesdienſt ladet?“

„Das deutſche Land iſt groß,“ verſetzte der Gatte, „und der teufliſche Argwohn vergeht.“

„Er vergeht und er wird wieder laut gerade dann, wenn die Angſt geſchwunden iſt. Ich höre ſein Geflüſter wie das Geräuſch des Waldbachs unter der dünnen Eisdecke, auf der ich ſtehe.“

Bernhard ſah ihr beſorgt in das Antlitz und ergriff ihre Hand: „Wer hat dir, Geliebte, die du ſeither ſo tapfer warſt, den Sinn verſtört?“

„O übet Nachſicht, Herr,“ bat das Weib. „Die zweite Warnung hat das Schickſal mir geſandt. Ihr wißt, wie ungern ich an Kranken die alte Kunſt übe; heut, als ihr mit dem Oberſten ausgeritten wart, kam Gottlieb und erzählte von einem kranken Reiter aus anderem Regiment, der nebenan in tötlichem Siechthum und hilflos lag. Da ging ich mit eurem Kameraden an das Lager des Sterbenden. Der Mann war aus Thüringen und erkannte mich. Er weigerte die Arznei zu nehmen, die ich ihm bot, und kehrte ſich mit einem Fluche der Wand zu. Euer Freund aber ſagte mir darauf zu meinem Troſt, daß der Kranke verſchieden ſei.“

Bernhard fühlte tief den Schmerz der Geliebten, aber er antwortete muthig: „Harre aus, Judith. Um alles Leben ſchleicht der Tod, Niemand kann ſagen, was ihm in der nächſten Stunde beſchieden iſt. Wie darf dich und mich die Furcht verwirren, weil die Gefahr, in der wir ſtehen, vielleicht ein wenig größer iſt, als die manches Anderen. Beſchied der Himmel uns mehr Gefahr, ſo verlieh er uns dafür ein feſtes Herz und er gab uns auch ein größeres Glück. Daß wir der Noth entronnen, mit einander als wackere Ehegatten leben, das iſt ein gutes Erdenloos und wie ein Panzerhemd gegen alle Gefahr trage ich dieſe ſtolze Freude.“

„Haltet ihr mich an eurem Herzen und höre ich die Zuverſicht eurer Rede,“ ſprach Judith, ſich von ſeiner Bruſt erhebend, „ſo ſchwindet die Angſt und aus euren Augen dringt ein Strahl der Hoffnung in mein Herz. Segen über euch! denn nur in eurer Nähe finde ich Muth und Vertrauen.

Dann wage ich zu bitten, daß der Himmel mich noch unter den fremden Menschen dulde."

„Nicht Alle sind fremd," tröstete Bernhard und wies nach außen, wo die Stimme des Lieutenants in kräftigen Scheltworten laut wurde. „Mancher von den Kameraden setzt für die Frau Rittmeisterin durch das Feuer. Hier in diesem Schloß, in das die Göttin Bellona uns versetzt hat, hausest du sicher unter treuen Gesellen. Aus Schlesien zieht uns Succurs heran, die Wege werden frei und die Straße dorthin kommt in unsere Hände, vielleicht wird uns Gelegenheit von hier den Ritt nach deiner Heimat zu unternehmen."

Ueber das Antlitz der Frau zog ein Schimmer von Freude, sie zog ihn an das Fenster: „Seht dort in der Ferne die grauen Berge, dort liegt unser Hof. Seit ich den Knaben habe, träumt mir wieder von der Kinderzeit. Dann erfaßt mich die Sehnsucht. Ich sehe die Höhen im Morgenlicht und das Haus des Vaters, und ich hoffe, was mich jetzt krank macht und zur Last für meinen lieben Herrn, das wird schwinden, wenn ich dahin komme. Im Hof der Eltern sitzt wohl längst ein Fremder und er könnte uns rauhen Gruß bieten, wenn wir ihm in sein Heimwesen eindringen. Dennoch ruft mir eine innere Stimme zu, daß ich dort den Frieden wiederfinden werde."

„So höre ich dich gern reden," sagte der erfreute Bernhard.

„Und wisset, Herr," fuhr Judith fort, „die Hoffnung ist nicht ungereimt. Ein Böhme meines Glaubens, den euer Bube hier erkundete, hat mir Nachricht aus unserer Gegend gebracht. Ach viele wurden getötet oder verjagt, und von den Bekennern sind nur wenige übrig. Aber einer der Alten lebt noch, der nächste Freund meines seligen Vaters, zu ihm begleitet mich, Bernhard. Dort wird die bittere Ausgeschiedenheit mich nicht mehr quälen, ich komme unter Landsleute, und," setzte sie leise

hinzu, „auch beim Gottesdienst wäre mir wohl, denn unsere Brüder halten fest zusammen und ihnen würde ich nicht verdächtig sein."

Die Aehren waren gereift und der Herbst begann die Blätter zu färben, als reitende Boten die Kunde nach Prag trugen, daß zwischen Schweden und dem Kaiser endlich der Friede vereinbart sei. Da übergab Bernhard die Compagnie der Sorge seines alten Freundes und führte sein Weib den Bergen zu. Die Heerstraße war bis in das Riesengebirge durch schwedische Posten gesichert und die Feindseligkeiten der Armeen hatten aufgehört. Als Judith mit ihrem Kind und der Dienerin im Sonnenlicht auf der Landstraße dahinfuhr, geleitet von dem Gemahl und bewaffneten Knechten, und vor ihr die blaue Kette des Gebirges immer höher aufstieg, da glänzte ihr Auge und der Mund lachte, wenn sie sich hinausbeugte und dem Vater sein Kind zum Kusse bot.

In der Nähe von Braunau übernahm sie selbst die Führung der Reise. Sie richtete die Fahrt nach einem Bauerhof, der abseits der Straße lag und trotz der Verwüstung verrieth, daß er bewohnt sei. Und als in dem Hofe ein alter Mann mit schneeweißem Haar auf die Schwelle trat, da bat sie den Gemahl, sie allein zur Unterredung mit dem Greise zu lassen. Am nächsten Morgen begleitete der böhmische Bauer die Reisenden über die Grenze in das Schlesierland. Bernhard hielt scharfe Umschau, doch nirgend war Feindliches zu sehen, ringsum menschenleere Thäler und bewaldete Berggipfel, und in den Dörfern die Trümmerhaufen, welche der Krieg zurückgelassen hatte. Als sie eine Höhe erreicht hatten, von welcher der Weg in die Ebene führte, ließ der Böhme den Wagen halten und mahnte zur Vorsicht, weil sich die Kunde verbreitet hatte, daß die Schweden ihre Quartiere längs der Grenze räumten und kaiserliche Völker einrückten. „Begnüge dich heut, meine Tochter, wie Moses dein gelobtes Land von fern zu

betrachten," ſprach er tröſtend, „bis die Freunde dir den Zugang zu deinem Hofe geöffnet haben." Da ſtieg Judith aus, kniete vor dem Alten nieder und bat: „Mein Vater, ſegnet mich! Lange hat keines Prieſters Hand mein Haupt berührt, wie eine Ausgeſtoßene habe ich gelebt, und mir war zuweilen, als ſei ich von unſerm lieben Gott geſchieden. Das nehmet heut von mir. In Frieden und Freude will ich das Haus meines Vaters wiederſehen." Und als der Alte über ihrem Haupt gebetet hatte, reichte ſie Bernhard die Hand und ſagte: „Kommt mit, wir gehen zu Fuße nur ſo weit, daß ich die Schwelle erkenne, die Thür und die Bank, auf der ich als Kind geſeſſen."

So gingen ſie beide vorwärts, in geringer Entfernung gefolgt von dem Reiterbuben, der den Carabiner ſeines Herrn trug. Es war ein klarer Herbſtmorgen, überall feierliche Stille, auf den Wieſen in der Tiefe lag noch dämmeriger Nebel, aus der nahen Stadt klang das Glockengeläut. „Sie läuten den Frieden ein," ſagte Judith, „das bedeutet auch für euch und mich ein beſſeres Glück. Könnte ich mit Worten danken für Alles, was ihr an mir gethan, heut müßtet ihr mich anhören, denn, geliebter Herr, mein Herz iſt übervoll von Liebe und Zärtlichkeit für euch." Sie drückte ſich an ihn. „Seht, dort ſteht die Steinbank; von dort hob mich die Alte in den Wagen, als die Eltern flohen." Aber während er mit den Augen der Richtung folgte, nach der ſie ihn wies, fühlte er, wie ſich ihre Finger krampfhaft in ſeinen Arm preßten, im nächſten Augenblick warf ſie ſich mit wildem Schrei an ſeinen Hals.

Hinter der Hofmauer jagte ein Beritt kaiſerlicher Reiter heran, darunter ein Officier mit rother Feldbinde. Bernhard erkannte, daß er wehrlos vor ſeinem Todfeinde ſtand, und Reinbold ſchrie: „Was mir lange geträumt, iſt wahr geworden; heut bin ich's, der euch der Compagnie entledigt und des Weibes dazu." Er gebot: „Feuer!" und als die Reiter zögerten, rief

er mit einem Fluch: „Vorwärts! es iſt die Hexe aus Thüringen!“ Die Schüſſe krachten, Bernhard ſank dahin, ſein totes Gemahl im Arme.

Und noch ein Blitz und ein Knall aus einem Rohre, das ein Knabe mit geſträubten Haaren hob. Die Pferde der Reiter ſtoben auseinander, der Gaul des kaiſerlichen Officiers ſchleifte den erſchoſſenen Mörder am Bügel.

So kam den Liebenden der Friede. Und wer von ihnen erzählt, der weiß nicht, ſoll er ſie glücklich preiſen oder beklagen.

Schluß.

In einem Kirchdorfe nahe bei Gotha war die Getreideernte beendigt. Nicht alle Aecker der großen Dorfflur hatten Frucht getragen, und nicht in jeder Hofstätte wohnten Landleute, welche sich der Ernte freuen konnten, aber die Gemeinde saß doch wieder um ihre Kirche, Mancher war aus der Stadt zurückgekehrt mit den geretteten Rindern und dem Ackergeräth, und Mancher war aus der Fremde zugezogen. Zum ersten Male seit langen Jahren hatten die Leute in Frieden ihre Garben gebunden und, wenn sie auf dem Felde schafften, in leidlicher Sicherheit auf die kleine Thurmglocke gehört, welche ihnen Mittag- und Abendruhe ankündigte. Auch im Pfarrhofe stand der Wagen mit der letzten Mandel, die am Abend noch nicht abgeladen war, und über ihm schwebte der Erntekranz. Das Hofthor war verschlossen, der Hofhund saß achtsam neben seiner Hütte und murrte zuweilen, wenn ein Käuzlein schrie oder ein später Fußtritt auf der Dorfgasse schallte. Die Frau Pfarrerin sah am Fenster nach der runden Mondscheibe, welche umsäumt von einem Strahlenkranze den Hof und die Thürschwelle mit grellem Licht überzog, als wären sie mit weißem Sande bestreut. Ihr Gatte trat herzu, um den Laden zu schließen und sein stilles Heimwesen vor dem Gesindel zu wahren, welches obdachlos durch das Land zog. „Alle Abende steht mein liebes Weib am Fenster, sieht hinaus auf die Straße und horcht auf fernes Geräusch."

Regine sah bittend zu ihm auf. „Alle Abende hofft die Schwester, daß der Verlorene kommen wird. Bei Tage bin

ich ruhig in der Arbeit und meinem Glück, aber wenn der Mond auf die Dächer ſcheint und die Wolken an ihm vorüberfahren, dann ergreift mich Angſt und Sehnſucht. Zürnt nicht, lieber Herr."

„Das iſt der jungen Frau zurückgeblieben aus der Zeit, wo ſie mit hellen Worten träumte."

„Die Traumreden ſind zu Ende, ſeit ich einen Hausherrn habe, den ich nicht aufwecken darf," ſagte ſie und barg ihr Haupt an ſeiner Bruſt. „Schließt das Fenſter," ſprach ſie nach einer Weile, „es ging vorüber."

Da bellte der Hofhund laut und zornig und die Raſſel am Hofthor erklang. Regine fuhr zuſammen und rief: „er kommt!" Doch im nächſten Augenblick faßte ſie ängſtlich den Arm des Gatten. „Weckt die Leute."

Der Pfarrer ergriff den Hut. „Ich ſehe, bevor ich öffne," tröſtete er.

Regine eilte ihm nach bis auf die Hausſchwelle. Er ſchob den Riegel zurück, die Pforte ſprang auf, Niemand war im Eingang zu ſehen. Doch zur Seite im Schatten des Zaunes kauerten zwei dunkle Geſtalten und eine Knabenſtimme frug leiſe: „wohnt hier Jemand, der einſt zu Alt-Roſen gehört hat?"

„Ich bin's, Knabe," ſchrie Regine und ſprang an das Thor. Der Knabe trat heran, ein Bündel in den Armen; ihm folgte ein Mann, den Hut tief in die Augen gedrückt. Der Fremde ſah vorſichtig hinter ſich und ſchloß das Thor, dann nahm er den Hut ab und im Mondenlicht erkannte Regine das gefurchte Antlitz eines alten Freundes.

„Wir bringen der Schweſter das Erbtheil, welches ihr Bruder auf Erden zurückließ. Der Rittmeiſter und ſein Weib ſind dahin, ich denke, es war die letzte Kugel, welche ſie traf, als der Friede eingeläutet wurde. Was der Knabe im Arm hält, trugen wir vom Rieſengebirge heran, eine Frau des Troſſes, die ihm Nahrung gab, der Knabe und ich."

Regine ſtand regungslos und ihr Gatte ſagte ſie feſthal-

tend: „tretet in das Haus!“ — Der Alte ſchüttelte den Kopf. „In dieſem Lande bringt es den Leuten Unglück uns zu herbergen. Wir ziehen bei Nacht weiter dahin, wo uns Niemand kennt. Denkt insgeheim der Toten und der Lebenden.“ Gottlieb winkte grüßend mit der Hand, öffnete die Pforte und ſein eiliger Schritt verklang auf der leeren Straße. Der Knabe trug ſeine Bürde hinter der wankenden Pfarrerin in die Stube und legte ſie auf einen Stuhl. „Der Feldprediger hat es getauft, es heißt wie mein Herr hieß,“ ſagte er und wandte ſich zum Gehen.

„Du aber bleibſt bei uns,“ rief der Pfarrer.

Doch Pieps ſah von der Schwelle ſtolz in die Stube zurück: „Ein Reiterjunge von Alt-Roſen wird kein Küſter. Adjes! Ich werde manchmal nachſehen, wie es dieſen geht.“

Er wies auf Regine, welche vor dem Kind kniete.

II.

Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht.

1.

Zum Jahre 1721.

Wenn Herr Bernhard Georg König mit seiner Frau Liebsten über den Marktplatz der kursächsischen Stadt lustwandelte, in welcher er während des Winters wohnte, so zogen die Bürger mit Hochachtung die Hüte, und ihre Bemerkungen hinter dem Rücken des Ehepaares waren nicht selten beifällig. Denn die König'schen Eheleute wurden zu den Honoratioren der Stadt gezählt, sie waren rechtschaffen und sie waren wohlhabend, da ihnen nicht nur ein Rittergut in der Nähe gehörte, sondern auch in Zukunft der Besitz des besten Hauses am Markte gar nicht entgehen konnte. Man wußte, daß dies Vermögen von dem Vater der Frau herkam, welcher zu seiner Zeit ein reicher Kaufmann in Leipzig gewesen war und sein einziges Kind mit dem genannten König verheiratet hatte.

Aber auch Herr König war kein gewöhnlicher Mann. Als Sohn eines thüringer Pfarrers hatte er Theologie studiert, und war Geistlicher eines deutschen Regiments geworden, welches König Wilhelm von England in seinen Kriegen mit den Franzosen gebrauchte. Im Felde behauptete er sich als ein stattlicher Mann von festem Charakter, der den Tod nicht fürchtete, dem Teufel kräftig zu Leibe ging und seinen Soldaten eine heilsame Scheu vor dem breiten Pfade zur Hölle beibrachte. Und da er auch ein guter Gesellschafter und beim Glase Wein ehrbarer Fröhlichkeit nicht abhold war, und leichter französisch und englisch lernte als die meisten Officiere, so wurde er ein guter

Freund seines Obersten und diesem bei schriftlichen Verhandlungen ein vertrauter Helfer. Er selbst lernte in Holland ein großartigeres Leben kennen, als in der deutschen Heimat zu finden war, und unterhielt, seinen Horaz in der Tasche, geselligen Verkehr mit berühmten holländischen Gelehrten, welche sich seines festen Lateins freuten.

Beim Regiment hatte er einem kursächsischen Kaufmann, welcher in das Kriegsgetümmel gerathen war, wichtige Dienste geleistet, er hatte ihn nicht nur vor Ausplünderung behütet, sondern auch durch sorgsame Pflege aus schwerer Krankheit wieder hergestellt. Der Sachse erbat vor seiner Abreise die Ehre eines Briefwechsels und bewahrte fortan seinem Retter ein herzliche Dankbarkeit. Als nun der Feldprediger nach Jahr und Tag in die Heimat zurückkehrte, folgte er einer dringenden Einladung des Kaufmanns nach Leipzig. Dort wurde ihm unter dem Dache des Gastfreundes die aufblühende Tochter über alle Maßen lieb, und er offenbarte in seiner ehrlichen Weise dem Vater, daß er dies gastliche Haus verlassen müsse, weil er der Demoiselle Susanne gegenüber eine große Beunruhigung in seinem Herzen spüre, und wegen mangelnden Reichthums, und zudem als Landfremder wegen mangelnder Hoffnung auf eine gute kursächsische Pfarre, nicht daran denken dürfe, die Tochter von den Eltern zur Frau zu erbitten. Da kamen dem Kaufmann die Thränen in die Augen über die Redlichkeit seines Erretters, und er bat diesen, es sich noch drei Tage in seinem Hause gefallen zu lassen. Und nach drei Tagen lud er ihn feierlich in die gute Stube, aus welcher die Hausfrau alle Leinwandkappen des seidenen Möbelbezugs weggenommen hatte, und dort verlobte der edle Mann den Gastfreund mit der herbeigerufenen Tochter, welche dem glücklichen Bräutigam leise gestand, daß auch sie ihn seit seiner Ankunft insgeheim im Herzen trage.

Jetzt bemühte sich Herr König ernsthaft um eine Pfarre in der Nähe, machte Reisen und suchte Gönner zu gewinnen.

Aber das wollte ſich nicht ſo leicht ſchicken, da ihm die Orthodoxen mißtrauten und auch die Stillen im Lande an ſeiner Erweckung zweifelten. Dagegen wurde er dem Kaufmann bald in anderer Weiſe unentbehrlich. Denn er verſtand als Sohn eines Landpfarrers die Gutswirthſchaft, und wußte dem Amtmann des Gutes, welches der Kaufmann beſaß, beſſer auf die Finger zu ſehen als der Leipziger ſelbſt. Auch der Handlung wurde er durch ſeine holländiſchen Bekanntſchaften ein werthvoller Beirath.

Als ſich vollends nach einigen Jahren begab, daß der Kaufmann aus dieſem Leben ſchied, erwies ſich der Schwiegerſohn als die Stütze der Familie; die Handlung wurde aufgehoben und er hatte jahrelang den Vortheil ſeiner Schwiegermutter wahrzunehmen. Endlich verließ die Familie Leipzig, Herr König zog mit ſeiner jungen Frau auf das Gut in der Lauſitz und die Schwiegermutter erwarb Haus und Garten in einer nahen Stadt, welche ihr ſeit ihrer Kindheit wohl bekannt war, da ſie ſelbſt aus einer adeligen Familie der Umgegend ſtammte und in der Nähe Verwandtſchaft und Anhang hatte.

War das Gut auch nicht groß, es bot der Familie als Sommeraufenthalt doch viele Annehmlichkeit; ganz zu geſchweigen von dem Eingeſchlachteten, den Säcken mit Weizenmehl und den Stoppelgänſen. Das Wohnhaus war ein alter Bau, mit dicken Mauern und unregelmäßigen Fenſtern, der Unterſtock durch eiſerne Gitter verwahrt wegen des immer noch ſtark umherſchweifenden Geſindels, im Garten ein ſorgfältig geſchnittener Heckengang, ja ſogar ein Weingeländer und ein Quartier mit Blumenbeeten, in welchem der Hausherr koſtbare Tulpen und Narciſſen zog, deren Zwiebeln ihm ein Freund aus Holland zuſandte.

Doch wie wohl es dem Herrn König in weltlichen Dingen gelungen war, in ſeinem Gemüth trug er es als eine Entbehrung und zuweilen als ein Unrecht, daß er dem Predigtamt entſagt hatte, und es gereichte ihm faſt zu einer Befriedigung,

daß ſein Dorf keine eigene Pfarre bildete; denn wenn einer der Dorfleute in Jammer und Gewiſſensnoth lag, ſo war er der Nächſte ihn zu tröſten und zu ermahnen; auch der Schullehrer wurde eifriger in ſeinem Amt, da er merkte, daß das Auge des geiſtlichen Gutsherrn ſcharf auf ihn gerichtet war und daß ihm löblicher Pflichteifer Gutes in die Küche und in den Stall brachte.

Jeden Winter aber zog Herr König nach der Stadt in das große Haus der Schwiegermutter. Die Stadt war ein alter namhafter Ort mit Mauern und Thürmen, an denen man noch die Löcher wies, welche feindliche Kugeln im dreißigjährigen Kriege geſchlagen hatten. Einſt war der Ort ſtolz auf ſeinen Handel geweſen, jetzt ſah er ein wenig heruntergekommen aus, aber es lagen doch nur wenige Häuſer in Trümmern. Seine Bürger hatten viel Landbeſitz, und wen das Handwerk nicht nährte, der konnte ſich's vom Acker holen. Es ſaßen angeſehene Beamte des Landesherrn darin, auch eine lateiniſche Schule war vorhanden, und einige Häuſer gehörten Edelleuten der Umgegend, welche die vornehmſte Societät bildeten, ſo oft ſie in der Stadt wohnten. Unter ihnen fanden ſich einzelne Herren mit polniſchen Namen, da der Kurfürſt von Sachſen zugleich König von Polen war; und wenn die Länder auch nicht zuſammenhingen und die polniſche Wirthſchaft unter den Deutſchen übel beleumdet blieb, ſo hatten ſich doch mancherlei Fäden von einem Lande zum andern gezogen. Unternehmende Sachſen ſuchten an der Weichſel leichten Gewinn, und junge Polen kamen an die Elbe, um Geld zu borgen und unter den adeligen Familien Education zu erhalten. Denn die Kurſachſen galten dafür gute Lebensart zu beſitzen, der Hof zu Dresden war der prächtigſte im ganzen römiſchen Reiche, und die Kunſtwerke italieniſcher Köche und franzöſiſcher Modiſten verbreiteten ſich aus der Reſidenz in die kleineren Städte. Auch das Bücher druckende Leipzig ſandte befliſſen ſeine literariſchen Erzeugniſſe durch das Land, und der Gelehrte ſtand

an der Pleiße und Elbe in höherem Anſehn als anderswo. Sogar der Landadel verachtete nicht ganz das literariſche Weſen, und fühlte ſich in einnehmender Redekunſt und in jeder Art von wohlbedachten Complimenten ſeinen Genoſſen aus der deutſchen Nachbarſchaft überlegen, er verſtand beim Beginn einer Mahlzeit ſtets das große Wort zu führen, doch wurde er im Verlauf der Feſtivität oft durch die ſtärkere Trinkkunſt der Anderen zum Schweigen und unter den Tiſch gebracht.

So fand Herr König in der Stadt wohlthuenden Verkehr. Auch ſeiner Schwiegermutter, die ihn nicht weniger verehrte als die eigene Frau, blieb er ein treuer Berather gegenüber großen und kleinen Verſuchungen, zum Beiſpiel als der neue ungeſchickte Kopfputz aufkam, und darnach die Erbauungsſtunden, in denen fern von der Kirche das Lämmlein auf eigenthümliche Weiſe verehrt wurde. Vollends als es in dem eigenen Hauſe der Schwiegermutter zu poltern anfing, entdeckte er mit überlegener Ruhe, daß es zuerſt nur Ratten hinter dem Holzverſchlage geweſen waren und dann eine liederliche Köchin, welche mit ihrem Liebhaber das Geräuſch eigennützig fortgeſetzt hatte. Wenn er ſich gerade und ſtolz gegen die vornehme Verwandtſchaft hielt, ſo that das zuweilen den Frauen wehe, doch trugen ſie es ſchweigend, da ſie merkten, daß ihm gerade deshalb von den Anſpruchsvollen die gebührliche Hochachtung nicht verſagt wurde.

Seine Gattin beſchenkte ihn mit zwei Söhnen, und die Erziehung der beiden Knaben ward allmählich ſein größtes Glück. Beide wuchſen kräftig heran, im Alter nur um ein Jahr verſchieden. Der Aeltere, Georg Friedrich, ein Abbild des Vaters, blond, breitbruſtig und geſtreckt; der Jüngere, Bernhard Auguſt, zierlich von Gliedern mit braunem krauſem Haar, der Mutter ähnlicher. Auf dem Hofe behaupteten ſie als junge Gutsherren zuerſt mit einer Gerte und unſicheren Beinchen ihre Herrſchaft über das Federvieh, dann zauſten ſie den großen Hofhund, welcher ihnen mit ſeiner Naſe liebkoſend

ins Gesicht stieß, endlich kletterten sie auf die Pferde und wurden Freunde des Großknechts. Im Hause aber legte ihnen die Mutter ihre kleinen Finger zum Gebet zusammen, dann lehrte der Vater den Tischsegen und der Frau König traten die Thränen in die Augen, als Friedrich zum ersten Male genau mit dem Anstande und Tonfall des Vaters vor seinem Stuhle den lieben Gott zu Gaste bat. Nicht lange darauf mußten die Kinderlippen sich mühen, lateinische Vocabeln nachzusprechen; doch lernten die Knaben willig, weil der Vater die fleißigen mitnahm, wenn er durch die Felder ging.

Auch den Kindern wandelte der Winter das ganze Tagesleben. Denn sobald sie nach der Stadt zogen, erhielten sie andere Wämmser und Höslein, sie mußten einen kleinen Hut tragen, jeder Schmutzfleck wurde strenger gerügt, und ein artiges Händegeben hörte gar nicht auf. Sie standen erstaunt in den Putzstuben fremder Häuser, wo ihnen sehr verdacht wurde, wenn sie Bindfaden aus der Tasche zogen oder ungeberdig aufjauchzten; dagegen konnten sie auch alle Tage beim Laden des Pfefferküchlers vorbeigehen, sie sahen rings um sich geputzte Menschen, buntgetünchte Häuser und bei den Kaufleuten ausgestellte Spielwaren, erhielten oft Confect und süßen Wein und erkannten bald, daß in der Stadt Alles prächtiger war; im Hause der Großmama schöngemusterte Wandbehänge, blanker Fußboden, große Fensterscheiben und ein Schoßhündchen mit langem Seidenhaar.

Während die Knaben im Wechsel von städtischer Zucht und ländlicher Freiheit heranwuchsen, beobachteten die Eltern mit stets neuer Verwunderung, wie verschieden das Wesen derselben sich entwickelte. Fritz, der älteste, war ein stiller Knabe, welcher seinen Ball nach dem Spiele sorgfältig in die Schublade legte, und wenn er aus dem Straßenstaub in die Stube kam, Strumpf und Höslein gutwillig bürstete. Er lernte fleißig; freute sich so oft er neben dem Vater ausging, wenn dieser ihn an die Hand nahm, und wandelte

geradlinig und ehrbar an ſeiner Seite. Auguſt aber war ein wildes Kind, welches am liebſten ſprang und hüpfte und unaufhörlich der Nadel ſeiner Mutter zu thun gab. Oft zog er ſich durch ein heftiges Auffahren Schelte zu, aber er war auch aufgeweckt und geſprächig, blieb ſchon als kleiner Kerl dem Fragenden ſelten eine Antwort ſchuldig, und wußte gegen den Bruder und die Geſpielen ſeinen Willen durchzuſetzen, indem er trotzte oder ſchmeichelte. Leider waren ſeine Unternehmungen nicht immer löblich, und wenn er mit einer kleinen Bande zu den Frühäpfeln des Nachbars über den Zaun geklettert war, oder wenn er einem trunkliebenden Magiſter Eſelsohren aus Papier auf den Rücken geſteckt hatte, ſo gab es für ihn trübe Stunden. Auch für ſeinen Bruder, denn obgleich dieſer nur widerwillig dem Eifer des Jüngeren folgte, oder wohl gar ſeine Beihilfe zu einem gewagten Unternehmen verſagte, ſo erhielt er doch ſeinen Antheil an der Strafe, weil er als der Aelteſte nicht zurückgehalten, oder weil er eine Miſſethat nicht angezeigt hatte. Trotz kleiner Niederlagen galt Auguſt in der Familie für ein glückliches Kind, dem Alles wohl gelang, in der Regel deshalb, weil er der Großmama oder der Mutter bittend die Wange ſtrich, was er zeitig gelernt hatte. Aber er wußte auch höhere Autoritäten für ſich anzurufen, denn als ihm die Mutter einſt an ſeinem Geburtstage die Lieblingsnäſcherei verweigert hatte, faßte er beim Mittagsbrod den Löffel mit beiden Händen und flehte recht herzlich, daß ihm der liebe Gott nach Tiſche getrocknete Pflaumen ſchenken möge. Die Eltern lächelten; als aber die Mutter am Nachmittage ſein roſiges Kindergeſicht mit dem gekräuſelten Haar inmitten der Geſpielen betrachtete, wurde ihre Zärtlichkeit ſo übermächtig, daß ſie einen Teller des geſchätzten Naſchwerks vor den Kindern aufſtellte. Seitdem entdeckte die Kindermuhme, daß fromme Bitten dieſes Knaben in merkwürdiger Weiſe Erhörung fanden. Als es zum Beiſpiel am Morgen vor einer lange erſehnten Ausfahrt zweifelhaft wurde, ob bei dem trüben

Wetter die Reise zu wagen sei, da erhob August wieder nach der Morgenandacht des Vaters sein Stimmchen und bat den Himmel um Sonnenschein. Unterdeß war sein Bruder beobachtend zu einer toricellischen Röhre gelaufen, welche mit Queckſilber gefüllt am Fenster hing und durch die weisen Einrichtungen einer gütigen Vorsehung in den Stand gesetzt war, den Menschen bisweilen die kommende Witterung anzuzeigen. Nachdem August gebetet hatte, brach die Sonne durch das Gewölk und es wurde ein schöner Reisetag. Da nun aber die Frauen den Knaben seiner wirksamen Bitten wegen rühmten, benutzte der Vater die gemeinsame Abendandacht zu einer Warnung und flehte in hohem Ernst: der liebe Gott möge ein Kinderherz davor behüten, daß es nicht in Eitelkeit verfalle und sich besonderer Gnade rühme, und ebenso auch helfen, daß die Liebe der Angehörigen stets vorsichtig sei und nicht aus dem Zufall ein Verdienst des Kindes mache. — Dadurch dämpfte der Hausherr die Reden des Frauenzimmers, doch konnte er nicht verhüten, daß dem Sohne die Zuversicht blieb, seine Wünsche durchzusetzen.

Unter die nächsten Bekannten des Hauses gehörte eine adelige Wittfrau, die Majorin von Borsdorf. Ihr Mann hatte in sächsischem Dienst gestanden, sie selbst war eine entfernte Verwandte der Madame König; sie lebte in beschränkten Verhältnissen, war aber mit den ersten Familien der Umgegend befreundet und wußte sich und ihr kleines Hauswesen vornehm zu halten. Ein Sohn war als Fähnrich in kursächsischem Dienst untergebracht; die Tochter, Dorothea, fast in gleichem Alter mit August, wurde von ihr erzogen. Dorchen war niedlich, aber wie Madame König richtig erkannte, durch allzu große Liebe verwöhnt. Auch die Knaben konnten der Kleinen kühle Anerkennung nicht versagen, wenn sie in ihren Hackenschuhen zierlich über die Straße schritt, die Schultern gerade und das Köpfchen steif, wie einem Fräulein von Stande gebührte, oder wenn sie vor Frau König zu einem Knix hinab-

tauchte, dabei die Augen niederschlug und anmuthig lächelte, wie es eine Große nicht schicklicher hätte vollbringen können. Oefter aber wurde der Zwang lästig, welchen ihre Gegenwart den Spielen der Knaben auflegte; sie hielt ihr Schnupftüchlein nicht in der Tasche, wie andere Kinder, sondern schwenkte es in der Hand, weil es mit einer Spitze umsäumt war, und sie wollte durch solche Bewegungen den Knaben befehlen, ihr zu bringen, was sie gerade begehrte. Widerwärtig war sie auch, wenn die Knaben ihretwegen in kleinen braunen Thonschüsseln und Töpfen kochen mußten; sie litt nicht, daß die Jungen Nüsse schnitten wegen zweifelhafter Sauberkeit der Finger, und war beleidigt, wenn die Könige zuletzt das kalt Gekochte, welches sie ihnen vorsetzte, nicht aufessen wollten, was wirklich eine Anmaßung war, denn das Verzehren fremder Kocherei galt damals unter den Kindern für weniger anmuthig als das eigene Kochen. Da war nun auffallend und Frau König lachte zuweilen darüber, daß ihre Söhne sich ungleich gegen die Ansprüche des Mädchens verhielten, denn Fritz, der sonst gefällig war, gab dem Dorchen keineswegs nach, sondern sagte schonungslos seine Meinung, während August sich der kleinen Dame williger fügte als irgend einer Anderen, und wenn er sich auch mit ihr stritt, doch durch ihr Nasenrümpfen und Abwenden des Kopfes genöthigt wurde, seinen Widerstand aufzugeben. Vollends in größerer Gesellschaft war August ihr treuer Gefährte und so oft die Kinder „polnisch betteln" spielten, was gerade damals in Sachsen aufkam, gingen August und Dorchen als Bettelleute am liebsten mit einander im Kreise umher und erbaten umwechselnd Brot für sich selbst und einen Kuß für das Andere. Dabei bemerkten die Mütter, daß Dorchen niemals Neigung hatte, sich von Fritzen küssen zu lassen, sondern ihrem Bettelmännchen leise vorschrieb, zu welchem Knaben er sie führen solle, damit sie das Unvermeidliche dulde.

Dies Verhältniß erhielt sich auch, als die Kinder heranwuchsen. Dorchen wurde confirmirt und die Knaben saßen in

den oberen Klaſſen der lateiniſchen Schule. Da bedachten dieſe, jeder für ſich, welches Geſchenk ſie der Geſpielin machen wollten. Friedrich kaufte aus ſeinen geſparten Groſchen ein kleines Kreuz von ſchwarzem Glaſe, das an ſeidener Schnur um den Hals zu tragen war, und Auguſt bat die Mutter um eine Beiſteuer für ein rothes Glasherz mit goldenen Sternen, welches ebenfalls als Halsſchmuck dienen ſollte. Das Fräulein empfing beide Geſchenke mit artiger Dankſagung, aber ſie hing das rothe Herz ſogleich um den Hals und behielt das Kreuz in der Hand. Auguſt lachte vergnügt, aber Friedrich ging ſchweigend zu ſeinen Büchern zurück. Auch als Dorchen beim nächſten Beſuch, um nicht unhöflich zu ſein, das Kreuzchen am Halſe trug, machte ihr zwar Auguſt darüber Vorwürfe, aber Friedrich gab durch kein Wort zu verſtehen, daß ihn dieſe Aufmerkſamkeit freue.

Nach Kringeltanz und Pfänderſpiel wurde den beiden Meſſieurs König noch Größeres im Verkehr mit halbwüchſigen Demoiſellen zugemuthet. In mehren anſehnlichen Familien fanden die Eltern nothwendig, ihren Kindern die eckigen Bewegungen und das allzu natürliche Weſen durch einen franzöſiſchen Tanzlehrer abzugewöhnen, der eigens der Stadt zugereiſt war, um ſolche Gutthat zu erweiſen. Während dieſer Stunden wurde der harte Knabenſinn ein wenig erweicht, und Frau König beachtete mit inniger Freude, daß auch ihre Söhne befliſſen waren in Cavaliersweiſe den Mädchen die geziemende Ehre zu geben. Doch freilich ſtand die neue Kunſt nicht einem Sohne ſo gut wie dem anderen. Fritz war in das Wachſen gekommen; er drohte ſehr groß zu werden, und wußte bei ſeiner ſchnell erworbenen Länge, welcher die Majeſtät fehlte, die hageren Glieder nicht gebührlich zu verwenden; Auguſt dagegen hatte den zierlichen Fuß und die kleine Hand der Mutter und in allen Bewegungen ein natürliches Geſchick, welches ihm bald die Lobeserhebungen des Tanzmeiſters eintrug. Wenn ſo die junge männliche Kraft auf auswärts gekehrten Fußſpitzen

wandelte, dazu mit angepreßten Ellenbogen den Hut hielt und dabei noch die Hände mit dem heuchlerischen Schein anmuthiger Empfindungen zu bewegen suchte, da machte sich's fast immer, daß das junge Fräulein den Brüdern gegenüber stand und sie in ihrer Weise anlachte. Als vollends nach beendeter Tanzstunde beschlossen wurde, daß bei einem vornehmen Familienfeste acht Kinderpaare als Schäfer und Schäferinnen erscheinen sollten, Alle gepudert, Alle in Rosa und Weiß mit bebänderten Schäferstäben, da geschah es wieder, daß August und Dorchen mit einander zum Menuet in den Saal zogen. Dem ältesten Sohn hatte die Mutter angedeutet, daß er für das bukolische Costüm bereits zu hoch aufgeschossen sei, doch wider alles Erwarten bestand Fritz eifrig darauf, an dem Aufzuge theil zu nehmen. Aber der wackere Junge sah sehr auffällig aus. Er wurde mit der Tochter des Oberpfarrers, die ebenfalls in das Schießen gekommen war, zusammengesellt; sie stellte eine hagere Schäferin dar, welcher man die gute Weide nicht ansah, in der ihr Vater seine Heerde hütete, und Fritz glich einem jungen schlenkrigen Giganten, der Jacke und Hosen des Thyrsis auf dem Felde gefunden hat. Da war nicht zu vermeiden, daß die Mädchen unter einander spöttische Bemerkungen über das Paar machten, und Fritz erkannte, daß Dorchen sich lebhafter als Andere an dem Moquiren betheiligte.

Doch im Sommer darauf wurde Fritz über seine Länge ein wenig getröstet. Die Brüder waren mit den Eltern zum Besuch auf ein benachbartes Gut gefahren und dort mit Dorchen, die zu der Freundschaft des Gutsherrn gehörte, zusammengetroffen. Die drei jungen Leute schwärmten durch den Garten ins Freie und zogen den Bach entlang bis zu einer Mühle, dort freuten sie sich über das Klappern und über die kleinen Schaumwellen, in welche der Strom sich löste, wenn er aus der Holzrinne schoß. Das junge Fräulein ließ sich vom Müller eine lange Ruthe aus dem Weidengebüsch schneiden, schälte mit ihren Fingern zierlich die Rinde ab, und wippte, während sie

neben ihren Begleitern am Bache dahinzog, neckend ins Wasser, um durch aufspritzende Tropfen die Frisur und Sonntagskleider der jungen Herren zu gefährden.

August wollte sich das nicht gefallen lassen und lief auf sie zu, um ihr die Gerte zu entwinden, sie aber flüchtete auf einen Steg, der über den Bach führte, und vertheidigte durch ihre Waffe den schmalen Zugang. Dabei glitt sie mit den Hackenschuhen aus und fiel ins Wasser. Es war unterhalb der Schwemme, das Bett des Baches war breit und hatte tiefe Stellen, sie aber schwamm, da ihr gesteifter Rock sich blähte, wie eine Wasserblume mit gehobenen Armen klagend abwärts. August sprang im Augenblick auf den Steg und in den Bach; doch er fand an der Stelle keinen Grund, und da der Aufenthalt im freien und kalten Wasser damals nicht zu den Ergötzlichkeiten eines wohlerzogenen Jünglings gehörte, so vermochte er durchaus nicht zu schwimmen. Durch den Schwung, den er sich beim Absprung gegeben, kam er der Gespielin nahe, so daß er sie mit der Hand erreichen konnte, aber er verbesserte ihre Lage nicht, denn er zog sie zu sich herunter. Friedrich dagegen war vom Ufer aus in den Bach gestiegen und watete zu den beiden Ringenden. Auch ihm ging das Wasser bis an das Kinn, bevor er sie erreichen konnte. Es gelang ihm Jedes an einem Arme zu packen und mit Anspannung aller Kraft an sich heranzuziehen; keuchend rief er dem Fräulein zu: „umfassen Sie meinen Hals.“ Sie hatte noch die Besinnung zu gehorchen und er hielt sie mit dem einen Arme fest, während er mit dem anderen den Bruder am Rocke ergriff. Aber obgleich Fritz ungewöhnlich stark war, wurde ihm die Last doch zu schwer, das Wasser stieg ihm bis an den Mund, seine Kraft schwand und er wankte. Da vernahm er einen Zuruf, der Kahn des Müllers schoß heran, August wurde nicht ohne neue Gefahr in das Fahrzeug geschwenkt, und Fritz watete, die freie Hand am Kahn, in das Seichte zurück und erreichte mit dem Fräulein glücklich das

Ufer. Als er ihre Hände, die ſeinen Hals krampfhaft umfaßt hielten, von ſich löſte, verlor ſie die Beſinnung. Die Müllerin lief mit einem Stuhle herzu, Dorchen wurde durch ein Tuch daran feſtgebunden und in die Stube getragen, wo die Müllerin, nachdem ſie die Männer hinausgetrieben, ihr die Schnürbruſt öffnete und die Erſchöpfte durch Reiben und freundliches Zureden ſoweit herſtellte, daß ſie ihre naſſen Kleider mit einem Anzuge der Frau vertauſchen konnte. Den Jünglingen, die bleich und matt auf der Bank unter den Kornſäcken ſaßen, half der Müller mit ſeinem Knappen bei ähnlichem Kleiderwechſel. Als der Wagen mit den Müttern vom Schloſſe kam, um die Geretteten abzuholen, lachten ſie während der Rückfahrt einander wegen des Abenteuers und der Vermummung aus. Beide Jünglinge erhielten ihr Lob, welches allerdings mit Vorwürfen über die jugendliche Unbeſonnenheit verſetzt war; den Frauen hatte am meiſten gefallen, daß Auguſt zur Stelle nachgeſprungen war und er empfing von ihnen mütterliche Liebkoſungen, Herr König klopfte ſeinem Sohne Fritz zufrieden auf die Schulter und frug laut: „Wer aber war der Retter?“ Da antwortete Fritz ehrlich: „Der Müller!“ — Als Dorchen kurz vor dem Aufbruche wieder in die Familienſtube kam, immer noch ſchwach und verblichen, ging ſie auf Fritz zu, ſah ihn ſchweigend an und bot ihm die Hand. Gleich darauf eilte ſie zu Auguſt, machte ihm einen tiefen Knix und frug: „Wie war es im Waſſer, Sie dummes Guſtchen?“ Beim Abendgebet gab es in allen betheiligten Familien außergewöhnliche Dankſagung und in der Nacht für die jungen Leute einen feſten Schlaf.

Die Erlernung des Menuets, wodurch in Haltung und Gemüth des Menſchen Vieles geändert wird, hatte auch das Verhältniß der Brüder zu einander gewandelt. Bis dahin waren ſie wie untrennbar zuſammen geweſen, jetzt ſaß Fritz oft allein über ſeinen Büchern und der Jüngere fand luſtiger mit Kameraden umherzuſtreifen, die ihm bequem geworden

waren. Das ging eine Weile ohne Aergerniß, bis einſt in der Dämmerung der Vater mit ſchnellem Schritt nach Hauſe kam und, ohne den Schlafrock anzuziehen, in die Arbeitsſtube der Söhne trat.

„Weißt du, wo dein Bruder ſich aufhält?“ frug er ſtreng den Aelteſten.

„Nein, Herr Vater.“

„Der Apotheker hat mir zugetragen, daß Auguſt mit lockeren Geſellen in der Hinterſtube einer gemeinen Schenke tabagiert. Iſt dir etwas davon bewußt?“

„Nein, Herr Vater.“

„Du ziehſt dich ſogleich an und kommſt mit!“

Friedrich fuhr in ſeinen Rock, ergriff den Hut und begleitete den Vater, dem es heute ſchwer wurde, auf der Straße den ruhigen Schritt zu behaupten.

In einer Seitengaſſe, unweit dem Schenkhaus, hielt der Vater an. „Ich will dem Unglücklichen keine Demüthigung vor den Bürgern bereiten. Geh hinein und führe ihn hierher.“

Friedrich trat mit trüben Ahnungen in die Tabagie. Schon vor der Hausthür vernahm er Geſang, auch eine weibliche Stimme darunter, und als er in die Hinterſtube drang, überſah er das ganze Unglück. Ein halbes Dutzend von Söhnen vornehmer Eltern ſaß in der kleinen verräucherten Stube; jeder hatte eine Stange dunkles Bier vor ſich, und jeder hielt eine Thonpfeife in der Hand; aber was das Schlimmſte war, Lene, ein dralles Mädchen, die Tochter des Schenkwirths, ſaß in bedenklicher Nähe des Bruders, der ſeinen Arm um ihren Hals gelegt hatte; und Alle zuſammen, Auguſt, Kameraden und Jungfer Lene ſangen recht herzlich und zwar das wilde lateiniſche Lied: cerevisiam bibunt homines, ceter' animalia fontes, welches ein Dichter des deutſchen Helikons alſo übertragen hat:

Nur die Menſchen trinken Biere,
Waſſer alle andren Thiere.

Friedrich brach erſchrocken in die Orgie ein, neigte ſich zum Ohr des erſtaunten Bruders hinab und ſagte leiſe: „Der Vater ſteht an der Ecke, ich ſoll dich herausholen.“ Auguſt ſchnellte in die Höhe, hatte aber noch die Dreiſtigkeit laut zu lügen: „ich komme wieder,“ und im Hausflur den Bruder zu bitten: „verrathe die Lene nicht.“ Fritz führte den Schuldigen, nicht weniger heiß im Geſicht als dieſer, dem Vater zu.

Herr König gönnte dem Sohne nur einen finſtern Blick und ſchritt voran dem Hauſe zu. Dort begann das Verhör und es kam Alles ans Licht, denn die Beweiſe fehlten nicht, die gerötheten Wangen verriethen geiſtiges Getränk und der Geruch in Haar und Kleidern den Kanaſter. Auch die weibliche Stimme war auf der Straße vernommen worden, Fritz mußte zögernd bekennen, daß ſie der Wirthstochter angehört hatte, und hielt für ein Glück, daß der Vater in ſeinem Zorne nicht nach dem räumlichen Abſtand frug, welcher zwiſchen dem dreiſten Mädchen und dem Bruder geweſen war.

Es wurde für die Hausgenoſſen ein ſchmerzlicher Abend. Die Mutter weinte, der Vater tief gekränkt durch die Ungebühr, verfügte drei Tage Stubenarreſt mit Ausnahme der Schulſtunden, und Auguſt ſaß als Verurtheilter über ſeinen Büchern, ohne hineinzuſehen, denn er wußte, daß ihm noch das Schwerſte bevorſtand, die öffentliche Ermahnung bei der Abendandacht. Feierlicher als ſonſt traten die Dienſtboten herein. Auguſt fühlte, daß ihre neugierigen Blicke auf ihm ruhten, er merkte die verweinten Augen der Mutter, aber er wagte gar nicht den Vater anzuſehen, als dieſer die Stimme erhob und dem Himmel die Ausgelaſſenheit des Sohnes noch einmal klagte, obwohl er überzeugt ſein mußte, daß man dort oben über die ganze Angelegenheit bereits genügend unterrichtet ſei. Als er zuletzt bat: „Wenn ich als Vater ſchuldig bin, weil ich ihn durch zu große Liebe und Nachſicht verwöhnt habe, ſo räche mein Vergehen nicht an ſeinem Leben,“ da wurde auch Auguſt weich. Und als der Vater ihm winkte näher zu

treten und über seinem Haupte flehte, daß der Herr ihm Thaten und Gedanken behüten möge, und als August die Thränen des Vaters auf seiner Stirn fühlte, da begann auch er zu schluchzen, obschon er ein Jüngling war, und küßte zerknirscht den Eltern die Hände. — Als nun Alle weich, aber in gehobener Stimmung zu Bett gingen, mahnte Friedrich den Bruder in der Kammer: „Der Vater hat nicht Alles gewußt."

„Er ist streng genug gegen mich gewesen," antwortete der Bestrafte, „ich bin immer froh, wenn die Nachtpredigt vorüber ist." Doch Friedrich versetzte: „In dieser Stunde habe ich vor unserem Vater noch größere Ehrfurcht als sonst, und da ich kleiner war, ist er mir vorgekommen wie der Herrgott selbst und ich hätte vor ihm niederknien mögen. Aber heut wußte er das Aergste nicht, mein Bruder, das mit der Lene." August versuchte zu lachen, aber es gelang nicht recht, und Fritz fuhr fort: „Damit mein Schweigen kein großes Unrecht wird und deiner Zukunft keinen Schaden bringt, so mußt du jetzt freiwillig dem himmlischen Vater versprechen, daß du niemals mehr mit ihr zusammenkommen willst."

„Du bist noch kein Pfarrer," versetzte der Jüngere unwillig, „daß du mir so etwas zumuthen darfst."

„Ich bin dein Bruder und bin in Schuld gegen unseren Vater, weil ich verschwiegen habe, was ihn am meisten bekümmert hätte. Darum mußt du deinet- und meinetwegen freiwillig geloben, aber laut, damit ich es höre." Und August mußte die Hände falten.

Das Ereigniß warf finstere Schatten hinter sich. Obgleich Herr König vermieden hatte selbst die Schenke zu betreten, so war das gewaltsame Herausziehen seines Sohnes doch mehrfach beobachtet worden, und ein mißgünstiger Momus versagte sich nicht, ein großes Scandalum daraus zu machen. Am zweiten Morgen nach der Orgie wurden öffentliche Anschläge gefunden, einer am Rathhause neben dem schwarzen Bret, einer sogar an der Kirchthür, in welchen die Geschichte gröblich und ver-

leumderiſch verſificirt dem Publikum erzählt ward. Zwar waren die Namen nicht genannt, doch deuteten Ausdrücke wie Rex und Regulus auf die Familie. In dem Libell war hämiſch auf arrogante Leute geſtichelt, welche für unanſtändig hielten, daß ihre Söhne Wirthshäuſer beſuchten, obwohl ſie ſelbſt in ihrem früheren Leben in ſchlechteren Herbergen verkehrt hätten, als die wohlberufene Schenke „zur luſtigen Wachtel“ war. Um neun Uhr trug der Küſter mit einer Empfehlung des Herrn Oberpfarrers das erſte Exemplar in das Haus, um zehn Uhr brachte der Rathsdiener das zweite, um elf Uhr kam der Herr Bürgermeiſter ſelbſt und nach ihm viele Bekannte. Alle bedauerten und verurtheilten den Thäter und Alle verwunderten ſich über das große Aufſehen, welches durch das Libell hervorgebracht wurde, Alle hatten mit Wißbegierde geleſen und wieſen nach, daß noch mehre Abſchriften vorhanden waren. Herr König empfand die Kränkung wie ein Mann in ſauberem Kleide, welcher von einem Schornſteinfeger angeſtoßen wird, das Opus war witzlos, jämmerlich, durchaus verächtlich; auch blieb die Stadt nicht im Zweifel, von wem es herrührte. Da war ein heruntergekommener Magiſter Blaſius, der allerdings angeſehene Verwandte hatte, denn ſein Bruder war doctor juris und kurfürſtlicher Beamter; der Magiſter aber hatte ſich auf Nichtsthun und Völlerei gelegt, dazu eine Wittfrau mit bitterböſem Gemüthe geehelicht, und machte ſeitdem, wenn er zu Hauſe übel behandelt wurde, ſeinem Zorn durch ſatiriſche Ausfälle gegen die Menſchheit Luft. Es wurde feſtgeſtellt, daß er an jenem Abende in der Vorderſtube der Schenke geſeſſen hatte und obwohl in dem Pasquill die Handſchrift gut verſtellt war, ſo blieb doch der Charakter des Poetaſters kenntlich.

Was Herrn König die meiſte Sorge bereitete, war der große Schmerz ſeiner Frau, welche weinend klagte, daß ſie ſich nicht mehr getraue über die Straße zu gehen, weil Jedermann ſpöttiſch auf ſie ſchaue. Wirklich wurde die Familie acht Tage lang durch theilnehmende Beſuche und durch Gemurmel

der Leute in Aufregung gehalten. Am ſchlimmſten war natürlich Auguſt daran, welcher von den Frauen bereits als verlorener Sohn betrachtet ward, auch Dorchens Mutter behandelte ihn eine Weile mit ſichtlicher Kälte, nur Dorchen zeigte ihr gutes Herz, denn ſie frug ihn zwar neckend, wie ihm die Pfeife Tabak bekommen ſei, aber ſie lachte ihn dabei ſo freundlich an, daß er wohl merkte, ſie ſei ihm nicht böſe.

Doch auch über dieſes jammervolle Ereigniß flutete der Zeitenſtrom dahin, und nach einem Vierteljahr war die Reputation und das Wohlbehagen der Familie wieder auf die alte Höhe gebracht.

2.

In die Fremde.

Wenn der König auf seine Söhne sah, wie wohlgezogen und stattlich sie heranwuchsen, hob sich ihm das Herz vor Freude, er nahm seine strengste Miene an, damit die Kinder die Zärtlichkeit nicht merkten, und faltete gleich darauf demüthig die Hände. „Friedrich hat wieder eine der besten Censuren erhalten," sagte er vergnügt zu seiner Gattin, „ich hoffe, er soll werden, was sein Vater nicht geworden ist, ein Doctor der Gottesgelahrtheit und ein Verkünder der reinen Lehre." Da antwortete seine Frau zustimmend: „um meinetwillen haben Sie den heiligen Stand aufgegeben, ich muß mich freuen, daß unser Aeltester das Amt des Vaters erwählt. Doch denke ich, auch dem Gustchen haben die Lehrer sein Lob zugetheilt."

„Das Lob ist mit allerlei Tadel gemischt," sagte der Vater ernsthaft, „insonderheit wegen seines unruhigen Betragens."

„Aber mein lieber Schatz weiß doch, daß der Brummkreisel wider Gustchens Willen aus dem Schlüssel fiel und in der Schulstube umherfuhr, damals als der Rector ihn so hart verklagte."

„Der Kreisel dreht sich nicht ohne Schwung und Sie mögen annehmen, daß er die Weisung, vorwärts zu laufen, erhalten hatte," entgegnete der Vater. „Obgleich es diesem Sohne keineswegs an Application fehlt, so tritt sein weltlicher Sinn doch immer mehr hervor, und für seine Unternehmungslust

wird eine ſtrengere Disciplin nothwendig, als bei der Laufbahn eines Gelehrten möglich iſt."

„Sie waren der Meinung, daß er einmal unſer Gut übernehmen könnte."

„Ich weiß, daß Sie, geliebtes Suschen, dies für ihn wünſchen, und ich füge mich gern Ihrem Willen. Aber ſoll er als ein feſter Mann ſich unter dem landſäſſigen Adel und gegenüber den Bauern behaupten, ſo muß er vorher gelernt haben zu befehlen, und ich halte bei dieſem Sohn die militäriſche Carriere für die heilſamſte."

„Das meinte auch unſer Vetter, Herr v. Mickau, nur widerrieth er den preußiſchen Dienſt, weil dort ein ſehr rigoröſes und eigenmächtiges Weſen ſei."

„Aber der Militär iſt dort angeſehen, denn der König von Preußen iſt der größte Soldatenfreund in der Welt. Und obgleich unſerem Auguſt in Preußen wie hier in Sachſen nicht vortheilhaft ſein mag, daß er von bürgerlichem Stande iſt, ſo wird doch bei den Preußen, wie ich aus Erfahrung weiß, der tüchtige Mann mehr geſchätzt als bei uns, wo die Oberſten ſich mit Schoßhündchen tragen und leichtfertige Damen mehr kommandiren als die Generäle. Mein lieber Major Vogt vom Regiment „Markgraf Albrecht" gehört auch nicht zum Adel und wird doch von ſeinem Chef und dem Könige ſelbſt favoriſirt, weil er ein guter Officier iſt, er hat ſich freiwillig erboten unſern Auguſt in ſeiner Nähe zu placiren."

Frau König ſah ſchmerzlich zur Höhe: „In die wilde Fremde!"

Der Hausherr küßte ſie auf die Stirn. „Es iſt nur eine Lehrzeit, Suschen; bei der Mutter könnte der wilde Knabe doch nicht bleiben, und die Entfernung zur Garniſon iſt nicht viel weiter als die nach einer Univerſität."

Während ſich auf ſolche Weiſe die Trennung der Söhne vom Vaterhauſe vorbereitete, wurde auch Dorchen in die Fremde geladen. Eine Nichte der Frau von Borsdorf hatte einen vor-

nehmen Polen geheiratet, der Güter an der Weichsel besaß, aber einen großen Theil des Jahres am Hofe beschäftigt war. Da seine Gemahlin zarter Gesundheit wegen dem anstrengenden polnischen Hofleben fern bleiben sollte, wurde ihr in der ländlichen Einsamkeit eine Gesellschafterin wünschenswerth und Dorchen dafür erbeten. Der Mutter war sehr schwer sich von ihrem Liebling zu trennen, aber sie bedachte die Zukunft der Tochter, daß sich in dem großartigen Leben und unter den reichen Polen viel mehr Möglichkeiten und Aussichten eröffneten, als in dem engen Leben der sächsischen Stadt, in welcher Jedermann die Mitgift als eine Hauptsache erwog. Auch ihre Verwandten, welche das Fräulein gern ohne eigene Unbequemlichkeiten versorgen wollten, riethen eifrig den Antrag anzunehmen, und so fügte sich's, daß die junge Borsdorfin in demselben Herbst, welcher den beiden Königen zur Trennung vom Vaterhause bestimmt war, unter dem Schutz eines alten Onkels nach Dresden, und von da in das Polnische versandt werden sollte.

Während der Vorbereitungen zur Reise kam einst Dorchens Mutter in der Dämmerstunde zu vertraulichem Besuch in das König'sche Haus, und als Herr König in die Familienstube trat, begann nach der Begrüßung eine schickliche Besprechung der Stadtneuigkeiten. Und es war allerdings etwas Aufregendes eingetreten. Der Nachtwächter hatte um Mitternacht zwei Subjecte überrascht, welche mit einer Blendlaterne bei einem Winkel der Stadtmauer in der Erde gruben. Vor dem Magistrat hatte sich ergeben, daß sie einen Schatz suchten auf Grund einer Anweisung, die sie von einem fremden Abenteurer für gutes Geld gekauft hatten. Diese Offenbarung hatte die Form eines Briefes, den ein Vater an seinen Sohn richtete, und es war darin Alles genau beschrieben, der Stein in der Mauer, welchen eingemeißelte Kreuze kenntlich machten, auch die Größe des Schatzes, unter welchem viele Kleinodien, silberne Becher, Perlen und Goldmünzen sein sollten. Das

Machwerk war zu den Acten geliefert worden, und man erzählte in der Stadt, daß die Nacht darauf ein gestrenger Rath selbst in aller Stille habe weiter graben lassen; ob Etwas gefunden worden, wußte man nicht, muthmaßte jedoch Allerlei. Herr König hatte durch die Gunst des Bürgermeisters Einblick in den Schatzzettel erhalten und sprach sich, wie von einem aufgeklärten Manne zu erwarten war, mit großer Unzufriedenheit über die häufigen Betrügereien durch Schatzbriefe aus, welche gerade sehr im Schwange waren.

Nachdem man diesen Gegenstand gänzlich abgesprochen hatte, kam der Augenblick, wo Frau von Borsdorf die eigentliche Ursache ihres Besuches offenbaren konnte, indem sie frug, ob der hochgeschätzte Freund vielleicht unter den Honoratioren der Städte in Polnisch-Preußen Bekanntschaften habe, da er mit vielen Personen von Distinction in Briefwechsel stehe. „Denn," fügte sie hinzu, „es kann meiner Doris von Nutzen sein, wenn sie einer deutschen Familie in den Städten empfohlen ist."

Herr König holte eine Karte, sah nach und überlegte, aber ihm war dort kein näherer Bekannter bewußt. Endlich sagte er lächelnd: „Vielleicht kann das liebe Fräulein Dorchen mir zu einer Bekanntschaft helfen, die ihr selbst dienlich ist. Ich habe soeben gegen den Betrug mit Schatzbriefen gesprochen, ich selbst aber habe vor Jahren unter den hinterlassenen Papieren meines Vaters einen Brief gefunden, welcher auch Dinge erwähnt, die seiner Zeit im Polnischen aufbewahrt wurden." Seine Söhne sprangen auf und bestürmten ihn mit Fragen, er ging in die Nebenstube, öffnete die Klappe des Schreibtisches und brachte ein vergilbtes Papier vor die Augen der Gesellschaft.

Um nun die Befriedigung der Neugierde zu einer kleinen moralischen Betrachtung zu benutzen, begann er gutlaunig: „Wir gehören ja nicht dem Adel an, und ich habe niemals den Trieb gehabt meinen bürgerlichen Stand mit einem anderen zu vertauschen, welcher in der Welt für vornehmer gilt.

Ich wünsche auch, daß meine Söhne sich dieselbe Bescheidenheit bewahren. Denn obwohl den Adeligen Vieles in der Welt leichter gemacht wird, so habe ich doch nicht gefunden, daß sie dadurch größere Redlichkeit und Tüchtigkeit erwerben als Andere. Dies sei mit allem Respect vor dieser verehrungswürdigen Frau gesagt. Doch auch wir dürfen uns ansehnlicher bürgerlicher Vorfahren freuen. Mein Vater war Pfarrer, mein Großvater aber war Rittmeister unter den Schweden; dieser und die liebe Großmutter müssen gleich nach der Geburt meines Vaters gestorben sein, denn er hat Beide nicht mehr gekannt, und wurde von seiner Tante erzogen. Aber in noch früherer Zeit waren Voreltern von uns, wie dieser Brief ausweist, ansehnliche Kaufleute in Frankfurt am Main, ja aus dem Briefe scheint hervorzugehen, daß wir ursprünglich aus Polen stammen. Und Magister Kurz, unser hiesiger Historikus, ist der Meinung, der deutsche Name König werde wohl eine Uebersetzung von dem nicht seltenen Familiennamen „Kralitsch" sein, welcher bei den Polen so viel wie Goldhähnchen oder Zaunkönig bedeuten soll. Ich aber denke, wir sind von deutschem Blut, doch stammen wir aus Polen."

Das alte Papier, dessen krause Schriftzüge dem Lesenden Mühe machten, war der kurze Geschäftsbrief eines gewissen Herrn B. Gusek, datirt von Thorn im Jahre 1531, worin dieser dem Kaufmann König zu Frankfurt am Main unter Anderem Folgendes schrieb: In der Stube über dem Flur des Eckhauses habe ich nach dem Gebot eures seligen Vaters den Inhalt des Schrankes, von welchem ihr wissen wollt, menschlicher Neubegierde entzogen. — „Daraus ist ersichtlich," fuhr Herr König fort, „daß meine Vorfahren in jener alten Zeit zu Thorn wohlbekannt waren, und ich habe zuweilen daran gedacht mich dort bei einem Liebhaber der Historie zu erkundigen, ob von denselben noch etwas zu erfahren sei. Jetzt bin ich bereit, an den dortigen regierenden Consul, Herrn Rath Roesner, einen renommirten Mann, zu schreiben. Da das

Schloß Ihres Herrn Schwagers nur einige Meilen von Thorn liegt, so hat Fräulein Dorchen vielleicht Gelegenheit den Brief abzugeben, und sie wird bei einem Besuch selbst das Beste thun, sich der Familie des Consuls zu recommandiren."

Gewährte dies Anerbieten auch nicht gerade viel, so erklärte doch die Mutter höflich ihre Befriedigung.

Die Herbstfreuden dieses Jahres wollten nicht gedeihen. Als vom Gute die erste junge Gans mit einem Tragkorbe Aepfel bei Frau von Borsdorf abgegeben wurde mit der herkömmlichen artigen Redensart, daß die Aepfel zum Füllsel für die Gans verwandt werden möchten, da konnte die unbillige Zumuthung, welche dem Fassungsvermögen der Gans gestellt wurde, diesmal kein Lächeln hervorlocken, und die Mutter sagte traurig zu der Magd: „Sonst kamen die Aepfel auf den Weihnachtstisch meiner Doris." Und als Herr König selbst mit Dorchen am Weingeländer des Gutes vorbeiging und ihr eine ungewöhnlich große Traube wies mit den Worten: „Die Traube war für das liebe Fräulein bestimmt, wenn es bei uns geblieben wäre," da wunderte er sich, daß Dorchen, die er sonst für ein leichtherziges Mädchen hielt, sich plötzlich über seine Hand beugte und die Hand mit nassen Augen küßte. Vollends am letzten Abend, welchen das Fräulein mit ihrer Mutter bei Königs verlebte, war die feierliche Stimmung nicht zu bannen. Vergebens brachte der aufgeregte August allerlei Gesellschaftsspiele in Vorschlag, um sich und den Anderen die Laune zu verbessern. Er setzte das prophetische Glücksrädlein auf den Tisch, bei welchem die Anwesenden der Reihe nach den schwebenden Zeiger über einer Scheibe zu drehen hatten; wenn der Zeiger stillstand und mit der Spitze auf eine Nummer wies, wurde aus einem Büchlein die Weissagung abgelesen, welche unter derselben Nummer verzeichnet war. Aber da ergab sich nur Ungereimtes. Dorchen wurde vor der Gemeinschaft mit trunkenen Brüdern gewarnt, Fritz vor der Hingabe an den Kriegsgott Mars und August erhielt die Warnung, daß Pro-

pheten im Vaterlande nichts gelten. Sogar das unterhaltende Poſt- und Reiſeſpiel verſagte, obgleich die Eltern ſich mit dazu ſetzten, die Mutter friſche Nüſſe für Einlage und Gewinn heranbrachte und Herr König ermunternd rieth: „Seht zu, ihr jungen Reiſenden, wer von euch als erſter in der Stadt des Glückes ankommt.“ Aber auch hierbei ſtolperten alle drei Kinder unabläſſig über Hinderniſſe, Fritz blieb in der Herberge liegen, Auguſt wurde von einer Schildwacht arretirt und Dorchen fiel gar unter Räuber, ſo daß endlich Herr König ſelbſt als erſter in der Stadt anlangte, und die Nüſſe unter trüben Gedanken der Anweſenden geknackt werden mußten. Als es zum Abſchiede kam, durfte man annehmen, daß Dorchen, die ſich ſtets ſchicklich zu benehmen wußte, das paſſende Abſchiedscompliment ſagen würde. Dorchen hatte ſich's auch ganz ordentlich zu Hauſe überlegt, zuerſt für Frau König, dann für den Hausherrn und dann kürzer und zutraulicher gegen die Jungen. Wie aber Alle um ſie herumſtanden ſo feierlich und in Erwartung, da verſagten ihr plötzlich die Gedanken, ſie begann laut zu ſchluchzen und als Auguſt ihre Hand faßte, lehnte ſie ſich weinend an ſeine Schulter.

Ob in der Zukunft einmal eine eheliche Verbindung Auguſt's und Dorchens angemeſſen ſein werde, davon war zwiſchen den Müttern niemals auch nur mit einem Wort die Rede geweſen; natürlich nicht, ſo unverſtändig und voreilig durften ſie nicht das Schickſal der geliebten Kinder lenken. Dennoch lag beiden Frauen die erwähnte Ausſicht ſtets in Gedanken; ſie gab ihrem Verhältniß eine Wärme, deren Höhengrad allerdings wechſelte, die aber doch bei jeder Gelegenheit durch Ueberſendung von Kuchen, Mittheilung des Eingemachten und bereitwillige Aushilfe in der Wirthſchaft ſichtbar wurde. Denn es war damals die Zeit, wo alle Welt darauf ſann, Angehörige und Bekannte unter die Haube zu bringen. Und der Mann, welcher in der angenehmen Lage war, eine Frau ernähren zu können, mußte eine ungewöhnliche Hartnäckigkeit beſitzen, um

den Andeutungen und Schlingen, welche ihm von guten Freunden gelegt wurden, aus dem Wege zu gehen; beharrte er aber in solcher Verstocktheit, so hatte er sein ganzes Leben hindurch den stillen Genuß von Projecten wie von einem Schwarm Liebesgötter umschwebt zu werden, er erhielt Einladungen zu Gänsebraten und erfreute sich großer Zuvorkommenheit, bis er endlich, wenn er als Heiratskandidat hoffnungslos geworden war, als Pathe begehrungswerth ward, und in dieser behaglichen bürgerlichen Eigenschaft noch in hohem Greisenalter die Vergnügungen achtungsvoller Freundlichkeit genoß.

Auch Madame König wußte recht gut, daß es für die beiden Kinder noch viele Möglichkeiten gab, die sich nicht berechnen ließen. Da war zuerst Dorchens adeliger Stand, es konnte jeden Tag ein Freiwerber von Noblesse kommen, welcher im Stande war seine Frau ansehnlich zu halten. Und Dorchen verdiente, wie ihre Mutter mit Recht annahm, den besten Cavalier, und hätte sich auch in sehr distinguirter Stellung trotz ihrer einfachen Erziehung gut behauptet. Dann waren noch andere Aussichten, denn die Familie hatte vornehme Verwandte; und obgleich diese bis dahin Nichts gethan hatten, so war es doch möglich, daß durch ihre Connexion eine Beförderung erreicht wurde: Stelle in einem Fräuleinstift oder gar das ausgezeichnete Amt einer Hofdame. Auf der andern Seite bot auch Augusts feuriges Temperament keinerlei Bürgschaft für die ferne Zukunft. Deshalb war der Verkehr beider Mütter gerade so voll von Hintergedanken, wie der zwischen zwei Diplomaten großer Mächte, welche bald vertraulich Arm in Arm gehen und bald einander mit kühler Zurückgezogenheit behandeln.

Heut aber ging der Hausfrau das Herz auf. Während sie eine Thräne abwischte, vergaß sie die Vorsicht und sagte bedeutsam zu der Freundin: „August wird die Trennung von unserm Dorchen schwer ertragen.“ Jedoch der Augenblick war nicht günstig gewählt, denn Frau von Borsdorf verweilte mit

ihren Gedanken gerade bei den polniſchen Hoffnungen, und antwortete deshalb in kühlem Ton: „Monſieur Auguſt iſt jung und wird ſich bald tröſten.“

Da ſchwieg Frau König, tiefgekränkt durch ſolchen Stolz, und drückte das aufgeſtiegene Heiratsproject wieder tief in die Fluth ihrer Gedanken hinab.

Am nächſten Morgen läuteten die Glocken den Sonntag ein, als Friedrich durch das Stadtthor ins Freie ging. Er bog von der Landſtraße ab einem niedrigen Hügel zu. Dort hatten die Kinder oft unter einer alten Linde geſpielt, Schmetterlinge gefangen und in der Kiesgrube nach Verſteinerungen geſucht. Heut blinkten die Thautropfen in allen Farben des Regenbogens, um die Kamille und wilde Cichorie ſummten die Käfer und in der alten Linde ſchrien die Finken und das junge Volk der Spatzen. Aber dem Jüngling war das Gemüth beſchwert. Er ſetzte ſich unter den Baum auf einen bemooſten Stein und ſtarrte ins Leere. Eine, die jetzt in die Fremde ging, war ihm von Herzen lieb; er wußte, daß ſie mit ſeinem Bruder viel vertraulicher verkehrte als mit ihm, und er kannte auch die Pläne ſeiner Mutter. Oft hatte er gegen die Eiferſucht gekämpft, mit einem Heldenmuth, den Niemand ahnte, hatte er ſein Gefühl bezwungen; doch geſtern nach dem Abſchiede war der Schmerz übermächtig geworden und er fühlte ſich ganz ohne Kraft und Hoffnung. Um ihn grünten, glänzten und ſchwirrten die Wunderwerke der Schöpfung, deren weiſe Anordnung ihm der Vater freudig erklärt hatte, aber die Bienen krochen vergebens in die Blumenkelche und befeſtigten Wachs an ihren Beinchen, und das Volk der Ameiſen lief auf der Straße, die es ſich mit unſäglicher Mühe zwiſchen den Grashalmen geſäubert hatte, unbeachtet hin und her, ohne daß er das Verdienſtliche ihrer Thätigkeit anerkannte. Auch als er über ſich in einem Loch des Baumes ein graues Gewebe erblickte, erhob er ſich zwar und löſte die Zellen eines verlaſſenen Weſpenneſtes aus der Oeffnung, aber er hielt die

Zellen achtlos in der Hand, obwohl sie regelmäßig wie aus feinem Papier zusammengebaut waren, und vermochte dabei an Nichts von alledem zu denken, was sich für einen vernünftigen Naturfreund aus dem merkwürdigen Gebilde ergab.

Da plötzlich schwirrte in der Nähe ein Flug kleiner Vögel auseinander und dasselbe Fräulein, um welches er in seinem Schmerz sorgte, kam auf ihn zu. Das war kein Wunder, denn ganz in der Nähe lag der Garten, welcher Dorchens Mutter gehörte; vielleicht war Fritz deshalb, ohne es selbst zu wissen, unter die Linde gegangen, von der man die offene Gartenthür beobachten konnte. Er fuhr in die Höhe, auch Dorchen hemmte den schnellen Schritt und trat befangen in den Schatten des Baumes.

„Ich war bei unseren Blumen," begann sie leise, „da erkannte ich den Monsieur Fritz unter der Linde, und wollte Ihnen noch einmal Lebewohl sagen."

Friedrich sah das Fräulein glückselig an, aber so mächtig war seine Bewegung, daß er nichts Passendes zu antworten wußte und nur sagte: „Ich fand hier dies Wespennest."

„Wie zierlich es ist," versetzte das Fräulein, ohne die Augen bis zu ihm aufzuheben, und Beide saßen im nächsten Augenblick nebeneinander auf dem Stein, nicht ganz nahe, denn das Gewebe lag zwischen ihnen. „Ich habe immerzu an Sie gedacht," fuhr Fritz muthiger fort, „wie es Ihnen unter dem fremden Volke gehen wird und ob Sie auch unser gedenken werden."

„Mir ist bange," rief das Mädchen und rang die Hände, „und mir war heute früh, als könnte ich den Abschied nicht ertragen. Der Mutter verberge ich meine Angst, um ihr die große Bekümmerniß nicht zu vermehren, aber Ihnen gestehe ich's, Monsieur Fritz, denn ich weiß, daß Sie gegen Jedermann schweigen; ich fürchte mich vor den ausländischen Verwandten, wenn es nicht um meines Bruders willen wäre, dem eine Fürsprache beim polnischen Hof nützlich sein soll, so wäre ich niemals gegangen."

„Wo Sie auch sind, Fräulein, die Leute werden Sie lieb gewinnen," antwortete Fritz, der jetzt zu trösten versuchte. Aber dabei fühlte er plötzlich wieder das Weh des Abschiedes und sah auf das Wespennest. „Es wird Ihnen vergönnt sein, was schon diesen kleinen unvernünftigen Thieren zu Theil wird. Sie machen sich jeden Sommer ein neues Häuschen, das alte bleibt leer hängen. Auch Sie werden neue Freunde finden, welche Ihr gutes Herz hoch schätzen, und die alte Bekanntschaft wird sein wie dies verlassene Gewebe."

„Halten Sie mich für so veränderlich?" frug das Fräulein, und man hörte am Tone, daß sie gekränkt war.

„Nein, nein!" bat Fritz und ergriff im Eifer ihre Hand. „Aber Sie sind jung und voller Anmuth und wer Sie sieht, wird Sie lieben; da ist es natürlich, daß auch in Ihrem lieben Herzen sich etwas Neues anspinnen wird." — Dorchen wandte ihm das Gesicht zu und frug schnell: „Wird das bei Ihnen auch so sein? und wird die gute Freundschaft, in der wir bis jetzt gelebt haben, auch nicht mehr bedeuten als diese leere Hülse?"

Fritz schlug die Hände zusammen und rief in inniger Bewegung: „Ich weiß nicht, was aus mir werden wird und wohin mich der liebe Gott führt, aber das weiß ich wohl, daß ich das Fräulein Dorchen in meinem Herzen lieb haben werde, solange ich lebe." Und er schubste das Wespennest, das er zum Sinnbild der Unbeständigkeit gemacht, auf den Boden. Dorchen beugte sich nieder, hob das verachtete Gewebe auf, legte es in ihr Taschentuch, knotete dies hastig zu und stand auf. „Ich will es mir aufheben," sagte sie. Sie griff in die Tasche und brachte ein kleines Kissen heraus, welches die Form eines Herzens hatte und am Rande mit den kleinen Blumen Vergißmeinnicht bestickt war, und sagte verlegen: „Behalten Sie das zum Andenken an mich, ich habe Lavendel und anderen Wohlgeruch aus unserem Garten hineingethan, wenn Sie es unter die Wäsche legen wollen. So oft Sie den Geruch spüren, denken

Sie an mich." — Sie legte es ihm in die Hand, Beide küßten einander unschuldig wie Kinder zum Abschiede und Dorchen weinte an seinem Halse, doch nur einen Augenblick, dann klang leise aus ihrem Munde: „Seien Sie Gott befohlen!" Und schnell eilte sie dem Garten zu, an dessen Thür die alte Wärterin bereits nach ihr ausschaute.

Als Fritz allein war, küßte er auch das Herz und barg es in der Westentasche, dann sah er noch einmal um sich und merkte, wie lieblich es in der Natur duftete und sang. Jetzt wurde ihm klar, daß eine weise Vorsehung Alles fügt, Großes und Kleines, und unter dem Geläut der Kirchenglocken schritt er langsam nach Hause.

Es war für die König'schen Eltern eine harte Zumuthung, daß die beiden Sterne, welche ihnen der liebe Gott für Licht und Wärme an ihren Himmel gesetzt hatte, zu gleicher Zeit unsichtbar werden sollten. Zuerst verschwand Fritz in der akademischen Dämmerung. Von ihm war der Abschied nicht so schwer. Er blieb auf der Universität doch im Inlande und er konnte jedes halbe Jahr, ja noch öfter, zum Besuch heimkehren. Auch hielt er sich tapfer bis zur letzten Stunde, da erst übermannte ihn die Rührung, als der Vater seine Hand und die des Bruders zusammenhielt, und dabei sagte: „bleibt einander treu."

Seinen Sohn August brachte der Vater selbst nach der kleinen märkischen Stadt, in welcher die Compagnie des Regiments „Markgraf Albrecht" in Garnison lag. Dort trafen die Ankommenden nach schriftlicher Verabredung mit dem Major Vogt zusammen, der in Geschäften des Regiments vom Stabsquartier zugereist war. August sah mit Stolz, wie herzlich der Major seinen Vater empfing.

„Ich habe, mein Herr Bruder, deinen Sohn für diese Compagnie bestimmt, weil ich hoffe, daß er sich gerade hier gut zu den Officieren schicken wird. Ihr, mein lieber Monsieur August aber, beweiset unter uns, daß ihr ein Sohn eures Vaters seid, lernt schweigend gehorchen, ertragt tapfer, was

euch nach dem Vaterhause hart und bitter scheint, und spannt eure Kräfte auf's Aeußerste, um im Dienste fest zu werden. Obwohl ich eure Wünsche und Beschwerden, auch wenn sie gerecht sind, fortan nur durch euren Capitän vernehmen darf, so werde ich euch doch im Auge behalten, und wenn ihr euch Mühe gebt und gute Application zeigt, werde ich es an mir nicht fehlen lassen." Noch während der Anwesenheit des Vaters wurde August als Gemeiner eingekleidet, der Major machte ihm Hoffnung, daß er im Winter Unterofficier werden könnte, und setzte für ihn sofort das Tractement eines Freicorporals durch, auch leidliches Quartier erhielt er in einer Kammer neben dem Secondelieutenant. Nachdem der Vater den Major und die Officiere der Compagnie zu einem Mittagstisch geladen hatte, der so gut war, als die Gastwirthschaft des Städtchens leisten konnte, merkte August an den freundlichen Mienen seiner Vorgesetzten, daß er mit guten Aussichten in seinen neuen Stand eintrat. Dennoch war der nächste Morgen, an dem er den scheidenden Vater nicht einmal bis zum Stadtthor begleiten durfte, weil sein Drillen begann, der schmerzlichste seines jungen Lebens; und als er dem Wagen nachsah, meinte er, das Herz müsse ihm zerspringen. In den nächsten Freistunden fand er trübseligen Trost darin, die guten Dinge auszupacken, welche ihm die Mutter zur Verbesserung seiner Soldatenkost mitgegeben. Er wies sie in dem Bedürfniß menschlicher Theilnahme seinem Stubennachbar, dem Secondelieutenant, und freute sich, daß dieser sowohl Schinken als Rauchwurst sehr lobte und es nicht verschmähte sie mit ihm zu prüfen, dabei aber verständig rieth, nicht gegen Jedermann freigebig zu sein. Bei diesem Genuß aus der Heimat und bei einigen Flaschen Wein, für welche August einen goldenen Pfennig, die heimliche Gabe der Mutter, opferte, erkannten der Lieutenant und er gegenseitig ihre guten Qualitäten, und August erhielt in den öden Tagen nach der Trennung bei seinem Nachbar menschenfreundlichen Trost.

Der erste Winter war eine harte Lehrzeit. Der Rekrut sank oft des Abends todmüde auf sein hartes Lager, aber sein Ehrgeiz war aufgestachelt, und eine natürliche Gewandtheit kam ihm zu Gute, auch gelang ihm bald, die Billigung und das Zutrauen der Unterofficiere zu gewinnen, und er fand hinter rauhem Wesen bei mehr als einem der Subalternen Gutherzigkeit und das Bedürfniß sich honnet zu halten.

Als das Frühjahr herankam, wunderte er sich, wie schnell der Winter vergangen war. Jetzt wurde das Exerciren mit doppeltem Eifer betrieben, die Compagnien wurden in einer benachbarten Landstadt zusammengezogen und als dort der Dienst im Regimente unter den Augen des Markgrafen Albrecht geübt war, marschirte das ganze Regiment nach Berlin, zu der großen Action des Jahres, der Revue, welche der König selbst abnahm, nachdem er zehn Regimenter Infanterie und einige Cavallerie zu einem Corps formirt hatte. Die Compagnien von „Markgraf Albrecht" versammelten sich zu Berlin schon um Mitternacht vor dem Quartier ihres Chefs und zogen mit frühem Morgen in die Nähe von Tempelhof, wo zwei Tage lang manövrirt werden sollte. Da wurde August nach schlafloser Nacht und übergroßer Anstrengung in den Straßen der Hauptstadt ohnmächtig; doch als er wieder zu sich kam, ging er dem Regiment nach, und obgleich der Capitän warnte, erbat er doch die Erlaubniß das Manöver mitzumachen. Und er hielt aus, wiewohl er noch einmal erschöpft zusammenbrach, so daß Markgraf Albrecht selbst, ein alter wunderlicher Herr, ihm etwas Beifälliges zurief. Nach dem großen Manöver wurden die einzelnen Regimenter vom Könige gemustert, und weil Seine Majestät mit Albrecht zufrieden gewesen war, lobte der Chef auch die Compagnien, und der Hauptmann sagte rühmend zu August: „Ihr habt euch brav gehalten; morgen um drei Uhr werdet ihr vor die Augen Seiner Majestät geführt."

Am nächsten Tage traten alle Unterofficiere des Regi-

ments, welche auf Avancement dienten, — es waren außer Auguſt ſämmtlich Junker aus adeligen Familien, — im Luſtgarten gegenüber dem königlichen Palais an und wurden in einer Reihe aufgeſtellt. Nachdem zuerſt der Markgraf ſie gemuſtert hatte, kam mit dem Glockenſchlag drei der König Friedrich Wilhelm aus der gelben Pforte auf den Platz und frug vom rechten Flügel anfangend, jeden der Unterofficiere nach Namen, Heimat, Dienſtalter.

Dem ſorgloſen Auguſt hatte vorher das Herz in unruhiger Erwartung gepocht, weil er zum erſtenmale durch den ſtrengen Kriegsherrn beſichtigt werden ſollte, und er hatte auf die Pforte geſtarrt, als ob aus ihr das Schickſal ſelbſt gegen ihn heranſchreiten werde. Wie er aber den König erblickte, minderte ſich ſeine Befangenheit. Er ſah einen kurzen ſtarken Herrn mit röthlichem Angeſicht und runden Backen, im einfachen blauen Rock, wie ihn die Anderen auch trugen, mit brauner Stutzperücke und dreieckigem Hut, in der Hand einen ſtarken Rohrſtock, und er dachte ſich, daß Seine Majeſtät recht gutmüthig und behaglich ausſehe, einem märkiſchen Pachter ähnlich. Und erſt als er den König in der Nähe ſah und den ſcharfen Blick auffing, der aus den runden grauen Augen in die Gegenüberſtehenden bohrte, wurde er auf's Neue von Bangigkeit erfaßt. Sobald der König die Antworten des Kurſachſen vernommen hatte, wandte er ſich zum Chef des Regiments: „Wie kommt der hierher?“

„Sein Vater iſt jetzt Rittergutsbeſitzer in der Lauſitz, ſtand aber vor Zeiten als Feldpropſt in preußiſchen Dienſten unter Feldmarſchall Lottum, und geleitete, die Bibel in der Hand, ſein Regiment bei der Erſtürmung von Namur durch die Breſche.“

„Der Sohn ſieht propre aus,“ ſagte der König zufrieden, „hat er denn auch Vigueur?“

„Daran fehlt es nicht, Ew. Majeſtät. Er hat gebeten die Revue durchzumachen, obwohl der Capitän ihn in das Quartier

zurückſchicken wollte, da er neu war und von einer Ohnmacht überkommen wurde."

„Das iſt gut!" fuhr der König zu dem Jüngling gewandt huldreich fort. „Ihr habt einen braven Vater. Wenn ihr euch verpflichten wollt in meinem Dienſt zu bleiben, ſo will ich euch ein gnädiger Herr ſein und euch befördern."

Da gab Auguſt, hingeriſſen durch die Huld, und ſeiner eigenen höflichen Beredſamkeit froh, zur Antwort: „Ja, Ew. Majeſtät, es ſoll, ſolang ich lebe, mein Stolz ſein, Ew. Majeſtät Zufriedenheit und Gnade zu gewinnen; ich bin ganz zu Ew. Majeſtät allerhöchſtem Befehl."

„Gut!" wiederholte der König und ſchritt weiter.

Durch dieſe wenigen Worte war der Fremdling den Preußen kameradſchaftlich empfohlen; der Major Vogt ſprach, nachdem der König ſich entfernt hatte, mit aufrichtiger Herzlichkeit zu ihm, und die Officiere ſeiner Compagnie betrachteten ihn ſeitdem außerhalb des Dienſtes zuweilen als ihresgleichen, denn obgleich er noch das Kurzgewehr eines Unterofficiers trug, hatte ihm doch die königliche Gnade bereits den Sponton des Officiers in Ausſicht geſtellt.

3.

Unter den Preußen.

Nach dem Manöver trat bei der Compagnie größere Ruhe ein, der Dienſt wurde leichter, ein Theil der Soldaten, ſichere Landeskinder, wurden mit Urlaubsſchein in ihre Heimat entlaſſen, damit ſie ſich dort ſelbſt ihr Brot verdienten; ihren Sold aber bezog nach altem Brauch der Hauptmann, der dagegen für den Beſtand an Mannſchaften und für die Montur verantwortlich war. Capitän Spieß war nicht von Adel und benahm ſich im Dienſte als ein genauer und zorniger Mann, wie nach alter Soldatenregel ein Hauptmann ſein ſoll. Auch beim Stabe galt er für einen tüchtigen Officier, nur die Muſen hatten ihm ihre Huld verſagt, und wenn bei ſchriftlichen Arbeiten die gewöhnlichen Wendungen des Compagnieſtils nicht ausreichten, wurde ſehr bald der Corporal König zur Schreiberei commandirt und der Hauptmann ſagte in ſolchem Falle herablaſſend: „Monſieur König, richtet die Redensarten ein, wie paſſend iſt.“ Indeß gereichte dieſe ſtille Beihilfe dem jungen Unterofficier keineswegs zum Vortheil, denn der Vorgeſetzte, beſorgt ihm gegenüber die Autorität zu wahren, war im Dienſt gegen ihn noch ſtrenger als gegen Andere, ſchalt und drohte zuweilen gröblich, und enthielt ſich nicht widerwärtiger Anſpielungen auf den Hochmuth der Schreiber.

War der Hauptmann bürgerlich, ſo vertrat dagegen der Premierlieutenant von Klotzing die Nobleſſe, er wußte ſich viel mit ſeinem alten Geſchlecht, konnte genau angeben, wie viel

Ahnen bei den verschiedenen geistlichen Stiftern verlangt wurden, und erzählte, da ein Bruder von ihm Page gewesen war, gern von den königlichen Jagden in Wusterhausen und von dem Besuch des Czaren Peter, welcher dem Pagen zum Scherz auf die Frisur gespuckt hatte. Doch war er in der Compagnie nicht beliebt, da er sich bei Tisch gern betrank und darauf hochmüthig und krakehlig wurde. Er hatte deshalb nicht selten Händel, die er mit einer guten Klinge ausfocht. Wie er behauptete, war er mit seinem Hofmeister auf einer Universität gewesen, jedenfalls nur kurze Zeit und nicht in der Absicht sich Gelehrsamkeit anzueignen. Da er von dem jungen Corporal alle Höflichkeiten erhielt, welche dieser aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, so gönnte auch er dem Sachsen ein nachsichtiges Wohlwollen und ließ sich zuweilen herab ihn mit seinen Jagdabenteuern zu unterhalten.

Am wenigsten glückte es dem Unterofficier mit seinem Fähnrich, der nach damaligem Brauch zu den Oberofficieren gerechnet wurde, und an Jahren jünger als August, noch in dem grünen Stolz seines höheren Ranges einherschritt.

Als besserer Kamerad bewährte sich der Secondelieutenant von Bröstcke, ein redlicher Junge mit rothen Backen, rundem Gesicht und hervorstehenden Augen, der keinerlei Launen hatte und auch keine Einfälle, durch welche Andere überrascht wurden. Nachdem die Anrede, welche er seinem Stubennachbar zu Theil werden ließ, durch einige Monate zwischen „Höret, König" und „Hören Sie, Monsieur König" geschwankt hatte, schlossen beide, sobald August die Corporalswürde erlangt hatte, Brüderschaft und wurden allmählich Freunde.

August war so klug einzusehen, daß er vor den Gewalthabern der Compagnie vermeiden müsse, sein besseres Wissen in allerlei gelehrten Dingen an den Tag zu legen, doch wurde dies für ihn eine harte Zumuthung und er mußte zuweilen Lehrgeld zahlen. Als er einst die Ehre hatte, mit den Officieren auf der Stube seines Lieutenants bei einem Glase Bier

und einer Pfeife Tabak zuſammenzuſitzen, wollte das Unglück, daß die Rede auf Rom und Julius Cäſar kam. Und da ergab ſich, daß ſowohl der Hauptmann als ſeine Oberofficiere durchaus unſicher über das Verhältniß Cäſars zum Papſt waren. Der Hauptmann erklärte ganz verſtändig: Da Julius Cäſar ein großer römiſcher General geweſen iſt, der Papſt aber unter allen Umſtänden ein Pfaffe und ebenfalls zu Rom wohnhaft, ſo iſt glaublich, daß die Beiden nicht in guter Harmonie geſtanden und Cäſar zu ſeiner Zeit ſich wenig um den Papſt gekümmert hat. Der Premierlieutenant aber behauptete mit höherem Wiſſen, jedoch unrichtig, Cäſar ſei als römiſcher Kaiſer und als Vorfahr der jetzigen kaiſerlichen Majeſtät Karl VI mit dem Papſt in Händel gerathen, und habe deswegen mit den Franzoſen, welche zum Papſt hielten, viele Kriege führen müſſen. Der Secondelieutenant und der Fähnrich endlich vertraten beſcheiden die Anſicht, daß mehrerwähnter Cäſar nur Bürgermeiſter in Rom, und der Papſt jedenfalls ſein Principal oder Vorgeſetzter geweſen ſei. Da war es für Auguſt unmöglich ein vorſichtiges Stillſchweigen beizubehalten. Er that ſich auf, obſchon in achtungsvoller Weiſe, und ſetzte auseinander, daß die alten Römer zur Zeit Cäſars noch Heiden waren und erſt mehre Jahrhunderte ſpäter Chriſten und Unterthanen des römiſchen Papſtes wurden. Im Eifer ſeiner belehrenden Darſtellung bemerkte er nicht die mißvergnügten und abfälligen Blicke ſeiner Vorgeſetzten, welche ihn, nachdem ſein Redefluß beendet war, behandelten, als ſei er gar nicht vorhanden, und von der Montirung des Potsdamer Regiments zu reden begannen, nachdem der Hauptmann noch kurz bemerkt hatte: „in jedem Falle war der Dienſt in der Compagnie damals ſchlechter als im Preußiſchen.“ Sogar Auguſt's Lieutenant vermied in den nächſten Tagen ganz mit ihm zu ſprechen, der Hauptmann aber machte ihm beim Exerciren den Dienſt ſauer und warf ihm unangenehme Redensarten wie „Sacrementer“ und „ſächſiſcher Tintenklexer“ zu. Durch einige Wochen

kämpfte der Sachse in stiller Verzweiflung gegen die hochgehenden Zorneswogen im Gemüth der Vorgesetzten, und die Stellung war noch schlecht, als sein Gönner, der Major Vogt, in die Garnison kam. Auch dieser mußte Unholdes über den gelehrten Corporal gehört haben, denn er beachtete ihn durch die drei Tage seiner Anwesenheit gar nicht, erst kurz vor der Abreise, als August mit einer Meldung zu ihm kam, begann er mit umwölkter Stirne: „Es thut mir leid, zu vernehmen, daß die Herren Oberofficiere mit eurem Benehmen nicht zufrieden sind. Hat euch der gute Anfang eures Dienstes übermüthig gemacht, so muß ich euch sagen, daß ihr die Nachsicht und das Wohlwollen eurer Vorgesetzten, die euch sehr nöthig sind, völlig verscherzt habt." Da erschrak August: „Ich bitte den Herrn Major überzeugt zu sein, daß ich es im Dienst an Eifer nicht fehlen lasse."

„Es ist nicht sowohl der Dienst," antwortete der Major, „als euer anmaßendes Benehmen außerhalb des Dienstes, wodurch ihr Anstoß gebt."

„Möge der Herr Major mir glauben," entschuldigte sich August demüthig, „daß ich niemals in meinem Verhalten den geziemenden Respect vergessen habe. Ich weiß recht gut, daß an meinem Unglück nichts schuld ist, als Julius Cäsar."

„Wie so?" frug der Major. Und als der Corporal wahrheitsgetreu berichtet hatte, lächelte der gute Herr zuerst vor sich hin, dann aber begann er strafend: „Es war nicht schicklich, daß ihr eure Schulweisheit dazu benutzt habt, um eure Herren Officiere in der Stunde, wo sie euch die Ehre kameradschaftlicher Vertraulichkeit gewährten, eines Besseren zu belehren. Ihr habt ihnen dadurch ihre freundliche Absicht übel vergolten. Doch ihr seid jung und von lebhaftem Naturell und ich will euch das Ungeschick nicht zu hoch anrechnen. Merkt euch aber für euer ganzes Leben, mein lieber Sohn, daß der Werth des Soldaten nicht vorzugsweise auf seinem Wissen beruht, sondern auf seiner Pflichttreue und auf der Stärke

ſeines Willens. Damals als euer guter Vater bei unſerem Regiment war, vermochte einer der Hauptleute außer ſeinem Namen Nichts zu ſchreiben; er war doch von uns allen hochgeſchätzt und ſeine Soldaten gingen für ihn ins Feuer. Es darf euch auch nicht ungereimt erſcheinen, wenn ihr hier und da in der Armee eine Verachtung der Schreiber und aller Gelehrſamkeit ausſprechen hört; ſolche Feindſeligkeit wird allerdings zuweilen ungerecht, dennoch iſt ſie bei dem preußiſchen Officier zu entſchuldigen, denn er merkt wohl, daß die Schreiber und Gelehrten ſich unfähig und außer Stande erwieſen haben, den Staat und das vaterländiſche Weſen vor Freund und Feind ehrenvoll zu vertreten, und daß dazu ſein Beruf beſſer geeignet iſt, weil er gelernt hat ſein Blut und Leben daran zu ſetzen, nicht nach eigener Weisheit, ſondern nach dem Willen und den Intentionen eines Oberhauptes, welches für ihn denkt."

Nach dem Beſuche des Majors trat für Auguſt bei der Compagnie wieder leidliches Wetter ein, kleine Regenſchauer, aber auch Sonnenblicke, und er durfte hoffen, daß Cäſar nicht ewig als rächender Geiſt vor der Front gegen ihn aufſteigen werde. Da wurde durch einen Zufall das Verhältniß zu ſeinem Chef völlig geändert. Der Hauptmann war nicht verheiratet, er vertraute ſeine Wäſche aber keiner Unterofficiersfrau an, ſondern ſchickte ſie durch ſeinen Burſchen in ein kleines Haus an der Stadtmauer zu einer armen Witwe, welche mit einem jungen Mädchen erſt vor etlichen Jahren aus benachbarter Garniſon zugezogen war. Da der Hauptmann ſelbſt häufig in der Dunkelheit das Haus beſuchte, ſo hatte die Compagnie über dieſe Bekanntſchaft ihre ſehr beſtimmten Anſichten, die aber in ſeiner Gegenwart nicht laut wurden, weil ſein ernſthaftes und zurückhaltendes Weſen auch die Officiere nicht zur Vertraulichkeit ermuthigte. Doch erzählten die Jüngeren untereinander, daß er ſich des Mädchens wegen ſchon einmal nach dem Mittageſſen auf ſeiner Stube mit dem Premierlieutenant geſchlagen habe, jedenfalls war dieſer mehre Wochen mit ver-

bundenem Arm gegangen, hatte aber jede Auskunft über das Duell verweigert. Als nun Auguſt eines Abends im Dienſt auf der Straße ging, hörte er rohe Scheltworte und ſah einen Betrunkenen, welcher ein flüchtiges Mädchen verfolgte und ſie zuletzt anpackte. Er ſprang herzu, ſchleuderte den Mann zurück und ſtellte ſich zwiſchen ihn und die Verfolgte, die vor Schrecken über den Angriff einer Ohnmacht nahe war und ſich an einem Thürpfoſten feſthielt. Der Angreifer, ein übel beleumdetes Subject, das früher Soldat geweſen und eines Schadens wegen aus dem Dienſte entlaſſen war, drang wüthend auf den Helfer ein, der Corporal aber ſchlug ihn mit dem Eiſen ſeines Kurzgewehrs über die Schulter, daß der Mann mit lautem Schrei zurücktaumelte und blutend zuſammenbrach. Ohne ſich weiter um den Liegenden zu kümmern, wandte ſich Auguſt zu dem Mädchen, richtete ſie auf und erſuchte ſie höflich ſeine Begleitung bis an ihre Wohnung anzunehmen. Dabei entdeckte er, daß es ein recht hübſches Mädchen war in einfacher bürgerlicher Kleidung mit einem runden Geſicht, aus welchem ihn zwei blaue Augen verſtört anſahen. Sie aber entzog ihm den Arm und verſetzte immer noch zitternd: „Ich danke dem Herrn Corporal von Herzen, aber ich darf mit keinem Soldaten gehen; ich bitte den Herrn mich allein zu laſſen, unſere Wohnung iſt in der Nähe.“ Sie ſah ihn noch einmal an, als ob ſie wegen ihrer Weigerung um Verzeihung bitte, und eilte längs den Häuſern dahin. Der Jüngling folgte ihr aus Theilnahme in einiger Entfernung, obgleich er hinter ſich den Lärm der zuſammenlaufenden Menſchen hörte, war aber höchlich erſtaunt, als er plötzlich einen Stoß vor die Bruſt bekam und ſeinen Hauptmann erkannte, der von der Seite herbeigeeilt war, wüthend den Degen zog und gegen ihn einhieb. Auguſt parirte den Schlag mit ſeiner Waffe und rief zurückſpringend: „Ich melde dem Herrn Capitän, daß ich ſoeben einen Betrunkenen auf der Straße niedergeſchlagen habe, weil er ein Mädchen inſultirte.“ Der Capitän ließ den Degen ſinken und trat ge-

folgt von Auguſt in den Haufen, welcher den Liegenden umſtand. Dort erkannte er, daß der Mann ſchwer verwundet ſei, und gebot dem Corporal kurz, einen Feldſcher zu holen und alsdann in ſein Quartier zu kommen, worauf er ſich in derſelben Richtung entfernte, welche das flüchtige Mädchen genommen hatte.

Auguſt, der jetzt den Zuſammenhang ahnte, wartete längere Zeit in der Wohnung des Capitäns. Dieſer bot, als er endlich kam, dem Corporal in großer Bewegung die Hand mit den Worten: „Ich bitte euch wegen meiner Heftigkeit um Verzeihung, Monſieur König, ihr habt euch benommen, wie einem Manne geziemt, der des Königs Rock trägt, ich aber habe mich in der Hitze gegen euch vergeſſen. Dafür will ich euch die Satisfaction geben, indem ich euch im Vertrauen auf eure Ehre und Verſchwiegenheit mittheile, daß es meine Tochter war, der ihr heut einen großen Dienſt erwieſen habt. Sie ſelbſt hat mich gebeten euch den Dank auszurichten, der ihr in ihrer Angſt nicht zu Gebote ſtand.“

„Ich habe nur geringen Anſpruch auf den Dank meines Herrn Capitäns und der Demoiſelle,“ verſetzte Auguſt, „da ich ganz zufällig zu dem Rencontre kam und nicht wußte, wem ich beiſtand. Ich bitte nur ſich meiner anzunehmen, damit ich nicht wegen der Verwundung des Civiliſten, welchem das Schlüſſelbein zerſchlagen iſt, in Ungelegenheiten gerathe.“

„Ihr?“ antwortete der Hauptmann mit finſterem Lächeln. „Ihr habt Lob zu erwarten, da ihr euch zur Stelle defendirt habt, der Kerl aber Ketten und Zuchthaus, weil er ſich unterfangen die Montur Sr. Majeſtät anzugreifen. Erzählt mir den Verlauf, damit ich den Bericht mache; ihr könnt ihn ſelbſt zur Stelle niederſchreiben.“

Als dies vollbracht war und Auguſt der Entlaſſung harrend ſich zuſammenrückte, holte der Hauptmann eine Flaſche Wein aus dem Schrank, goß zwei Gläſer voll und wies auf den Tabak und die Pfeifen.

„Setzt euch her zu mir, Monsieur König, ich habe noch etwas von euch zu fordern.“ Und als August stramm dasaß, vom Glase genippt hatte und mit stiller Genugthuung die blauen Wölkchen aus der Thonpfeife blies, begann der Hauptmann: „Ich will euch meinen Dank dadurch bezeugen, daß ich euch erzähle, was eurer Jugend zu einer Lehre gereichen kann. Als armer Fähnrich war ich einem Bürgermädchen, der Tochter einer Witwe, zugethan, und ich handelte in meiner Leidenschaft nicht ehrlich an ihr. Sie starb in Kummer und hinterließ ein Mädchen Mir ist es mein Leben lang sauer geworden, und ich war ein harter Mann, der sich das Unglück Anderer nicht sehr zu Herzen nahm. Da sah ich einmal meine kleine Tochter, das Kind drückte sich in seiner Unschuld an meinen Hals, und mir fiel ein, daß ich doch Jemanden auf der Welt hatte, der an mir hing. Darum begann ich mich der Tochter anzunehmen, brachte sie zu einer ordentlichen Frau, und was ich von meinem Traktament ersparen konnte, wandte ich auf ihre Erziehung. Sie wuchs heran als ein braves Kind, welches in seinem guten Herzen den Vater lieb hat. Die Stunden, in welchen ich bei ihr sitze und ihre zutraulichen Reden höre, sind das Glück meines Lebens. Aber sie sind auch mein Kummer und ein unabläßiger Vorwurf. Denn sie ist unschuldig und gutartig und wäre eines besseren Schicksals werth. Aber nach den Vorurtheilen der Welt ist sie ausgeschlossen von jeder Hoffnung auf eine Heirat mit einem braven Manne, und von jeder Aussicht auf eine andere anständige Versorgung. Und wenn sie mir freundlich zulacht und in ihrer kindlichen Weise erzählt, wie gut es anderen Mädchen aus ihrer Nachbarschaft mit Ehe und Hausstand geräth, da will sich in mir vor Mitleid das Herz umwenden, daß bei ihr davon nicht die Rede sein kann.“ Er legte die Pfeife weg und sah finster vor sich hin.

„Vielleicht gibt es dagegen eine Hilfe,“ rieth August mitfühlend. „Ich habe einmal gehört, daß man auch an Kindesstatt annehmen kann.“

Der Hauptmann ſah beifällig auf ihn: „Dies iſt die einzige Hoffnung, an die ich mich noch halte. Da ich aber ohne Connexion bin und befürchten muß, daß mir ein ſolches Unternehmen bei den Vorgeſetzten im Avancement hinderlich ſein wird, ſo muß ich's auf die Zeit ſchieben, wo ich entweder als Major in den Stab verſetzt oder penſionirt bin. Habe ich in der Carrière meinen Wunſch erreicht, oder habe ich keinen Gegner mehr zu fürchten, ſo nehme ich die Tochter zu mir." Auguſt, ſtolz auf ſo großes Vertrauen, rauchte fort und war ganz einverſtanden. „Dies habe ich euch mitgetheilt, Corporal König, weil ich jetzt euer Ehrenwort verlange, daß ihr die Bekanntſchaft, welche ihr heut mit meiner Tochter Friederike auf der Straße gemacht habt, in keiner Weiſe fortſetzt, ſolange ſie in ihrem dunklen Zuſtande leben muß; daß ihr ſie alſo nie in ihrer Behauſung aufſucht, und wenn ihr zufällig mit ihr zuſammentrefft, ſie ganz wie eine Fremde behandelt. Ich will nicht, daß mein Kind irgendwelche Bekanntſchaft mit Soldaten und Officieren hat, denn ich weiß, daß für ſie daraus nichts Gutes kommen kann. Und dies iſt das Einzige, was ich dem armen Mädchen ſtreng verboten habe. Wollt ihr mir als honneter Soldat euer Wort darauf geben, ſo werde ich euch, ſolange ihr dies haltet, mit aufrichtigem Danke verpflichtet ſein, und wenn ihr es im Uebermuthe brechen ſolltet, euch an eurem Leib und Leben die Rache eines gekränkten Vaters fühlbar machen." Er ſtand auf, auch Auguſt ſchnellte in die Höhe.

„Mein Herr Capitän hätte nicht Urſache gehabt mein Verſprechen ſo ſtark zu provociren; ich bin bereit mein Wort zu geben."

Der Hauptmann hielt einen Augenblick die Hand des Jünglings feſt und entließ ihn mit Wiederholung ſeines freundlichen Dankes.

Auguſt ging zufrieden in ſein Quartier zurück und gelobte ſich ſelbſt, daß er das neue Wohlwollen des Vorgeſetzten durch Schweigſamkeit und großen Dienſteifer verdienen wolle.

Dennoch erwies ſich die Vorſicht des Hauptmanns in dieſem Falle als ungeſchickt; denn es war natürlich, daß Auguſt von jetzt ab zuweilen an ſein Verſprechen dachte, und mit einer gewiſſen Neugierde nach der Demoiſelle ausſah. Wenn er ihr einmal begegnete, was nicht ſelten geſchah, ſo grüßte er höflich — das hatte der Alte doch nicht verbieten wollen — und empfing ihren ſchüchternen Gegengruß mit der frohen Empfindung, daß zwiſchen ihr und ihm ein geheimes Einverſtändniß ſei, von dem die Welt nichts wiſſen dürfe. Auch ſah er immer mehr ein, daß genügender Grund vorhanden war, die Jungfer vor der Unternehmungsluſt kriegeriſcher Jugend zu bewahren. Denn ſie hatte durchaus nichts von dem bärbeißigen Weſen des Hauptmanns. Er erkannte bei jeder Begegnung deutlicher ein roſiges Geſicht mit ſchönen blauen Augen, denen, wie er meinte, die Fröhlichkeit ſehr gut ſtehen müßte. Sie war einfach, aber ſauber gekleidet, hatte einen zierlichen Gang und, wie er ganz genau ſah, auch eine natürliche Anmuth, wenn ſie ihm das Köpfchen zuneigte; kurz, ſie war ihrem Vater durchaus nicht ähnlich.

Auguſt konnte nichts dafür, daß er an ein Mädchen, welches ihm fremd war, das er nicht anreden und nicht kennen ſollte, gerade da erinnert wurde, wo er als guter Sohn der Ermahnung ſeines eigenen Vaters nachkam. Dieſer hatte ihn nämlich dringend aufgefordert ſeine Freiſtunden zu weiterer Erlernung des Franzöſiſchen zu verwenden, wenn ſich in der kleinen Garniſon eine Gelegenheit biete. Nun fand ſich unter den alten Unterofficieren der Compagnie ein Franzoſe, der einſt als flüchtiger Hugenot mit ſeinen Eltern ins Preußiſche gekommen war. Bei dieſem nahm Auguſt gegen billige Vergütigung Stunde. In der Converſation erfuhr er mit Verwunderung, daß Monſieur Roncourt auch Lehrer der Demoiſelle Friederike war, und daß ſein Hauptmann, der ſelbſt aus Büchern ſo wenig gelernt hatte, für den Unterricht des Kindes alles Mögliche that. Der alte Franzoſe ſprach gern von ſeiner Schülerin, er rühmte ihren Verſtand und die Fortſchritte, und beobachtete

mit ritterlicher Theilnahme ihr Verhältniß zum Vater. Es kam auch heraus, daß dieser zuweilen bei den Lectionen gegenwärtig war und in hoher Zufriedenheit seine Pfeife rauchte, während die Tochter sich mit dem Lehrer in der unverständlichen Sprache unterhielt. Es wäre auffällig gewesen, wenn August seinem Lehrer verboten hätte, in der Stunde von Demoiselle zu erzählen. Und es ist wohl möglich, daß Monsieur Roncourt in seiner gesprächigen Weise auch dem Mädchen zuweilen etwas über den jungen Corporal mittheilte, der sich ebenfalls dem Lehrer werth zu machen wußte.

In dieser ganzen Zeit bestand zwischen den Eltern und den beiden Söhnen ein lebhafter Verkehr, welchen das für alle Welt erfreuliche Posthorn vermittelte. Es klang nur einmal in der Woche durch die Straßen, aber gerade weil es nicht häufig kam, dachte Jedermann, daß es ihm etwas Gutes bringen müsse, und wer in der Fremde saß, der wurde durch die weichen Töne an alle Lieben daheim erinnert. Am regelmäßigsten war in der Familie der Verkehr zwischen Fritz und dem Vater. Der Sohn schrieb von der Universität ausführlich über seine Collegien und über die Gedanken, welche ihm angeregt wurden, der Vater aber fand eine hohe Freude darin, mit seinem Fritz gelehrte Fragen zu erörtern, und eine noch größere, wenn er in den Briefen des Jünglings einen festen, die Wahrheit suchenden Sinn erkannte. Durch den Briefwechsel wurden Vater und Sohn in ganz neuer Weise Herzensfreunde, und der Sohn gewann in dem rückhaltlosen Aussprechen über Alles, was ihm das Herz bewegte und seinen Geist beschäftigte, vielleicht mehr Weltweisheit, als durch die Vorträge der Professoren.

Als Friedrich einmal im Postscript beiläufig gefragt hatte, ob Nachrichten von Thorn angekommen seien, — er wollte nicht geradezu nach Dorchen fragen, — da erhielt er zu seiner Verwunderung mit der Antwort des Vaters die Abschrift eines Briefes, welchen der erste Bürgermeister von Thorn, Herr

Roesner, dem Vater gesandt. Darnach hatte Dorchen den Brief des Vaters abgegeben, sie hatte den Städtern sehr gefallen, war mit den Frauen zum Gottesdienst gegangen und für längeren Besuch eingeladen worden. Wegen des Gusekschen Schreibens von 1531 aber schrieb der Consul, daß er mit mehr Auskunft dienen könne, als vielleicht erwartet werde; sein College Zernecke, der zweite Bürgermeister, sei selbst als Historikus eine Autorität und dieser wußte, daß in jenen alten Zeiten eine Familie König zu den Mitgliedern des Artushofes, also zu der angesehenen Bürgerschaft gehört hatte. Auch das Eckhaus war ermittelt worden, es war alt und baufällig und gerade in den Besitz eines Bürgers übergegangen, der sich rüstete dasselbe umzubauen. Da hatten die Herren Bürgermeister aus dem alten Briefe Veranlassung genommen, dem wohlgesinnten Besitzer das Geheimniß der Stube mitzutheilen; es hatte sich sogleich ergeben, was bis dahin noch Niemand beobachtet, daß durch leichtes Fachwerk ein Theil des ursprünglichen Zimmers abgeschlossen war. Der Besitzer hatte in Gegenwart der Bürgermeister die Zwischenwand einschlagen lassen und dahinter einen großen Wandschrank gefunden. „Ich selbst habe, da der Hauswirth die Berührung scheute, den Schrank geöffnet," schrieb Herr Consul Roesner, „aber nichts darin gefunden als eine verrostete Rüstung und ein modriges Gewand, welches einem Armensünderkittel ähnlich sah; ich verberge Ew. Ehrwürden nicht, daß mich einen Augenblick das Grauen überkam, als ich große dunkle Flecke darauf erkannte. Was man dort verbergen wollte, war offenbar etwas Ungünstiges aus einer Zeit städtischen Unfriedens."

Mit einer scherzhaften und verbindlichen Wendung bat darauf der Bürgermeister um Fortsetzung der angeknüpften Verbindung und deutete an, daß es ihm wünschenswerth wäre, von der neuen Leipziger Büchermesse gewisse Neuigkeiten gegen Wiedererstattung der Auslagen früher zu erhalten, als bei der langsamen Spedition durch die Buchhandlung möglich würde.

Da der Vater ermahnte, die Aufträge des Herrn Conſuls ſorgfältig auszuführen, und Fritz in Leipzig gute Gelegenheit fand, das Bücherpacket nach Thorn zu ſpediren, ſo machte es ſich, daß er ſelbſt mit den beiden Bürgermeiſtern, zumal mit dem gelehrten Herrn Zernecke in höflichen Briefverkehr trat, und dieſe Verbindung wurde ihm eine größere Freude, als er ſelbſt dem Vater bekannt hätte, denn er konnte dadurch vielleicht dem Dorchen die wohlwollende Theilnahme der wichtigen Stadtherren vermehren.

Nicht ganz ſo erfreulich waren die Nachrichten über Dorchen, welche die Poſt dem jüngern Sohn brachte. In einem Briefe der Mutter las er, daß die Jugendgeſpielin, welche lange mit ihrer kranken Verwandten zu Dresden gelebt hatte, jetzt in einem großen Schloſſe an der Weichſel wohne, welches mit fürſtlicher Pracht eingerichtet ſei. Dort ſpeiſte ſie, wie Frau von Borsdorf in mütterlichem Stolz mitgetheilt hatte, jeden Tag von Silber und hatte drei Domeſtiken zu ihrer eigenen Bedienung, nur klagte ſie etwas über die Einſamkeit. Und als ſeine Mutter mit dem Poſtſcript ſchloß: „wenn das liebe Kind nur nicht in Hochmuth verfällt", da wurde Auguſt wild und zornig über dieſen Luxus mit Silber und über das ganze vornehme Weſen, und nachdem er lange mit dem unſchuldigen Dorchen gegrollt hatte, kam er zu der unzufriedenen Betrachtung, wie verſchieden doch das Schickſal ſeine Gaben austheile. Dorchen war die Tochter eines penſionirten Majors, ohne Vermögen, und lebte in ſo glänzendem Zuſtande, und Riekchen war das Kind eines Hauptmanns, der auch jeder Zeit Major werden konnte, und wohnte gering geachtet in einer Hintergaſſe. Zuletzt unternahm er ſogar, die beiden Mädchen mit einander zu vergleichen; auch Riekchen war hübſch, obgleich in anderer Weiſe; ſie hatte ein Stutznäschen, größere Fülle, ihre Augen waren vielleicht noch einnehmender. Und unzweifelhaft hatte auch ſie gute Manieren.

Guſtchen verhärtete ſich ſo in ſeinem Zorne gegen die

Vorurtheile der Welt und gegen die Launen des Geſchickes, daß er den trotzigen Entſchluß faßte, die Ungerechtigkeit auszugleichen, ſo weit er dies als junger Corporal und Unbekannter vermochte. Dazu bot ſich eine Gelegenheit. Durch den Franzoſen wußte er, daß Friederike über den Tod eines Stieglitzes geweint hatte, der in thörichter Sicherheit aus ſeinem Bauer geflogen und von einer Nachbarkatze erfaßt war. Darum gedachte er die Arme für die fehlenden Silberteller gewiſſermaßen dadurch zu entſchädigen, daß er ihr einen neuen Stieglitz ins Haus prakticirte. Dies mußte natürlich ſo geſchehen, daß der Vater nicht an einen unbekannten Geber denken konnte, weil er ſonſt dem Vogel unfehlbar den Hals umgedreht hätte. Es durfte alſo keiner von den Garniſonvögeln ſein, welche durch die Soldaten gehalten und zu kunſtvollem Geſange abgerichtet wurden, um das Leben der Freudearmen zu verſchönern. Doch glückte es, in dem nächſten Dorf einen Stieglitz zu entdecken, der in ſeiner Art ein wirklicher Künſtler war; er kaufte das Thierchen als gerade ſein Lieutenant Dienſt hatte, und trug es des Abends in ſeiner Hand zu dem Hauſe, in welchem Friederike mit ihrer alten Erzieherin wohnte. Als er durch das ausgeſchnittene Herz des Fenſterladens Licht im Zimmer ſah, ſteckte er den Vogel vorſichtig in das Loch mit der Hoffnung, daß der Kleine zwiſchen Laden und Scheiben herabflattern und durch ſeinen Flügelſchlag ein Oeffnen des Fenſters veranlaſſen werde. Dies geſchah. Der Corporal hörte das Flattern, merkte, daß Jemand das Fenſter aufthat, und entwich geräuſchlos. Bei der nächſten Lection vernahm er mit gut erheuchelter Gemüthsruhe, daß der Demoiſelle in merkwürdiger Weiſe ein neuer Stieglitz zugeflogen war, und daß der Ankömmling mit großer Freude in dem Bauer bewahrt wurde, da kein Eigenthümer zu ermitteln ſei. „Vielleicht haben ihn die Eulen aufgeſcheucht," ſagte Auguſt gleichgiltig.

„C'est vrai," rief der Franzoſe, erfreut über die Idee, „doch iſt der Vogel abgerichtet."

Aber dies gemüthliche Verhältniß, in welches ſich der junge Corporal zu einem jungen Mädchen geſetzt hatte, tönte in ſeiner Seele nur wie leiſer Geſang in den Pauſen zwiſchen dem Trommelwirbel des Dienſtes. Als der Herbſt herankam, erhielt die Compagnie ihre Rekruten, zwei Drittel Landeskinder aus der Umgegend, ein Drittel Angeworbene, welche gleich Gefangenen herangeführt wurden. Da begann auch für Auguſt neue angeſtrengte Thätigkeit, denn er hatte jetzt ſelbſt bei dem Drillen zu helfen und fand es ſchwerer als je, ſeinem Hauptmann Genüge zu thun.

Zu rechter Zeit kam vor dem Weihnachtsfeſt die Kiſte vom Vaterhauſe. Da der Hauptmann den Abend bei der Demoiſelle zubrachte und die beiden anderen Officiere über Land geladen waren, ſo bat Auguſt den Secondelieutenant um die Ehre ſeiner Geſellſchaft und überreichte ihm bei der Einladung einen hübſchen türkiſchen Pfeifenkopf, den er durch ein artiges Compliment annehmbar zu machen ſuchte, indem er ſagte: „Mein Herr Bruder hat mir, da ich jung und unerfahren hierher kam, ſo viel Güte und Freundlichkeit erwieſen, daß ich, ſolange ich lebe, demſelben mich verpflichtet fühlen werde, und ich bitte daher dieſe Kleinigkeit als ein Zeichen meiner Werthſchätzung anzunehmen, dabei aber nicht die Geringfügigkeit der Gabe, ſondern die gute Geſinnung zu beachten, in welcher ich dieſelbe zu offeriren wage.“ Der Lieutenant empfing die geſtopfte Pfeife und antwortete: „Du biſt, hol' mich der Teufel, immer der höfliche Sachſe.“ Dabei zündete er ſie zur Stelle an und ſetzte ſich zum Genuß zurecht, aber er fuhr ſich gleich darauf über die Augen. „Bruder, mir hat noch niemals Jemand etwas zu Weihnachten geſchenkt, und ich habe auch nichts für dich.“ — Auguſt ſchüttelte ihm die Hand. „Wenn du die Compagnie haben wirſt, dann kommſt du an die Reihe mir zu geben, unterdeß verſuchen wir heut, was in der Kiſte Gutes gekommen iſt.“

Dieſe Anweiſung auf künftigen Reichthum erheiterte den

Lieutenant, und ſie trugen gemeinſam ihre Schätze auf dem Tiſch zuſammen.

Doch auch die Garniſon wollte dem jungen Corporal ihre Artigkeit erweiſen, denn als er am nächſten Morgen beim Hauptmann eintrat, begann dieſer, nachdem er die Meldung angenommen: „Ihr habt in dieſem Jahre einer Perſon, die mir lieber iſt als mein Leben, einen Dienſt erwieſen, und ihr habt das Verſprechen, das ihr mir damals gegeben, als ein honneter Soldat gehalten. Ich bin nicht gewöhnt eine Gutthat zu empfangen, ohne dafür erkenntlich zu ſein. Wäre ich ein Mann von Vermögen, ſo würde ich euch ein beſſeres Präſent bieten, jetzt erſuche ich euch, meine Jagdflinte anzunehmen, da ich höre, daß ihr gern auf die Jagd geht.“ Er überreichte ihm das Gewehr; es war ein neuer geſtickter Tragriemen daran, und der Jüngling wußte wohl, woher dieſer kam. In der ganzen Zeit war er von dem Capitän kurz und gebieteriſch behandelt worden, wie jeder Andere; und wenn er in ſeiner Schlauheit trotzdem gemerkt hatte, daß er in Gunſt ſtand, weil widerwärtige Commandos von ihm fern blieben, ſo überraſchte ihn doch dieſe Freundlichkeit des harten Vorgeſetzten ſo ſehr, daß ſein Dank kürzer herauskam, als ſchicklich war, denn er fand nur die Worte, welche gar nicht zur Sache gehörten: „Es iſt mir wohl bewußt, daß ich es nur dem Herrn Capitän zu verdanken habe, wenn ich einmal ein brauchbarer Officier werde.“

„Thut eure Pflicht gegen den König, wie ich ſie im Dienſt gegen euch thue,“ antwortete der Hauptmann, und entließ ihn mit einem Kopfnicken.

Und wieder kam das Frühjahr, welches an der märkiſchen Landſchaft rings um die Garniſon nur wenig zu verändern im Stande war, der Kieferwald färbte ſein dunkles Gewand ein wenig heller, die Sandflächen zwiſchen Feld und Wald wurden ein wenig gelber und auf dem Acker ſproß zögernd und ſpärlich die junge Saat. Die Compagnie aber bewegte

ſich wieder pünktlich, gleich einem Uhrwerk, zu den Vorübungen im Stabsquartier und von da nach Berlin zur Revue. Diesmal marſchirte Auguſt feſt wie ein alter Soldat über den Rixdorfer Damm nach dem Manöverfelde, und erwartete mit Selbſtvertrauen die letzte Prüfung der Unterofficiere im Luſtgarten. Er freute ſich wie ein geborener Preuße, als des Königs Majeſtät, der kleine ſtarke Herr, wieder aus der gelben Pforte gewichtig heranſchritt. Sobald der König längs der Reihe bis zu Auguſt gekommen war und ſeine Fragen gethan hatte, ſah er ihn ſcharf an und der kecke Unterofficier Auguſt ebenſo den König, weil er wußte, daß Seine Majeſtät dies gern hatte. „Das iſt der Sachſe," ſagte der Herr wohlgefällig, „ſeid ihr dies Jahr bei der Revue ſchwindlig geworden?"

„Nein, Ew. Majeſtät," antwortete Auguſt, „es ging ganz gut."

„Wie war ſeine Aufführung?" frug der Herr den Markgrafen. „Hat er gut profitirt?"

„Er hat das beſte Lob," verſetzte der Oberſt.

„Das iſt mir lieb," ſagte der König. „Ihr könnt eurem Vater ſchreiben: ich freue mich, daß der Sohn eines ſo braven Mannes wohl geräth, und es ſoll den Vater nicht gereuen, daß er euch in meine Armee gethan hat. Fahrt ſo fort, damit ihr im Dienſt immer feſter werdet."

Dies war in den Augen ſämmtlicher Anweſenden eine ſo hohe Gnade, daß Auguſt gleich darauf von ſeinem Chef, von dem guten Major Vogt und ſeinen Officieren Glückwünſche erhielt, und kaum in ſeinem Quartier angelangt, ſich hinſetzte, um dem Vater den ganzen Vorgang zu berichten. Den Tag darauf erhielt er die Nachricht, daß ihn der König zum Gefreiten-Corporal ernannt habe, der den Dienſt bei der Fahne hatte und der Nächſte zum Oberofficier war. Und ſeine Freude kannte keine Grenzen als ſein Hauptmann ſich freiwillig erbot, ihm nach der Rückkehr in die Garniſon einen mehrmonatlichen Urlaub zu geben.

Wie der Freicorporal vor seiner Abreise aus der Garnison beim Hauptmann eintrat, um den Urlaubschein zu holen, blieb er betroffen an der Thür stehen. Vor dem Vater kniete in Thränen aufgelöst Friederike und er saß über sie gebeugt in so tiefem Gram, daß er den Eintretenden gar nicht beachtete. Das Mädchen fuhr auf, sah den Jüngling schmerzvoll an und verschwand in dem Nebenzimmer, der Vater aber erhob sich, mühsam nach Fassung ringend: „Erfahret, Monsieur König, daß ich von der Compagnie und von dieser Garnison auf längere Zeit scheide. Ich bin zum Werbeofficier für das Regiment bestimmt und soll nach Ostfriesland abgehen. Mancher hält solches Commando für eine Gunst, und auch vom Stabe wird gratulirt, weil mir dadurch Gelegenheit geboten sei den Major zu verdienen; ich aber hatte bis daher geglaubt, daß redlicher Dienst im Regiment mich solcher Ehre würdig machen könne, denn ich weiß, daß ich zum Marchandiren und Beschwindeln nicht passe, und mir ist, als wäre ich zu einer Kugel verurtheilt."

August dachte wohl, daß sein geradliniger Hauptmann guten Grund hatte, das Amt eines Werbeofficiers zu scheuen. Nur übermüthigen Gesellen, die nicht durch große Gewissenhaftigkeit belästigt wurden, war dies Commando willkommen, es bot Gelegenheit zu flottem Leben in der Fremde und zu allerlei Nebenverdienst, auch Abenteuer fehlten nicht, die zuweilen gefahrvoll wurden. Und in tiefem Mitgefühl frug der Jüngling, alle Vorsicht vergessend: „Wie aber wird es mit der Demoiselle Tochter werden?" Da ballte sich die Hand des Hauptmanns auf dem Tisch und er sagte in grimmiger Rathlosigkeit: „Das weiß Gott allein."

4.

Alles verwandelt.

Auguſt wanderte zu Fuß der Heimat zu. Er hatte die Garniſon in heller Freude verlaſſen, eine Strecke begleitet von dem Secondelieutenant. Als dieſer beim Abſchiede traurig ſagte: „Du biſt glücklich, Bruder, daß du Eltern haſt, die ſich auf dich freuen. Eine Waiſe wie ich hat keine andere Heimat als bei der Fahne.“ Da empfand Auguſt mitleidig, wie groß das Unglück des Kameraden war, aber ihm ſelbſt ſchwand nach dieſen Worten plötzlich die frohe Zuverſicht. Auch als er weiter zog über die braune Haide, in dürftigem Nadelwald und durch armſelige Dörfer, blieb ihm eine Bangigkeit, über die er ſich ſelbſt wunderte. Oft hatte ihn der harte Dienſt und das knappe Leben bedrückt, jetzt, wo er ſich in größerem Wohlſtand bei ſeinen Angehörigen zwanglos tummeln wollte, kam ihm vor, als trenne er ſich von Glück und Hoffnung. Sein ehrlicher Hauptmann wollte ihm nicht aus dem Sinn, auch an die arme Friederike mußte er denken, wie ſie die Trennung vom Vater ertragen werde, und vergebens mühte er ſich die Gedanken nach vorwärts zu richten und die Freuden des Wiederſehens auszumalen. Als er an einem ſonnigen Sommerabend das erſte ſächſiſche Dorf erreichte, ſchallte ihm aus dem Wirthshaus Tanzmuſik entgegen. Selbſt dieſer luſtige Gruß, den das Vaterland bot, nahm ihm die Beklemmung nicht von der Bruſt; er frug haſtig die Wirthin, ob kein Wagen vom Gute der Eltern ihn erwarte. Es war keiner

da, und doch wußten sie zu Hause den Tag seiner Ankunft. Die Wirthin sah ihn so seltsam an, als er seinen Namen nannte: „Es ist dort großes Feuer gewesen," sagte sie, „der Gutshof ist abgebrannt."

Das also war es, was er ahnend voraus empfunden, und ihm kam vor, als sei dies das Aergste noch nicht, was er erfahren solle. Nach kurzer Rast brach er auf und ging im Mondenlicht weiter. Er kam in die Gutsflur, er sah die Brandstätte, aus welcher noch weiße Rauchwolken aufstiegen, vor sich. Das alte Wohnhaus wenigstens war erhalten, denn dort bewegten sich Lichter, aber Niemand empfing ihn; er schritt durch die leere Wohnstube, riß die nächste Thür auf und sah seine Mutter und den Bruder regungslos an einem Bett sitzen und darauf seinen Vater ausgestreckt, regungslos und tot. Da warf er sich am Lager nieder und merkte in seinem heißen Schmerze nicht, daß die Mutter und der Bruder neben ihm niederknieten und ihn mit ihren Armen umschlangen.

Das Feuer war bei Nacht in den Wirthschaftsgebäuden ausgebrochen, der Hofherr hatte sich übermäßig angestrengt das Vieh zu retten, den Tag darauf war er, vom Herzschlage getroffen, dahin gesunken.

Nach den Tagen dumpfen Schmerzes saßen drei Unglückliche zusammen und frugen, wie sie das Leben fortan ertragen sollten. Der Tod eines guten und kräftigen Mannes, sowie der Verlust, welcher vorausgegangen war, hatten der Familie fast Alles unsicher gemacht; der Wohlstand war in geldarmer Zeit tief erschüttert, die Gebäude wieder aufzubauen, den Verlust an Vieh und Geräth zu ersetzen, die Wirthschaft fortzuführen erwies sich als schwer, und obgleich die gute Großmutter in der Stadt bereit war nach Kräften auszuhelfen, so wurde doch der Beistand eines zuverlässigen Rathgebers unentbehrlich. Auch für die Söhne mußte ein Vormund bestellt, und sein Rath über die Zukunft der Jünglinge eingeholt werden. Nächster Verwandter der Mutter war Herr von Mickau,

der in der Nähe ein Rittergut beſaß und für einen erfahrenen Geſchäftsmann gehalten wurde. Der Mutter galt ſeine Wahl als ſelbſtverſtändlich; zwar erhob Fritz beſcheiden den Einwand, daß der Vater von der geſchäftlichen Umſicht des Herrn Vetters nicht immer eine gute Meinung gehabt habe, aber der Mutter blieb der Gedanke unerträglich, einem Anderen Einblick und Verfügung in ihren Angelegenheiten zu geſtatten.

Herr von Mickau, ein kleiner gewandter Mann von höflichem und aufgewecktem Weſen, hatte früher ſorglos gelebt und dem Hofe als Kammerjunker ſeine Dienſte gewidmet, ſich aber zu rechter Zeit, bevor ſein väterliches Erbe verthan war, auf das Gut zurückgezogen; er hatte am Hofe noch immer gute Verbindungen, und war Vertreter des benachbarten Landadels bei Staatsactionen und feierlichen Anreden. Der Herr erklärte ſich bereit die Vormundſchaft zu übernehmen und gab verſtändigen Rath in ſo einnehmender Weiſe, daß auch Fritz nichts dagegen einzuwenden wußte. Es wurde beſchloſſen, daß der ältere Sohn nach Leipzig zurückkehren ſolle, ſeine Studien zu beenden, der jüngere aber während des Urlaubs als Beiſtand der Mutter zurückbleiben. Beim Abſchiede ſagte Fritz dem Bruder: „Wir ſind im Wohlſtande aufgewachſen und vielleicht in Manchem verwöhnt. Mir ahnt, daß wir beide einmal in die Lage kommen werden, auf das angewieſen zu ſein, was wir ſelbſt verdienen. Laß uns immer daran denken.“

Für Madame König war in ihrer Trauer der einzige Troſt, daß ſie ſich auf ihren Liebling ſtützen konnte, und daß dieſer im Hofe und unter den Bauleuten mit einer Umſicht und Sicherheit gebot, welche weit über ſeine Jahre gingen. Als aber der Urlaub dem Ende nahte, beſtand die Mutter leidenſchaftlich darauf, daß Auguſt ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Dienſt fordere, weil er ihr unentbehrlich ſei. Der Sohn widerſprach ehrerbietig, doch auch der Vormund ſtellte ſich auf Seite der Mutter und rieth: „Dem ſchriftlichen Geſuch an die Compagnie muß der Form wegen ein ärztliches Zeugniß

beigelegt werden, welches den Geſundheitszuſtand meines Herrn Neffen als ungenügend darſtellt, denn auf die Aenderung der Familienverhältniſſe würde bei einem Ausländer keine Rückſicht genommen werden." Das Zeugniß eines gefälligen Arztes wurde leicht beſchafft und ging mit dem Abſchiedsgeſuch an den neuen Hauptmann der Compagnie. Gleich nach dem Tode des Vaters hatte Auguſt dem Major Vogt geſchrieben, aber er hatte auf dieſen Brief keine Antwort erhalten und ſpäter zufällig erfahren, daß der Major gar nicht beim Regiment ſtehe, ſondern weit hinaus an die holländiſche Grenze commandirt ſei.

Auf die Eingabe erfolgte in kürzeſter Zeit eine höfliche Antwort des frühern Premierlieutenants von Klotzing, welcher jetzt die Compagnie als Hauptmann führte, daß die Aushändigung des Entlaſſungsſcheins nur erfolgen könne, wenn Monſieur König ſie perſönlich in Empfang nehme; es ſei deshalb eine Rückkehr in die Garniſon und vielleicht eine Reiſe ins Stabsquartier nothwendig.

Mit ſchwerem Herzen machte ſich Auguſt auf den Weg. Widerwillig hatte er den Thränen der Mutter und dem Drängen des Vormundes nachgegeben, jetzt erſchien ihm die Sache nicht ſo leicht, als der Vetter ſie dargeſtellt, und bei ſeiner Ankunft in der Garniſon war ihm zu Muthe wie einem Verbrecher, der vor ſeinen Richter treten ſoll.

Und ſo war auch der Empfang, der ihm zu Theil wurde. Der Hauptmann begrüßte ſeinen Freicorporal mit den Worten: „Es iſt mir lieb, Monſieur, daß ich euch hier habe," holte von dem Actenbret das ärztliche Zeugniß, welches dem Geſuch beigelegt war, zerriß das Papier und warf es vor Auguſt's Füße. „Wie konntet ihr euch unterſtehen, mir mit ſolchen elenden Flauſen zu kommen? Ihr habt euch mit Worten vor des Königs Majeſtät und durch Revers gegen das Regiment verpflichtet, in preußiſchem Dienſte zu bleiben, und ſeid deshalb zur Fahne avancirt. Wenn ihr meint, daß es noch in eurem Belieben ſteht, zu bleiben oder zu gehen, ſo will ich euch lehren euer

gegebenes Wort zu halten. Geht zur Stelle in euer Quartier und tretet morgen bei der Compagnie an.“ Und als August Vorstellungen erheben wollte, rief er mit einem Fluche: „Hinaus! ich werde euch eure sächsischen Mucken vertreiben.“ Der Corporal trat bleich von mühsam bekämpftem Zorn auf die Straße, als ein Gefangener, der in seinen Kerker geschickt wird. Leider war der erwähnte Revers vorhanden; der junge Corporal hatte ihn nach der ersten gnädigen Anrede des Königs unterschrieben, als eine bloße Förmlichkeit, die bei jedem Fremden, der in die preußische Armee trat, gebräuchlich war. Jetzt wurde die Unterschrift zu einem furchtbaren Gebot für die Tage seiner Zukunft. Als er in sein Quartier kam, vernahm er noch in Betäubung den warmen Gruß und die tröstende Zusprache seiner alten Unterofficiere. Den ganzen Tag saß er wie erstarrt. Er mußte unaufhörlich an das Leid der Mutter denken, und was ihn am tiefsten demüthigte, er war mit sich selbst unzufrieden, denn er hatte dem Hauptmann ein Recht gegeben ihn rauh zu behandeln. Aber er war auch lang genug Soldat gewesen, um sich einem übermächtigen Zwange zu fügen. Deshalb trat er nach einer schlaflosen Nacht am nächsten Tage vor den Hauptmann und begann ehrerbietig: „Ich bitte den Herrn Capitän mein Versprechen anzunehmen, daß ich mir im Dienst redlich Mühe geben und Seiner Majestät als honneter Soldat meine Treue erweisen werde, solange höchster Wille mich an der Fahne festhält. Vielleicht gewährt der Herr Capitän späterhin einem Gesuch um den Abschied sein geneigtes Fürwort, wenn derselbe im Laufe der Zeit die Ueberzeugung gewinnen sollte, daß ich seiner Theilnahme nicht unwürdig bin.“ Der Hauptmann aber versetzte darauf mit finsterer Miene: „Wer mit dem Gedanken umgeht, den Dienst zu verlassen, der ist in der Compagnie wenig nütze, und ich sage euch deshalb gerade heraus, daß ich weder jetzt, noch in der nächsten Zukunft eure Entlassung favorisiren werde. Erweist ihr euch als widerspenstig und unbrauchbar, so soll euch

hier bei uns der Teufel holen; und ſeid ihr eifrig, wie ihr mir verſprochen habt, ſo kann euch die Compagnie jetzt weniger entbehren als früher, da ihr die Leute und die Umgegend kennt."

Unter ſo trüben Ausſichten begann Auguſt wieder den täglichen Dienſt. Von den Officieren war ſein Freund Bröſicke als Premierlieutenant zu einer andern Compagnie verſetzt, mit den neuen Lieutenants, welche ihn kalt und abgeneigt betrachteten, kam er in kein gutes Verhältniß. Er erfuhr, daß Major Vogt vom Könige geadelt worden, wie bei höheren Officieren Brauch war, und daß er immer noch auf Commando abweſend ſei.

Was den Corporal ein wenig mit ſeinem Schickſal verſöhnte, war die franzöſiſche Stunde. Mit zierlichen Worten und mit aufrichtiger Freude hatte ihn Monſieur Roncourt begrüßt, und bald plauderte der Alte wieder von dem früheren Capitän und von ſeiner lieben Demoiſelle. Das Mädchen lebte noch eingezogener als ſonſt, und wie der Franzoſe verſicherte, waren er ſelbſt und der Stieglitz die einzigen männlichen Charaktere, mit denen ſie verkehrte. Es dauerte lange, ehe der Jüngling ihr begegnete, obgleich er immer bei ihrer Wohnung vorüberging, ſo oft er die Wache viſitirte. Als er ſie endlich einmal auf der anderen Seite der Straße erblickte, eilte er mit beflügeltem Schritt auf ſie zu, und erſt als er ihr nahe gekommen war, fiel ihm ſein Verſprechen ein, erröthend hielt er mitten auf der Gaſſe an und nahm den Hut ab wie vor einer Dame vom höchſten Stande. Mit Erröthen und tiefer Verneigung dankte auch ſie, und der theilnehmende Ernſt, mit welchem ſie auf ihn ſah, gab ihm die Ueberzeugung, daß ſie an ſeinem Schickſal Antheil nehme. Dabei blieb es freilich zwiſchen Beiden, er grüßte, ſie dankte, und Monſieur Roncourt trug, ohne es zu wiſſen, Botſchaft hin und her.

Aber auch über dieſes Verhältniß warf das Schickſal einen Trauerflor. Als Roncourt einſt bei ſeinem Schüler eintrat, zog er ſein Taſchentuch und begann feierlich: „Monſieur König,

ich kann heut nicht das Vergnügen Ihrer Converſation genießen, weil mir das Gemüth zu ſehr bewegt iſt. Ich habe ſoeben die Verzweiflung der Demoiſelle Friederike angeſehen; ihr Vater iſt in Friesland bei ſeinem Werbegeſchäft von einem rachſüchtigen Deſerteur, der ihn hinter der Verkleidung entdeckte, erſchoſſen worden."

Auch dem Jüngling brachen die Thränen aus den Augen, ihm fiel die letzte Stunde ein, in der er ſeinen alten Hauptmann geſprochen hatte, und daß dieſer Tod dem Mädchen alle Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft zerſtörte. Die beiden Vertrauten ſaßen kummervoll einander gegenüber, bis der Jüngere rief: „Was wird die Demoiſelle jetzt beginnen?"

„Das iſt mein größter Gram," antwortete Roncourt wieder nach dem Tuche greifend, „ſie kann ſich hier nicht allein erhalten, obgleich ſie im Nähen geſchickt iſt und von den Kaufmannsfrauen zuweilen Arbeit erhält. Bis jetzt hat ihr der Vater jeden Monat einen Theil ſeines Soldes auszahlen laſſen. Ach, Monſieur, es wäre mir eine Freude und Ehre, könnte ich ihr einiges von meinem Stundengelde, das ich nebenbei verdiene, zugehen laſſen. Aber ſie würde es in keinem Falle annehmen, und wenn ſie verhungern ſollte, denn darin hat ſie den Stolz ihres Vaters."

„Man müßte etwas erfinden, was ihr die Annahme möglich macht," rief Auguſt.

„Das wäre gut," ſagte der Franzoſe, „aber was?"

Der Jüngling überlegte: „Wollen Sie verſprechen, mich niemals zu verrathen, ſo würde auch ich unſerem guten Hauptmann zu Liebe gern etwas beitragen. Sie wiſſen, daß ich ſeiner Güte viel verdanke, und daß ich von Hauſe weit größeren Zuſchuß habe, als ich bedarf." Das Letzte war eine fromme Lüge.

Roncourt ſchüttelte den Kopf: „Wenn ich als alter Knabe eine Wenigkeit für das Kind meines ſeligen Capitäns abgebe, ſo iſt das in der Ordnung; Sie aber ſind ein junger Herr

und ich weiß nicht, ob ich im Intereſſe der Demoiſelle Ihr gutherziges Erbieten annehmen darf."

„Machen Sie ſich das nicht ſchwer," überredete Auguſt, „ich gebe nicht dem fremden Mädchen das Geld, ſondern wenn Sie erlauben, Ihnen. Das Honorar, welches Sie ſeither von mir anzunehmen die Güte hatten, war viel zu niedrig. Sie geſtatten mir, daß ich es erhöhe. Wie Sie es verwenden, iſt Ihre Sache und geht mich nichts an."

„Das iſt ein Vorſchlag," ſagte der Franzoſe immer noch bedenklich. Doch Auguſt fuhr eifrig fort: „Gegen das Fräulein geben Sie vor, daß ein alter Kamerad des Vaters brieflich bei Ihnen angefragt habe, an wen er von jetzt die monatlichen Abzahlungen einer alten Ehrenſchuld, die er ſeither dem Hauptmann zugeſandt, adreſſiren ſolle."

„So kann es gehen," ſtimmte der Alte bei, „erfinden Sie noch den Namen und den Ort."

„Beides will der Schuldner geheim halten, und ſich nur Ihnen anvertrauen," belehrte der begeiſterte Dichter. „Vielleicht hatte der Schuldner einen Kaſſendefect begangen und iſt durch die Hilfe des Hauptmanns vor der Verzweiflung gerettet worden."

„Sie ſind ein Diplomat und voll von Einfällen," antwortete Roncourt mit Bewunderung. Auf dieſe Verabredung gaben die Beiden einander die Hand.

Für den Jüngling begann eine Zeit unerhörter Wirthſchaftlichkeit. Der kleine Zuſchuß, welchen er ſeit dem Tode des Vaters noch erhielt, wurde von jetzt jeden Monat dem Franzoſen gezahlt und der Freicorporal ſah ſich auf ſeinen Sold beſchränkt. Es war eine ſchwere Zumuthung, die er ſich geſtellt hatte, aber er ſetzte ſeinen Willen ſiegreich durch, ſtrich unbarmherzig jede Ausgabe, die er irgend vermeiden konnte, und erfocht in der Stille viele kleine Triumphe über die eigene Begehrlichkeit. Als Knabe hatte er gut verſtanden, ſich Genüſſe zu erſchmeicheln, jetzt zwang ihn ein wunderliches Verhältniß, ſich unabläſſig Entbehrungen aufzulegen. Doch die

größte Entbehrung entstand ihm dadurch, daß er sich selbst eine neue Schranke errichtet hatte, welche ihn von näherer Bekanntschaft mit dem Mädchen schied. Denn er mußte jetzt nicht nur den Willen eines Verstorbenen ehren, sondern auch sein eigenes gutes Werk. Eins freilich war durchaus nicht zu vermeiden. Er sah die Demoiselle fortan öfter, wenn auch nur von weitem. Denn so oft er der Versuchung entgehen wollte, mit seinen Kameraden einige Groschen im Wirthshaus auszugeben, brachte er die Zeit damit zu, daß er spazieren ging. Auf solchen Gängen kam er an ihrem Hause vorüber. Als er sie zum ersten Male nach dem Tode ihres Vaters in Trauerkleidern am Fenster sitzen sah, blieb er stehen, sie aber öffnete das Fenster. Da reichte er ihr seine Hand hinein, sie hielt die Hand fest und weinte, und er sagte: „Auch ich habe meinen Vater verloren." Das war Alles, und dagegen hätte auch der Hauptmann nichts einwenden können. Wenn der Jüngling seitdem um diese Stunde vorüberkam, fand er das Mädchen fast immer hinter den Scheiben bei der Nähterei sitzen. War das Wetter leidlich, dann hing der Vogel im Bauer vor dem Fenster, so daß August zuletzt muthmaßte, sie habe ihn als Geber erkannt. Am Sonntag aber fand er sie regelmäßig in der Kirche, denn auch diese ehrwürdige Stätte besuchte er jetzt fleißiger als sonst. Sie mußte bei ihm vorüber, wenn sie eintrat und hinausging, und er beobachtete während des Gottesdienstes scharf ihre Andacht, nicht gerade zum Vortheil der seinen. Ja, zu der Neigung des stillen Liebhabers kam ihm etwas von der zärtlichen Sorgfalt eines Vaters. Er fing an sich um ihre Kleidung zu kümmern, und wie er merkte, daß ihr ein warmer Wintermantel fehle, hatte er an jedem kalten Tage bitteren Verdruß. Als ihm gegen Weihnacht der Fuhrmann von Frankfurt an der Oder die Kiste heranfuhr, welche die Mutter gefüllt hatte, da lud er am Abend vor dem Fest den alten Franzosen zu Gaste und widmete diesem das gesammte anmuthige Beiwerk: ein großes Marzipanherz, Aepfel und Nüsse. Und Roncourt

empfing die Sachen ſo vergnügt, daß Auguſt nicht im Zweifel blieb, wohin der Alte ſie tragen würde.

Für die Armee kam ein unruhiges Jahr; der König hatte geboten alle Landeskinder in Dorf und Stadt, welche nach Stand und Beſchäftigung dienſtpflichtig waren, aufzuzeichnen. Jeder von dieſen erhielt eine rothe Halsbinde, die er fortan zu tragen hatte, und jedem Regiment wurde eine Anzahl dieſer Aufgezeichneten überwieſen, in der Regel die Leute aus der Umgegend ſeiner Garniſonen. Da nun die Bezirke nicht ſofort abgegrenzt wurden, gab es Eiferſucht zwiſchen den Regimentern, Streit mit den Ortsbehörden und Kampf gegen die Widerſetzlichkeit der einzelnen Leute, und darum, was den Compagnien am läſtigſten war, eine endloſe Schreiberei. Niemals zu irgend einer Friedenszeit war das Heer in ſolcher Schreiberthätigkeit geweſen, und niemals hatten die Hauptleute ſo zornig mit Redensarten um ſich geworfen, die in der Bibel nicht zu finden ſind.

Auch der Corporal hielt in dieſem Jahr weniger die Fahne in der Hand als die Feder, und er büßte für ſeine kurſächſiſche Bildung dadurch, daß er in ſeiner Compagnie einen großen Theil der Schreiberei beſorgen mußte.

So verging der Winter und das Frühjahr, das Regiment wurde diesmal nicht zur Revue gezogen und Auguſt fand keine Gelegenheit ſeine Entlaſſung zu betreiben. Er ſelbſt war in dem Einerlei des Dienſtes ſtill und ernſt geworden, ein feſter Soldat, der gelernt hatte harter Pflicht zu gehorchen, und er fühlte die Oede ſeines Daſeins faſt nur an den Tagen, wo er einen Brief der Mutter erhielt oder einen des Bruders, der in ſeiner glücklichen Freiheit ihm jetzt oft ſchrieb und zu geduldigem Ausharren mahnte. Ach, die Nachrichten aus der Heimat machten das Herz nicht leichter, die Mutter oft krank, dazu Geldſorgen und Gutsärger; auch von Dorchen vernahm man wenig, ſie aß auf ihren Silbertellern in der Einſamkeit, die Couſine war immer noch leidend; und was am meiſten

zu denken gab, Frau von Borsdorf ſah bekümmert aus und hatte nur einmal verlauten laſſen, daß Jeſuiten in dem Schloſſe aus- und eingingen.

Auguſt wußte, daß der Hauptmann ihn nicht leiden mochte und fortwährend mit Mißtrauen betrachtete, obgleich ſeine Hilfe in dieſer Zeit werthvoll war; deshalb erwartete er auch nichts Gutes, als er an einem Morgen mit ungewöhnlicher Höflichkeit angeredet wurde: „Monſieur König, ihr ſollt mir und der Compagnie einen Dienſt leiſten und für einige Wochen auf Commando gehen. Ihr habt unſere Erſatzleute, welche hie und da in der Neumark wohnen, aufzuſuchen und mit Päſſen zu verſehen, neue Burſchen einzuſchreiben und euch nach verlorenen Leuten zu erkundigen. Betrachtet dies Commando als einen Beweis meines Vertrauens; bin ich in dieſer Sache mit euch zufrieden, ſo will ich ſehen, wie weit ich euren Wünſchen entgegenkommen kann.“ Seit lange war unter den Officieren von dieſem läſtigen Auftrage die Rede geweſen, der nicht dem Fahnencorporal zukam, ſondern dem Premierlieutenant. Da der Corporal ſchweigend in ſtraffer Haltung ſtand, frug der Vorgeſetzte: „Nun, habt ihr etwas zu bemerken?“

„Ich ſtehe zu Befehl.“

„Ihr nehmt einen unſerer Leute mit, der zuverläſſig und in der Gegend gut bekannt iſt, ihr mögt ihn auswählen.“

„Ich bitte den Herrn Capitän ſelbſt den Mann zu beſtimmen,“ verſetzte der Corporal.

Das war dem Hauptmann unlieb, weil er die Verantwortung für den Mann gern dem Untergebenen zugeſchoben hätte, doch ſagte er nach einigem Nachdenken: „Nehmt den Böttcher. Er ſoll nur das Seitengewehr tragen, damit er vor den Leuten für einen Beurlaubten gelten kann. Ihr geht noch heut ab.“

Böttcher war ein Landeskind aus der Neumark, er hatte ſich nach abenteuerlichem Leben vor mehren Jahren freiwillig anwerben laſſen und ſtand als verwegener Geſell und Spaß-

macher der Compagnie bei dem Hauptmann in Gunſt, obwohl ſein Rücken mehr als einmal mit den Spießruthen Bekanntſchaft gemacht hatte. Auguſt fand bald Grund ſich zu der Wahl Glück zu wünſchen, denn Böttcher erwies ſich als ein Schlaukopf, welcher den unangenehmen Theil des Geſchäftes mit Behagen auf ſich nahm.

„Herr Freicorporal," ſagte er auf dem Wege, „die Bauern und auch die Schulzen ſind wegen der rothen Halsbinden ängſtlich und widerbellig und werden Ihnen die Leute vertuſchen. Verrathen Sie nichts von unſerem Commando, wenn wir an einen Ort kommen; ich werde thun, als ob ich auf Urlaub gehe und nur zufällig mit Ihnen zuſammengetroffen bin, und ich werde vorher ſpioniren." Das that der Schelm, in jeder Dorfſchenke erzählte er den Anweſenden Schnurren, gab vor, daß er aus der Umgegend ſtamme, und erkundigte ſich mit erlogener Theilnahme nach ſeinen alten Bekannten, den jungen Burſchen, deren Namen in der Liſte ſtanden oder die er im Nachbardorfe erkundet hatte. Waren die Leute ermittelt, ſo führte er ſeinen Corporal zu ihnen, damit dieſer den Paß einhändige, durch welchen ſie für Zugehörige der Compagnie erklärt wurden. Dabei verlief kein Tag ohne ärgerliche Abenteuer. Gleich im Anfange, als ſie das Haus eines Tagelöhners betraten, welcher drei Söhne hatte, verweigerten der Vater und die Söhne trotzig die Päſſe anzunehmen, und als endlich ernſte Vorſtellungen und Drohungen die Familie erſchreckt hatten, begann ein herzzerreißendes Wehklagen und Schluchzen und die Braut des älteſten Sohnes umklammerte die Füße des Corporals, ſo daß dieſer Mühe hatte, die Faſſung zu bewahren, und tröſtend verſprach, wie er ſich bemühen wolle, dem Bräutigam eine Heiratsbewilligung vom Hauptmann auszuwirken und auf Grund derſelben Befreiung vom Dienſte. Ein andrer Burſch wies den Paß zurück, weil er bereits bei einem benachbarten Regiment eingeſchrieben ſei, und Auguſt ſtieß feindlich mit einem Major dieſes Regiments zuſammen, welcher ihn

heftig bedräute, weil er einen Mann ſeiner Rolle wegnehmen wolle, und ihm ſelbſt in Ausſicht ſtellte, daß er ihn geſchloſſen zu ſeinem Regiment zurückſchicken werde. Aber der Corporal ließ ſich nicht beirren und drohte wieder: „Wenn der Herr Oberſtwachtmeiſter glauben hierzu berechtigt zu ſein, ſo muß ich es mir gefallen laſſen, ich weiß aber, daß mich Seine Hoheit der Markgraf kräftig vertheidigen wird, da ich nur nach der Ordre meiner Vorgeſetzten gehandelt habe.“ Darauf wurde der Major ſanftmüthiger und verglich ſich zuletzt mit dem Corporal, daß der Fall höchſter Entſcheidung vorgelegt werden ſolle. Wieder ein anderer Eingeſchriebener hatte durch den Officier eines anderen Regiments bereits die Erlaubniß zur Verheiratung erhalten, und der Corporal mußte bei dem Ortspfarrer im Namen ſeines Regiments gegen die Heirat Einſpruch thun. Auch der alte würdige Geiſtliche weigerte ſich dieſen Proteſt anzunehmen, bis Auguſt ihm erklärte: „Ich ſtehe hier, um dem Befehl des Königs Gehorſam zu verſchaffen; wollen Euer Ehrwürden dieſem Befehl widerſtehen, ſo thun Sie es auf Ihre Gefahr, ich aber verlaſſe Ihr Haus nicht, bis Sie mir einen Empfangsſchein über den eingelegten Proteſt gegeben haben.“ Da klagte der Pfarrer bekümmert: „Solange ich lebe, iſt mir keine ſolche Zumuthung von einem Unterofficier geſtellt worden,“ aber er ſchrieb den Schein. Auch die verlorenen Leute des Regiments machten Mühe; der Eine war vom Urlaub nicht zurückgekehrt, ſondern hatte, um Handgeld zu erhalten, ſich bei einem Garniſonbataillon anwerben laſſen und mußte nach langem Hin- und Herreden aus dem Gliede herausgeholt werden; ein Anderer hütete in der Montur eines benachbarten Regiments die Schafe und gab ſich für einen Beurlaubten aus, es erwies ſich aber, daß er den Rock nur gekauft hatte, um ſich dem Dienſte der Compagnie zu entziehen.

In dieſer ungemüthlichen Beſchäftigung durchzog der Corporal mit ſeinem Begleiter mehre Wochen die Landſchaft. Sein Auftrag war beinahe zu Ende geführt und er ſaß müde in der

Schenke eines Grenzorts an der Warthe, da meldete Böttcher: „Es ist ein Flüchtling aus Polen draußen, ein Deutscher dort hinten von der Weichsel her, er ist groß und hat leere Taschen. Wollen Sie ihn frei halten, so werbe ich ihn an."

„Bring ihn her," gebot August.

Ein kräftiger Gesell mit gescheidtem Gesichte trat ein, grüßte höflich und wurde auf freundliche Einladung zu Speise und Trank bald zutraulich. Als Böttcher ihm mit Trinken zusetzte, ohne sich dabei selbst zu vergessen, lachte der Flüchtling: „Ein williger Gaul bedarf nicht der Peitsche; ich merke, die Herren gehen darauf aus, mich anzuwerben."

„Nur wenn ihr bei nüchternem Muthe selbst wollt," antwortete August, „ich bin nicht hier Fremde zu verlocken, und bot euch an unser Gast zu werden, weil ich hörte, daß ihr ein Deutscher und ein armer Flüchtling seid. Trinkt ruhig, ich verspreche, es soll euch zu Nichts verpflichten."

Der Fremde sah ihn dankbar an: „Wenn mir auf dem Wege der Zorn über die Polacken in den Kopf stieg, habe ich zuweilen daran gedacht, bei den Preußen in des Königs Rock zu fahren, es wäre mir eine Freude die drüben einmal auszuhauen. Und ich habe als Gerbergeselle sonst hier wenig Aussicht, weil das Thorner Handwerk mit den deutschen Zünften nicht in Bruderschaft steht."

Mit einem neuen Interesse frug August: „Wenn ihr in Thorn zünftiger Gesell wart, was hat euch fortgetrieben? Erzählt, wenn ihr keinen Grund habt es geheim zu halten."

„Es wird laut genug, die Steine schreien davon," versetzte der Thorner mit zornigem Blick. „Ihr habt gehört, daß wir Bürgersöhne mit den polnischen Studenten Krakehl hatten."

„Es war etwas davon in der Zeitung zu lesen," sagte der Corporal, „doch haben wir nicht viel darauf gegeben."

„Bei uns aber wird's, wie ich fürchte, Mancher theuer bezahlen," sagte der Gast. „Wißt, die Polen haben die Schule von St. Johann in Thorn zu einem Jesuitercollegium gemacht,

darin liegt eine übermüthige und liederliche Bande von adeligen Polen, welche mit ihren Säbeln in der Stadt herumfegt und uns Bürgerkindern spinnefeind ist, weil wir nicht ihren Glauben haben und ihr trunkenes Geschrei nicht ruhig ertragen. In diesem Sommer hatten die Nonnen in unserer Neustadt eine große Procession angestellt und die jesuitischen Studenten mit ihren Säbeln waren auch dabei, wir aber, Gesellen und Kinder, standen außerhalb des Kirchhofs und sahen dem Spectakel zu. Als die Procession bei uns vorbeikam, nahmen die Meisten von uns um des lieben Friedens willen die Mützen ab, die Polnischen aber sprangen auf uns zu und schrien, wir sollten niederknien, und da wir widerstanden, zogen die bösen Buben ihre Säbel und hieben auf uns ein. Ich selber erhielt einen Schlitz am Ohr," — er wies die Narbe — „so daß wir zornig wurden und die jungen Jesuiter zurückschlugen. Alsbald rotteten sie sich zusammen, liefen brüllend mit geschwungenen Säbeln durch die Gassen und fielen jeden Deutschen von unserem Glauben gewaltthätig an, bis Herr Consul Roesner einen von ihnen einstecken ließ. Da wichen sie zurück, kamen aber bald mit neuer Furie aus ihrem Collegium hervor, zogen einen armen Studenten der deutschen Stadtschule aus dem Hausflur, in dem er ruhig stand, schleppten ihn gefangen in ihr Collegium, und brüllten und rasten auf's Neue durch die Gassen. Endlich riß uns jungen Burschen die Geduld, mancher war wie ich verwundet, auch wir liefen zu Haufen und drängten sie nach ihrer Schule zurück. Weil sie aber aus den Fenstern mit Steinen gegen uns warfen und mit Gewehren schossen, wurde das Volk wüthend, drang in das Collegium ein, zerschlug das Holzwerk von ihren Tischen und Bänken und verbrannte dies am Johanniskirchhofe in einem großen Feuer. Man sagt bei uns, daß vor langer Zeit an derselben Stelle die Pfaffen Dr. Luther's Bücher verbrannt haben. Die gesammte Bürgerschaft trat bewaffnet zusammen, mit Mühe gelang es den Herren Bürgermeistern den Lärm zu stillen.

Am anderen Morgen hießen wir Deutſche die Tumultuanten, die Thore blieben geſchloſſen und vom Rath wurde nach uns geſucht. Ich hatte mich verſteckt, wo mich Niemand fand. Und die Sache ſchien zu Ende. Jetzt aber im September kam unverſehens von Krakau eine polniſche Commiſſion mit wildem Kriegsvolk in die Stadt gezogen, und es begann ein Nachforſchen und Verhören, ſo feindſelig und mit ſo grauſamer Bedrohung, daß Jedermann das Aergſte zu befürchten hatte, ja ſogar unſere beiden Herren Bürgermeiſter wurden angefahren und wie Miſſethäter verhört. Da ſagte mein alter Vater: Mach dich fort, denn jetzt naht der Tag, welcher prophezeit iſt, wo es heißen wird: das deutſche Thorn geht an die Polen verloren. Sieh zu, daß du dich ins Preußiſche durchſchlägſt, denn nur von dort kann uns Hilfe kommen. — Ich entwich bei Nacht über die Stadtmauer und hatte meine Noth, bis ich über die Grenze gelangte."

„Hier ſeid ihr unter Landsleuten und in Sicherheit," tröſtete Auguſt. „Habt ihr in Thorn zufällig ein deutſches Fräulein geſehen, welches bei euren Bürgermeiſtern aus- und eingeht und auf einem polniſchen Schloſſe wohnt?" — er nannte den Namen.

„Das Fräulein kenne ich nicht, das Schloß aber gehört dem Woywoden, der einer der ſchlimmſten Wütheriche gegen die Deutſchen iſt."

Das alſo war das Glück des armen Dorchens unter Jeſuiten und polniſchem Adel! Der Corporal wurde einſilbig und überließ es ſeinem Beiſtand Böttcher den Gaſt zu unterhalten. Die Beiden ſprachen leiſe mit einander, endlich begann Böttcher: „Der Thorner will ſich bei unſrer Compagnie anwerben laſſen, wenn er ein ordentliches Handgeld bekommt."

„Wollt ihr mit eurem guten Willen zu uns, ſo ſeid ihr mir willkommen," ſagte Auguſt erfreut, beredete mit dem Manne die Werbung und trank ihm darauf zu.

Der Thorner ging am nächſten Morgen mit Paß und

Brief an den Hauptmann zur Garniſon ab; der Corporal aber ſetzte ſeinen Weg fort, durchſuchte die letzten Dörfer und dachte vergnügt, daß ihm die ſaure Arbeit wohlgelungen ſei. Am Nachmittage führte Böttcher auf dem Fußwege, der längs der Warthe hinlief, zu einer Stelle, wo dicht am Waſſer einige Erlen ſtanden und daran eine rohe Holzbank. „Hier iſt eine Ueberfahrt," ſagte Böttcher, „und hier liegt der Kahn, auf dem der Pole herübergekommen iſt, eine Stunde auf und ab iſt dies der einzige Kahn. Warten Sie ein wenig, Herr Freicorporal, ich will zuſehen, ob ich für mich etwas erfiſchen kann." Auguſt ſetzte ſich auf die Bank und der Gemeine hakte die Kette des Kahnes los, ſprang hinein, ſtieß ihn einige Schritt vom Ufer ab und ſetzte ſich darin nieder. „Ich denke, Herr Corporal, wir haben unſere Geſchäfte glücklich zu Ende geführt, und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden ſein."

„Ja, Böttcher," antwortete Auguſt behaglich, „du warſt ein ſchlauer Gehilfe und ohne dich hätte ich's nicht fertig gebracht."

„Zuletzt habe ich der Compagnie einen Mann verſchafft," fuhr Böttcher ſelbſtzufrieden fort, „der einen Zoll mehr hat als ich."

„Der Hauptmann ſoll dein Verdienſt erfahren, er wird ſich wundern, wenn der Pole ankommt."

„Da er kommt," ſagte der Soldat, „will ich gehen. Herr Freicorporal, ich deſertire."

„Plagt dich der Teufel, Böttcher?" rief der überraſchte Corporal. „Haſt du denn einen Grund unzufrieden zu ſein?"

„Das gerade nicht," verſetzte der Gemeine, „aber es iſt mir langweilig geworden. Ich will einmal zuſehen, was jetzt unter den Polen los iſt. Greifen Sie nicht erſt hinter ſich, Herr Corporal, ich habe in ihre Taſchenpiſtole heut früh Waſſer gegoſſen."

Auguſt zog die kleine Waffe hervor, die ihm der Vater beim Abſchiede geſchenkt hatte, und ſpannte den Hahn. „Ich

hab's gemerkt, ich dachte, der gestrige Gewitterregen wäre schuld, ich habe aber frisch geladen." Und er richtete die Waffe auf den Ungetreuen, der sich unterdeß durch einen Stoß weiter abgebracht hatte. Komm zur Stelle zurück, Kerl, du weißt, daß ich dich niederschießen muß, wenn du nicht gehorchst."

„Ich lasse es darauf ankommen," sagte Böttcher sich weiter schiebend. Der Schuß krachte, Böttcher hielt mit dem Kahn still.

„Die kleinen Dinger treffen nicht weit. Daß Sie aber auf mich geschossen haben, ist mir um unserer Freundschaft willen unlieb," rief der Ausreißer nach dem Ufer herüber. „Zur Entschädigung dafür nehme ich die Montur unseres braven Königs Knirps mit in das Polnische, sie gibt dort mehr Ansehen als ein Freipaß, denn die Polen traktiren jeden preußischen Ausreißer mit Branntwein. Adieu, Herr Freicorporal, kommen Sie gut nach Hause. Halten Sie sich auf dem Wege links, sonst gerathen Sie in den Modder." Er stieß den Kahn an das andere Ufer und verschwand im Weidengebüsch. August steckte seine Pistole in die Tasche und eilte zurück zum nächsten Dorfe. Dort erzwang er durch ernste Vorhaltungen die Begleitung des Schulzen und einiger handfesten Leute. Nach längerem Umwege kamen sie über den Fluß und forschten in den Grenzdörfern jenseits nach dem Flüchtling. Er war bereits gemächlich über die Grenze gegangen. Da der Corporal wußte, daß die Verfolgung über die Grenze hinaus der Compagnie zwei Mann gekostet hätte, statt des einen, so mußte er unverrichteter Sache über den Fluß zurück und seinen Weg allein fortsetzen. Wahrlich in düstrer Stimmung. Denn er ahnte, daß die Flucht seines treulosen Helfers ihm bei der Rückkehr üblen Empfang bereiten werde. Auch sonst waren seine Betrachtungen unerfreulich; die Sonne neigte sich zum Untergang, er sah um sich eine öde Moorgegend, aus der er so bald als möglich herauskommen mußte, von der Garnison war er noch weiter als einen starken Tagemarsch

entfernt, und sein Geld ging zu Ende, denn er hätte dem angeworbenen Mann, der von allen Mitteln entblößt war, einen Vorschuß auf das Handgeld gemacht. Er schritt also unzufrieden mit sich und der Welt vorwärts und war froh, als er bei Sonnenuntergang aus den Sümpfen heraus in eine Kieferhaide gelangte. Der Abend wurde kalt und finster, der Weg schien endlos, zuletzt erkannte er in einer Lichtung die Umrisse einiger Gebäude und hörte Hundegebell. Er ging darauf los und kam an die Hütte eines Theerbrenners, den er durch starkes Klopfen am Fensterladen endlich bewog die Hausthür aufzuschließen. Nach langen Verhandlungen erlaubte der ungefällige Mann ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden, wo der Gast frierend und bekümmert, und keineswegs beruhigt über seine Sicherheit, sich in halbem Schlummer umherwarf. Als er bei grauendem Morgen aufbrach, goß der Regen in Strömen und der Brenner weigerte sich, etwas von dem einzigen Laib Schwarzbrot zu verkaufen, der den Vorrath des Hauses ausmachte; kaum war Auskunft über den Weg zur nächsten Stadt zu erhalten.

Als August endlich eine kleine Landstadt erreichte, war seine Kraft erschöpft; müde, durchnäßt, hungrig und mit leerer Tasche zog er ein, und sah auf dem Markte nach einem Quartier aus. Da stand an der Einfahrt des Eckhauses ein junger Mann in Hemdsärmeln, rothbäckig, mit breiten Schultern und einer offenen Miene, welcher ihn anredete: „Herr Sergeant, wonach sehen Sie sich um?“ August antwortete: „nach einem guten Wirth.“

„Kommen Sie herein,“ sagte der Mann. Er führte ihn in eine große Stube, in welcher eine hübsche junge Frau saß, ihr Kind auf dem Schoße. Die Stube war sauber mit gelber Farbe getüncht, rothgestrichene Tische und Bänke standen darin und im Ofen brannte ein wohlthätiges Feuer. August grüßte die Frau und frug, wie Soldatenbrauch war, nach dem Namen des Wirthes. „Ich heiße Schulze,“ erwiederte dieser, „und bin ein

Brandenburger. Räume die Ofenbank, Pine, damit der Herr Sergeant ſich trocknet.“ Auguſt ſetzte ſich und genoß ſchweigend die behagliche Wärme, während der Wirth ihm mit untergeſchlagenen Armen zuſah. Endlich begann der Gaſt: „Lieber Herr Schulze, mich hungert.“

„Es iſt ſchon geſorgt,“ entgegnete der Wirth.

„Aber geben Sie mir keine Mahlzeit,“ fuhr Auguſt fort, bedrückt durch ſeine Geldloſigkeit, „denn ich habe nur wenig in der Taſche.“

„Das wird ſich Alles finden,“ tröſtete Schulze. „Es iſt Mittagszeit, und auch wir wollen eſſen. Sie müſſen vorlieb nehmen mit dem, was wir im Hauſe haben. Pine, decke auch für den Herrn Sergeanten.“

Die Frau ſetzte das Kind ihrem Manne auf das Knie und ging behend nach der Küche. Der Wirth ſah ihr wohlgefällig nach und nickte dem Gaſt zu: „Sie verſteht's.“ Darauf ließ er ſeinen Jungen auf dem Knie reiten, zuerſt langſam wie die Bauern, dann im Trabe wie die jungen Herren, bis der Kleine ins Feuer kam und ſeinerſeits durch „Hott“ und „Hü“ den Vater antrieb. Unterdeß legte die Wirthin ein reines Tiſchtuch auf und brachte die Speiſen, deren kräftiger Geruch den Hungrigen mit frohen Hoffnungen erfüllte.

„Kommen Sie, Herr Sergeant,“ ſagte Schulze, „Nichts geht über einen Teller Grützeſuppe, wenn man durchnäßt iſt.“

Der Gaſt aß wacker, ſo daß er ſich ſelbſt ſeines Appetits ſchämte, der Wirth aber gab ihm darin nichts nach, während er mit der Frau in freundlichem Zureden abwechſelte, und aus einer großen Kanne fleißig Kottbuſer Bier einſchenkte. Dabei erzählte der Corporal ein wenig von ſeiner ſächſiſchen Heimat und von dem Commando, welches ihn hierher führte, und verbarg nicht, daß ihm die Betrübniß der Leute, welche er aufgeſucht, die Arbeit oft ſchwer gemacht hatte.

„Ich glaub's wohl,“ erwiederte der Wirth, „denn Manchen trifft es hart und grauſam. Jedoch dazu ſind wir alle da, die Einen

zahlen die Steuern, während die Anderen marſchiren, damit die Fremden Reſpect vor uns behalten. Als mein Großvater jung war, hauſten die fremden Kriegsvölker hier am Orte wie Mordbrenner und Kannibalen und die Bürger wurden wie die Hunde erſchlagen, von den Weibern und Kindern gar nicht zu reden. Als aber mein Vater jung war, hieben wir Brandenburger den Schweden, der ſich noch einmal in das Land gewagt hatte, mit unſeren Fäuſten hinaus; ſeitdem haben wir Sicherheit, unſern Weibern wird keine Schmach angethan und unſere kleinen Kinder werden nicht mehr unter die Hufe der Pferde geworfen. Wenn nur von den Herren Officieren Billigkeit geübt wird, ſo iſt die Laſt für das Volk zu ertragen. Unſere Landeskinder, ſoweit ſie wirklich eingezogen werden, dienen nicht gar lange, und kommen klüger nach Hauſe zurück, als ſie gegangen ſind. Ich denke, es iſt bei uns in Stadt und Land, obgleich wir viele Soldaten unterhalten, mit der Nahrung und dem Verdienſt nicht ſchlechter beſtellt als bei Ihnen in Sachſen oder anderswo in Deutſchland. Denn unſer König führt einen ſchweren Stock, aber er ſorgt auch wie ein Vater für die Blauen und für uns Andere in Hemdsärmeln."

Auguſt freute ſich über die kluge Rede, denn auch er fühlte zuweilen wieder den Stolz eines Preußen, und er ſaß mit ſeinem Wirth längere Zeit in gutem Geſpräch zuſammen, obwohl er die Mattigkeit immer noch merkte. Als er nach Tiſche aufbrechen wollte, forderte er ſeine Rechnung, da ſagte Schulze: „Drei Maß Bier zu einem Drittel, welches auf Sie kommt, macht ſo und ſo viel; das Eſſen bezahlt der liebe Gott."

Und als Auguſt ſich ſträubte dieſe Gaſtfreundſchaft anzunehmen, ſchnitt Schulze ſeine Einrede durch, indem er nachdrücklich begann: „Lieber Herr Sergeant, ich habe aus Ihren Worten gemerkt, daß Sie von gutem Herkommen ſind und zuweilen mehr Geld im Beutel haben als vielleicht heut. Bietet ſich Ihnen Gelegenheit, ſo können Sie damit einmal einem armen Soldaten etwas Gutes thun. Ich aber nehme von Ihnen weiter

Nichts; der Herr hat mir ein gutes Stück Brot beſchert; meine Frau, die Sie hier ſehen, habe ich geheiratet und dieſen Gaſthof mit dazu bekommen. Wir ſind glücklich in unſerem Hausweſen, warum ſollte ich Ihnen nicht dies Wenige angedeihen laſſen? Nehmen Sie vorwillen." Die Hausfrau ſprach leiſe zu ihrem Mann. „Die Frau ſagt mir eben," fuhr Schulze fort, „daß ich Sie zum ſpäten Nachmittage nicht fortlaſſen ſoll, weil Sie erſchöpft ſind. Nun weiß ich, daß Herrendienſt Allem vorgeht, aber wenn es Ihnen nichts verſchlägt, ſo ruhen Sie ſich erſt in einem ordentlichen Bette aus, heut kommen Sie doch nicht mehr weit und morgen holen Sie mit friſcher Kraft das Verſäumte ein. Das iſt Pine's Meinung und die Frau hat Recht. Schlagen Sie ein," — er hielt ihm die Hand hin. Auguſt ſchlug dankbar ein. Als er am anderen Morgen aufbrach, ſchritt er zwiſchen dem Wirth und der Wirthin bis zum Hausthor, wo zum letzten Abſchied auch noch das Kind dem Gaſte die Hand reichen mußte.

Herr Schulze und ſeine Frau wußten nicht, wie wohl ihre Freundlichkeit dem vereinſamten Jüngling that, der auf dem Weitermarſch immer daran dachte, daß ſein Vater gern hilfreich gegen Nothleidende geweſen war, jetzt zahlten Fremde dem Sohne die Gutthaten zurück. Auch ſein harter Dienſt dünkte ihm in dieſen Stunden nicht mehr eine unwürdige Sklavenarbeit, die einfachen Worte des Brandenburgers hatten ihn gemahnt, daß etwas Großes darin war.

Am ſpäten Nachmittag erreichte Auguſt die Garniſon. Da der Hauptmann nach Tiſche leicht unwirſch wurde, ſo beſorgte der Heimkehrende, daß ſein Aufenthalt bei dem freundlichen Wirth ihm jetzt ſeinen Rapport erſchweren könne. Dieſe Annahme betrog ihn nicht. Als er eintrat, empfing ihn der Hauptmann mit Vorwürfen über ſeine lange Abweſenheit, auch der Bericht über die gelungene Ausführung des Auftrags minderte den Unwillen nicht, und als der Corporal zuletzt die Flucht des Böttcher berichten mußte, verlor der Hauptmann

alle Herrschaft über sich, schleuderte rohe Flüche auf das Haupt seines Untergebenen und beschuldigte ihn der Willfährigkeit gegen den Entflohenen, und der Feigheit bei der Verfolgung. Da gerieth auch August in Zorn und rief mit blitzenden Augen: „Herr Capitän, ein solcher Angriff auf meine Ehre ist ungerecht und unvernünftig.“ Der Wüthende riß den Degen aus der Scheide: „Ihr Höllenhund wollt noch räsonniren?“ und drang mit der blanken Waffe auf ihn ein. Der Corporal sprang, um sich dem Trunkenen zu entziehen, zur Thür hinaus und die Treppe hinab, aber der Officier rannte ihm nach, fuchtelte ihn mit der Degenklinge auf dem Rücken und rief zu dem Feldwebel, welcher mit einigen Unterofficieren auf der Straße vor dem Quartier stand: „führt den Sacrementer in Arrest.“

August hatte bis dahin das Glück gehabt, niemals die Züchtigung mit der flachen Klinge zu erfahren, welche den Unterofficieren und Junkern zugetheilt wurde, weil sie den Betroffenen nicht die Ehre minderte, was die Stockschläge gethan hätten, die den Gemeinen zukamen. Als er nun heut so schwere Kränkung erfuhr, wo er freundliche Billigung erwarten durfte, empörte sich seine Seele gegen die Ungerechtigkeit, und wie der Feldwebel ihm nach dem Seitengewehr faßte, sprang er zurück und legte die Hand an den Griff. Da drang der Hauptmann mit entblößtem Degen auf's Neue gegen ihn ein und hieb ihn über die Hand, daß das Blut hervorspritzte. Die Unterofficiere drängten sich in guter Meinung an den Verwundeten, um diesen am Gebrauch seiner Waffe zu hindern, und der Feldwebel entriß ihm das Seitengewehr; er wurde auf die Wache geführt und dort auf Befehl des nachstürmenden Hauptmanns mit der gesunden Hand an die Strafsäule geschlossen, während der Feldscher geholt ward die Wunde zu verbinden. Der Mann sagte bedauernd: „es hat wenig gefehlt, daß Ihnen die Hand für immer gelähmt wurde.“

August saß totenbleich und trotzig in der strengen Haft. „So mußte es kommen,“ dachte er, „damit ich der ungerechten

Fesseln entledigt werde. Lieber will ich dies mühselige Leben in der Jugend endigen, als mich fernerhin in so schändlicher Weise zum Sklaven machen lassen.“ Und kein tröstendes Zureden der Unterofficiere vermochte ihm ein Wort abzugewinnen. Nach einer Stunde kam der Hauptmann, den der Vorfall ernüchtert hatte, in ganz veränderter Stimmung, er gebot den Arrestanten loszuschließen und versuchte begütigende Worte, aber er erhielt nur die Antwort: „Ich war des Königs Unterofficier, aber nicht Ihr Sklave.“

Nach einigen Tagen wurde der Corporal zu dem gütlichen Verhör geführt, welches der kriegsgerichtlichen Untersuchung vorausging. Dazu waren ein Premierlieutenant und der Auditeur vom Stabe gesandt, der Secondelieutenant von der Compagnie zugezogen. August wußte, daß er sich vor einem Soldatengericht keines anderen schweren Unrechts schuldig gemacht hatte, als der Weigerung, sein Seitengewehr abzugeben, und er versuchte sich zu vertheidigen: „Ich bin nie bestraft worden, und fühlte in jenem Augenblick am tiefsten die Schande, auf der Straße arretirt und ohne Gewehr durch die Stadt nach der Wache geführt zu werden. Ich hatte nicht die Absicht mich gegen die Verhaftung selbst aufzulehnen, und wollte nur das Gesuch stellen, mich mit dem Seitengewehr nach der Wache gehen zu lassen, als ich mit dem Degen angefallen und verwundet wurde.“ Darauf bat er zu Protokoll zu nehmen, wie der Hauptmann am ersten Tage der Rückkehr sein Abschiedsgesuch behandelt, wie er ihn von der Fahne weg zu angestrengtem Dienst in die Schreibstube gesetzt und ihm zuletzt das schwierige Officierscommando zugetheilt habe. Er erzählte das Benehmen bei der Rückkehr, die ungerechten Vorwürfe, die ihm wegen der Desertion des Böttcher gemacht worden, den nicht er, sondern der Hauptmann selbst ausgewählt. „Wie kann mir ein Vorwurf gemacht werden, daß ich ihn, der an meiner Seite ging, in den Kahn springen ließ, da ich, auf seine Hilfe angewiesen, vier Wochen mit ihm im Lande umher-

gezogen bin, wo er jeden Tag eine Gelegenheit finden konnte zu entweichen? Was mir auch geſchehen möge, ich erkläre hier, daß ich mich keines ſtrafbaren Unrechts ſchuldig weiß, wohl aber mit bitteren Schmerzen fühle, daß ich grauſam behandelt und in meiner Ehre gekränkt worden bin."

Als er in den Arreſt zurückgeführt ward, empfand er den beſten Troſt eines empörten Gemüthes, daß er ſeinem Herzen Luft gemacht und, was ihn lange bedrückt, freimüthig ausgeſprochen hatte. Die Haft wurde ihm durch die Theilnahme der Unterofficiere erleichtert; er vernahm auch, daß ſein Fall ſchwerlich vor ein Kriegsgericht kommen werde, und daß der Hauptmann für einige Wochen beurlaubt ſei.

Eines Abends ſaß der Corporal beim Kreuzerlicht über einem Buche, als Unterofficier Roncourt eintrat. Der Alte hatte ihn ſo oft beſucht, als der Dienſt geſtattete, und durch ſein Geplauder bleiſchwere Stunden erträglich gemacht, heut ſah er ſehr ernſthaft aus: „Demoiſelle Friederike wünſcht Sie zu ſprechen." Auguſt fuhr in die Höhe: „Sie wiſſen, daß das unmöglich iſt."

„Es iſt keiner von den Officieren bei Wege. Der Unterofficier der Wache ſitzt in der Stube und ſieht nichts, der Poſten unter dem Gewehr wird Ihnen den Rücken kehren, Sie müſſen innerhalb der Vergatterung bleiben; das Fräulein ſteht draußen. So können Sie mit ihr reden."

„Was iſt geſchehen?" frug Auguſt mit trüben Ahnungen.

„Sie geht fort," ſagte Roncourt traurig.

Der Jüngling eilte hinter ihm ins Freie. An dem Lattenzaun ſah er eine verhüllte Geſtalt, er ging auf ſie zu und ſuchte durch die Stäbe ihre Hand zu faſſen, die ſie ihm nicht entzog.

„Der Herr war meinem verſtorbenen Vater lieb," begann das Mädchen leiſe. „Es iſt zum letzten Male, daß ich Sie ſehe, und ich wollte Ihnen Lebewohl ſagen." Sie ſtützte ſich an den Zaun und weinte.

„Warum müſſen Sie fort?"

„Ich habe Herrn Roncourt genöthigt mir zu bekennen, woher die Unterstützung kam, durch welche ich in der letzten Zeit hier erhalten wurde. Ich weiß jetzt, wie großmüthig der Herr an mir gehandelt hat, und ich danke Ihnen dafür von ganzer Seele. Aber das darf nicht so fortgehen. Dem Andenken an meinen Vater bin ich schuldig mir andere Unterkunft zu suchen. Es ist mir Aussicht auf eine Stelle gemacht, morgen früh reise ich mit der Frau eines Kaufmanns ab."

„Wohin?" frug der Jüngling wie betäubt.

„Fragen Sie nicht, Monsieur König, vergessen Sie mich; nein, denken Sie zuweilen an mich wie an eine Verstorbene; ich werde Ihrer Herzensgüte gedenken, solange ich lebe." — Er fühlte den bebenden Druck ihrer Finger, da zog er in der Bewegung ihre Hand durch den Zaun und küßte diese. Das gebeugte Mädchen richtete sich auf und sagte fast freudig: „Ich danke Ihnen für diesen letzten Gruß. Ich gelobe dem Herrn, wenn er in Zukunft jemals von mir erfährt, es soll demselben nicht leid thun, daß er einem Mädchen von meiner Lage die Hand geküßt hat." Sie zog ihr Tuch um sich, und kaum hörbar klang ihr Lebewohl, dann verschwand sie in der Dunkelheit; der Gefangene aber legte seine Hand an den Zaun, der ihn von ihr schied.

Auch dieses Band, welches ihn noch in der Garnison festhielt, war zerrissen. Er saß den Rest des Abends in dumpfem Schmerze auf seiner Bank und suchte sich mit dem Gedanken zu ermuthigen, daß solche Freundschaft auf die Länge doch nicht ohne Worte und Verkehr geblieben wäre. Und was hätte dann werden sollen? Erst in dem Weh, welches er nach der Trennung fühlte, wurde ihm bewußt, wie sehr sein Herz an der Verschwundenen hing. Als der Franzose wieder eintrat, machte er ihm heftige Vorwürfe, daß er gegen das Abkommen den Antheil des Jünglings an den Sendungen verrathen habe.

Roncourt stellte sich feierlich vor ihn hin: „Sie haben Grund, Monsieur König, mit mir unzufrieden zu sein, und wenn Sie

auf Genugthuung beſtehen, ſo werde ich mich nicht weigern. Aber mir blieb keine Wahl, denn Demoiſelle Friederike forderte die Mittheilung um ihrer Ehre willen, und ſie hatte ein Recht dazu. Wenn Ihnen, dem jungen Manne, leid iſt, daß ſie geht, was ſoll ich, der Alte, ſagen, der mit ihr faſt Alles verliert, was ſeinem Leben eine Freude war? Sie hat mir den Vogel in Koſt gegeben, wollte ihn aber nicht verſchenken, denn ſie meinte, er wäre ihr vor aller ihrer Habe lieb, und ſie hoffe, mich und den Vogel noch einmal wiederzuſehen. An den Troſt muß ich mich halten."

Die Haft hatte einige Wochen gedauert, als der Feldwebel eilig den Gefangenen aufrief. „Mein Herr Bruder ſoll ſogleich zum Major Vogt kommen; dieſer iſt aus dem Stabsquartier eingetroffen und ich denke, er bringt auch in deiner Sache die Sentenz." Auguſt gerieth in große Bewegung, der Ueberbringer ſeines Urtheils erſchien ihm glückverheißend, dennoch bangte ihm jetzt vor der Entſcheidung. Sein Empfang belehrte ihn, daß die Sorge nicht unbegründet war, denn der Major begann mit ſtrenger Miene: „Ihr habt euch gegen euren Capitän ſchwer vergangen, ihr habt ihm ins Angeſicht ſein Verhalten ungerecht und unvernünftig geſcholten, und habt euch, die Hand am Seitengewehr, der Verhaftung widerſetzt. Wenn er darauf die blanke Waffe gebraucht hat, ſo habt ihr euch Glück zu wünſchen, daß ihr nur mit einem leichten Hiebe davon gekommen ſeid, ein Anderer hätte euch ſchlimmer mitgeſpielt. Seine Hoheit der Markgraf haben mir befohlen euch dieſe Ordre vorzuleſen: Der Freicorporal König hat künftig den Reſpect gegen ſeinen Capitän beſſer zu beobachten, widrigenfalls man ihn mit der empfindlichſten Strafe belegen wird. Für diesmal iſt er wegen ſeiner Jugend und bewieſenen Application aus beſonderer Gnade zu pardoniren, auch wieder in Dienſt zu ſtellen. — Dankt unſerem gütigen Chef," ermahnte der Major wieder gebieteriſch, „wäret ihr in meiner Compagnie geweſen, es wäre euch viel ſchlechter ergangen."

„Hätte doch der Himmel gefügt, daß mir dieſes Glück zu Theil geworden wäre," antwortete Auguſt, „der Dienſt iſt mir im letzten Jahre ſchwer gemacht worden."

„Harter Dienſt erzieht eher zum Soldaten, als leicht gewonnene Zufriedenheit," ſagte der Major. Dann fuhr er in anderem Tone fort: „Mit großem Bedauern habe ich den Tod eures Vaters vernommen, eure Anzeige fand ich erſt in dieſen Tagen bei meiner Rückkehr vor. Wäre der würdige Mann noch am Leben, und hätte er von dieſem Streit mit eurem Hauptmann gehört, er würde euch mit den Worten ermahnt haben: Mein lieber Sohn, dein Hauptmann darf gegen dich nicht Unrecht behalten." Und er legte ihm väterlich ſeine Hand auf die Schulter.

Das warme Wohlwollen, welches hinter dieſer Mahnung erkennbar wurde, gab dem Corporal den Muth, ſein früheres Geſuch um Entlaſſung zu erwähnen und für jetzt wenigſtens um Urlaub zu bitten. Da aber furchte ſich die Stirn des Majors. „Ein ſolches Geſuch vermag ich nicht zu befürworten, auch iſt die Zeit dafür übel gewählt. Es ſtehen Verwicklungen bevor, welche einem Soldaten verbieten, ſeine Fahne zu verlaſſen." Mit dieſem Beſcheide mußte Auguſt vorlieb nehmen. Als der Hauptmann einige Tage darauf in die Garniſon zurückkehrte, frug er erſtaunt den Corporal: „Wie? Seid ihr los? Was habt ihr für Strafe bekommen?"

„Der hohe Chef hat mich begnadigt." Da ſagte der Hauptmann: „Haben gute Freunde diesmal bei Seiner Hoheit für euch geſprochen, ſo werde ich euch von heut ab auf den Dienſt paſſen. Sobald ich die geringſte Widerſetzlichkeit merke, ſollt ihr die Bekanntſchaft mit meinem Degen in ganz anderer Weiſe machen als bisher."

Der Unterofficier ſchwieg und machte kehrt.

5.

Von Thorn nach Berlin.

Fritz hatte ausſtudirt, war Magiſter geworden und hatte die Prüfung beſtanden, welche ihn zur Uebernahme eines geiſtlichen Amtes berechtigte. Durch ſeine Profeſſoren war er einem Grafen aus Hannover empfohlen, welcher am engliſchen Hofe lebte und einen Erzieher für ſeinen Sohn ſuchte; zum Winter ſollte der neue Candidat mit der Familie des Grafen nach London abreiſen, jetzt kehrte er in die Heimat zurück, froh der guten Ausſichten für ſeine Zukunft.

Er fand die Mutter erkrankt. Seit dem Tode des geliebten Mannes war ihre Geſundheit erſchüttert; die traurigen Nachrichten, welche ſie von Auguſt erhielt, hatten ihr die letzte Kraft genommen. Weinend ſaß ſie neben dem Sohne, der jetzt an Stelle des Gatten das Haupt der Familie werden ſollte, und hielt gerade den Brief in der Hand, in welchem Auguſt von der Tyrannei des Hauptmanns und von ſeinem Arreſt geſchrieben, als Frau von Borsdorf eintrat. Auch dieſe hatte einen traurigen Brief in der Taſche und fand kaum höfliche Worte, um ihre Freude über die glückliche Heimkehr des Herrn Candidaten auszudrücken. Beide Mütter hatten einander lange das Unglück ihrer Kinder zu bergen geſucht, heut aber vermochte Dorchens Mutter mitfühlende Herzen nicht zu entbehren. Sie zog unter Thränen den Brief der Tochter hervor, Dorchen war nicht mehr bei ihren Verwandten, ſondern hatte ſich in der Stadt Thorn unter Vermittlung der Frau Bürger-

meisterin Zernecke bei redlichen Leuten eingemiethet. Dort aber war ihr Aufenthalt nicht sicherer geworden: die Stadt unter den Händen wilder polnischer Banden, in den Familien der Bekanntschaft Schrecken und Todesangst, so daß die Tochter flehentlich bat ihr nach der Heimat zurückzuhelfen. Als Frau von Borsdorf über dem Briefe die Hände rang, sagte Fritz: „Ich bin bereit zur Stelle abzureisen, um Fräulein Dorchen zu holen, wenn mir Frau von Borsdorf das Zutrauen schenkt und die liebe Mutter mir's gestattet. Den Rückweg nehme ich durch das Preußische, vielleicht vermag ich dem Bruder in irgend etwas zu helfen."

Frau von Borsdorf war allzu bewegt, um die schicklichen Einwendungen gegen das angebotene Opfer vorzubringen, sie nahm es mit gerührtem Danke an, auch der Mutter war willkommen, daß Fritz bei dem Bruder vorsprechen wollte, denn sie setzte bereits auf die Umsicht ihres Aeltesten ein festes Vertrauen. Und Fritz trat, nachdem er sich die nöthigen Pässe besorgt hatte, unter den Segenswünschen der Frauen die polnische Reise an.

An einem kalten Decembertage fuhr er über die lange Holzbrücke der Weichsel. Ueber ihm bargen dunkelgraue Wolken das Sonnenlicht, ein kalter Sturmwind heulte ihm aus den Steppen des Ostens entgegen, unten wälzte der Strom seine hochgeschwollenen Fluthen dem Meere zu, schäumte und gurgelte zornig an den Eisböcken und Pfählen der Brücke. Die vielthürmige Stadt vor ihm war mit Mauern und Bastionen umschanzt, aber die Erdwerke standen zerrissen, und die Mauern durchlöchert von der letzten Belagerung her, das Stadtthor war mit einer polnischen Wache besetzt, welche den Reisenden anherrschte und erst nach langem Aufenthalt einließ. Da Friedrich in den Straßen ein wirres Menschengedränge sah, stellte er sein Fuhrwerk in eine Herberge am Thor und ging, ohne sich aufzuhalten, vorwärts.

Er betrat eine ansehnliche Stadt, um ihn ragten hohe

Häuſer, von denen viele alte Steinverzierung wieſen, und große Kirchen mit Strebepfeilern; es war viel fremdes Volk in den Gaſſen, verwegene Geſtalten mit wirrem Haar in geflickten Pelzen; auch polniſche Reiter in ihrer fremden Tracht ſchritten zu dreien oder vieren mit klirrendem Säbel ſtolz durch die Menge. Aber die deutſchen Bürgersleute trieben auf der Straße verſtört umher, alle mit finſteren Mienen, viele verhärmt und bleich; in den Hausthüren ſtanden die Weiber bei einander und rangen die Hände, auch wohlgekleidete Männer gingen gebückt und ſcheu ihren Weg dahin. Den Fremden beachtete Niemand, ja, ihm ſchien es, als wenn Männer und Frauen die Blicke von ihm abwendeten. Er kam zu einer Unglücksſtunde. War eine Peſt ausgebrochen oder ein Feind in das Land gefallen? Lange ſah er keinen ruhigen Mann, den er ſich zu fragen traute. Ein Trupp polniſcher Trabanten zog dem Markte zu, wilde Geſellen mit großen Schnauzbärten, in langen Pelzröcken, die Hellebarden in der Fauſt. Sie nahmen die ganze Breite der Straße ein, und er wurde an der Marktecke zur Mauer eines Hauſes gedrängt, wo Rüſtzeug durcheinander lag. Von da blickte er über den Platz; er war mit Gruppen ſchweigender Stadtleute gefüllt, die auf ein Gerüſt von Bohlen und Bretern ſtarrten, über welchem die Zimmerleute arbeiteten. Kein lautes deutſches Wort wurde gehört, zuweilen nur ein polniſcher Zuruf der Arbeiter. Als er auf die ſteinerne Thürſchwelle des Eckhauſes trat, fand er die Thür halb geöffnet, und dahinter einen bejahrten Mann in Bürgertracht, auch dieſen mit einem unheimlichen Ausdruck von Schrecken und Trauer. Da faßte er ſich ein Herz und frug höflich nach der Wohnung des Herrn Rath Roesner. Als der Bürger deutſche Worte hörte, kam er aus dem Hausflur hervor, aber nach der Anrede ſah er den Fragenden ſo überraſcht und argwöhniſch an, daß Friedrich rief: „Um Gotteswillen, was geht hier vor? Ich bin ein Fremder, ſoeben angekommen, Sie ſind der erſte, den ich zu fragen wage.“

„Sie ſind ein Fremder?“ wiederholte der Mann grimmig, „und Sie wollen Herrn Rath Roesner beſuchen? Warten Sie noch einen Tag, dann können Sie ihm von dieſer Hausthür gerade ins Geſicht ſehen, wenn er auf dem Gerüſt kniet und ſein Kopf von den Schultern fällt.“ Friedrich trat entſetzt zurück. Als der Bürger den Schrecken des Fremden ſah, brach er klagend heraus: „Als noch Keiner wußte, was kommen würde, mir hat es geahnt, denn da oben“ — er wies über ſich — „griff ſeine Hand nach dem Armenſündergewand, und ich ſah, wie er vor den Blutflecken ſchauderte.“ Dem Jüngling fuhr in ſeinem Schrecken die Ahnung durch die Seele, daß er vor dem Hauſe ſeiner Väter ſtand. „Wollen Sie geſtatten, daß ich für kurze Zeit eintrete?“ bat er tonlos.

Der Hausherr ſchloß hinter ihm die Hausthür und öffnete ſeine Stube. „Setzen Sie ſich,“ ſagte er auf einen Lederſtuhl weiſend, „ich merke, auch Sie ſind erſchrocken. Sind Sie evangeliſch?“ Friedrich nickte: „Ich bin Candidat der Theologie.“

„Und Sie wollten zu unſerem Herrn Rath?“ frug der Wirth kopfſchüttelnd weiter, „woher ſind Sie denn, daß Sie das Unglück nicht wiſſen?“

„Ich komme auf geradem Wege aus Kurſachſen.“

„Da kommen Sie zur rechten Stunde, um mit anzuſehen, was Ihr Kurfürſt, der bei uns König von Polen heißt, den Deutſchen für ein Feſt bereitet. Weil der Pöbel den polniſchen Studenten die Fenſter des Collegiums eingeſchlagen hat, ſollen morgen neun Bürger und Bürgerskinder geköpft und geviertheilt werden und dazu unſere beiden Herren Bürgermeiſter, den Polen und Pfaffen zur Satisfaction.“

Friedrich ſtand ſchweigend am Fenſter, ſah vor ſich das Gerüſt und die dunklen Geſtalten darauf. Nach einer Weile begann er: „Wundern Sie ſich nicht über mein Benehmen, Herr Hannus; mein Name iſt König, und Vorfahren von mir haben in alter Zeit dies Haus beſeſſen.“

„Kennen Sie meinen Namen," rief der Bürger erſtaunt, „ſo iſt mir auch der ihre nicht fremd, die Herren Conſuln haben ihn genannt, und dieſer Bekanntſchaft wegen hat auch die Frau Bürgermeiſterin das ſächſiſche Fräulein bei uns in Koſt gegeben."

„Iſt Fräulein Dorothee in Ihrem Hauſe?" frug der Jüngling, und geſchwunden waren im Nu der Zorn und die Trauer. Der Bürger wies über ſich. „Sie wohnt oben, die Stube iſt neu eingerichtet, auch ein Ofen iſt darin."

Fritz ſprang die Treppe hinauf; er pochte an eine Thür und vernahm das „Herein" einer Stimme, deren ſüßer Ton ihm in den Jahren der Trennung oft im Ohr geklungen hatte. Als er das geliebte Mädchen an dem alten Fenſter mit Glasrauten ſitzen ſah bei einem Gebetbuche, blieb er auf der Schwelle ſtehen.

Dorchen fuhr in die Höhe und ſchaute die große Geſtalt, ein roſiges Licht überzog ihre Wangen und ſie hielt ſich in freudigem Schreck an die Tiſchecke. Das war das Antlitz des Jugendfreundes, aber er war zum Mann geworden, die Züge feſt, breit die Bruſt, ſicher die Haltung und der Wuchs noch höher als ſie ſich gedacht. Als er ſprach: „die Mutter ſchickt mich, das liebe Fräulein nach Hauſe zu holen," da brachen ihr die Thränen aus den Augen und ſie flog ihm mit einem Freudenruf entgegen. In ſchnellem Tauſch von Frage und Antwort ſuchten Beide ihrer Bewegung Herr zu werden, Fritz berichtete haſtig von der Heimat und von der Trauer der Mutter, und während er ſie an der Hand hielt, erzählte ſie von allem Leid, das ſie in ſchweren Jahren ſtill getragen: von dem Unglück ihrer Couſine, welche krank und durch den rohen Gatten vernachläſſigt allen Halt verloren hatte und in devoten Bußübungen Hilfe ſuchte, dann von dem wilden polniſchen Haushalt, von der Unordnung und Vergeudung, und daß ſie ſelbſt bei allem Glanze, der ſie umgab, doch durch die Verwandten hart wie eine Dienerin behandelt worden ſei;

und zuletzt von dem Einzug eines zügellosen Trosses polnischer Edelleute in das Schloß und von ihrer Flucht. Es kam heraus, obgleich sie es zu verbergen suchte, daß man ihr die Zumuthung gestellt hatte, an den Gelagen theilzunehmen, welche mit gefälligen Frauen der Umgegend dicht neben den Zimmern der kranken Schloßherrin begangen wurden. Ein trunkener Haufe polnischer Junker war ihr eines Abends bis in die Stube der Kranken gefolgt, und sie hatte sich an dem Bett ihrer Cousine festgeklammert, um die Zudringlichen abzuwehren. Da war sie am nächsten Morgen, als noch Alles schlief, begleitet von einem deutschen Diener der Woywodin, aus dem Schlosse abgereist und hatte in der Stadt Zuflucht gesucht. Auch hierher hatten sie die Bekehrungsversuche der Geistlichen verfolgt, und der Rector des Collegiums war mehremal zu ihr gekommen und durch seine Ermahnungen beschwerlich geworden.

Dem Theologen wurde heiß bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher die Seele des Mädchens gewesen, und er frug zuerst: „Es ist den Fremden doch nicht gelungen, Zweifel in dem Gemüth des lieben Fräuleins zu erregen?“ Aber ihre Antwort beruhigte ihn: „Auch ich habe in dem Umgange mit Ihrem seligen Vater einen Schutz gewonnen.“

„Wie aber steht es mit Ihrer Sicherheit?“ fuhr Fritz in seiner Angst fort. „Hat der Pole Sie nicht als seine Verwandte zurückgefordert?“

„Ich habe es gefürchtet,“ antwortete Dorchen, „doch ist es nicht geschehen. Ehe ich aus dem Schlosse ging, flehte ich die Cousine fußfällig an, mich ohne Hinderniß ziehen zu lassen und bis zur Heimreise vor Verfolgung zu schützen. Das versprach mir die Arme in Wehmuth, ich verdanke wohl ihrer Fürbitte, daß man mich von dort her unbeachtet ließ.“ Und in überströmender Bewegung rief sie aus: „Wie ein Engel des Himmels erschien mir der Herr Candidat, als er in der Thür stand. Denn Tag und Nacht flehte ich um Rettung aus dieser Stätte des Unglücks. Hier im Hause habe ich

menſchenfreundliche Pflege gefunden, aber jetzt iſt auch hier Alles verſtört.“ Fritz ſah ſich in dem Zimmer um. „Dies iſt die Stube,“ ſagte Dorchen leiſe, „dort an der Wand ſtand der Schrank mit dem blutigen Gewande, und ich habe mich oft des Abends gefürchtet, wenn ich hier allein ſaß.“

Die Frau des Hausbeſitzers trat herein, Fritz dankte ihr im Namen der Familie, und die Rede kam auf die Schrecken der Gegenwart.

Im Gaſthofe, der mit polniſchem Kriegsvolk gefüllt war, fand der Reiſende mit Mühe ein Unterkommen. Der muthloſe Wirth wies ihn ab und es bedurfte der Fürſprache eines entſchloſſenen Hausknechts: „Wir dürfen doch unſere Vettern aus dem Deutſchen nicht wegen der polniſchen Schnauzbärte wegjagen? Da iſt noch das Stübchen neben dem Hamburger Kaufmann, die beiden können ſich mit einander unterhalten.“ Auf dieſe Empfehlung wurde Fritz angenommen und fand in ſeinem Stubennachbar, der ihm an der Treppe entgegentrat, einen artigen jungen Mann, welcher über den jämmerlichen Zuſtänden die gute Laune nicht verloren hatte und höflich ſagte: „Ich habe ſeither bedauert, daß hier keine Geſchäfte zu machen waren, jetzt werde ich dafür durch die Ankunft des Herrn und das Vergnügen ſeiner Nachbarſchaft entſchädigt. Kann ich Ihnen in dieſer verwirrten Stadt behilflich ſein, ſo bin ich zu allen Dienſten erbötig.“ Darauf ſtellten die Herren ſich einander vor. Als der Hausknecht den Namen König hörte, wurde ſein Geſicht noch ſchlauer, als es zuvor geweſen, er erklärte dem Gaſte: „Dieſer alſo iſt Herr Buſchmann, ich aber heiße Schlegel,“ und bewies ihm fortan in den kleinen Dienſten des Hauſes die größte Aufmerkſamkeit.

Als Fritz das Fräulein wieder ſah, ſagte er: „Noch etwas Schweres habe ich mitzutheilen. Wenn die Sorge um Ihre Sicherheit es geſtattet, ſo muß ich ſogleich unſere Geiſtlichen aufſuchen und mich erbieten ihnen in ihrem heiligen Amte bei den Verurtheilten zur Seite zu ſtehen. Denn ich höre,

daß bereits Einige der Prediger in eigener Todesgefahr geflohen ſind, und daß die übrigen durch die Jeſuiten bedroht werden, weil ſie von ihrer Pflicht nicht weichen wollen. Da wird ihnen vielleicht die Hilfe eines Landsmanns willkommen ſein.“

Dorchen wagte kein Wort des Widerſpruchs, obwohl ſie ſich um die Gefahr des Jugendfreundes ängſtigte, ſie hüllte ſich ſchnell in die Enveloppe und führte ihn zu ihrem Bekannten, dem Herrn Prediger Köhler. So ſtark war die Spannung dieſer Tage und ſo verzweifelt die Stimmung, daß der ehrwürdige Herr dem Fremden, nachdem dieſer ſein Anerbieten gethan, weinend um den Hals fiel und ihn ſogleich zur Begleitung aufforderte. Bis zur Nacht weilte Friedrich in den Zellen der Verurtheilten. Dann ſaß er ſtill und bleich im Hauſe ſeiner Vorfahren, umgeben von der liebevollen Sorge der Hausgenoſſen. Als Dorchen in zärtlicher Beſorgniß ihn bat, auch an ſich ſelbſt zu denken, ſagte er: „Bedauern Sie mich nicht meines Amtes wegen, wünſchen Sie mir Glück, denn ich habe heut Großes erlebt; bedauern Sie vielmehr uns alle darum, daß es ein deutſcher Fürſt und unſer Landesherr iſt, welcher dieſes gräuliche und in der Chriſtenheit unerhörte Bluturtheil gegen Deutſche hierher geſandt hat. Morgen früh aber bitte ich das Fräulein und unſere Gaſtfreunde die Fenſter des alten Hauſes zu verhängen, die Thür verſchloſſen zu halten und in einer Hinterſtube für die Armen zu bitten, damit das Schreckliche von Ihren Augen fern bleibe.“

Am nächſten Tage wurde zuerſt Herr Conſul Roesner im inneren Hofe des Rathhauſes mit dem Schwert gerichtet, dann auf offenem Markt, grauſam und unter Martern, neun Bürger und Bürgerſöhne, von denen mehre an dem Tumult gar nicht betheiligt waren. Als Friedrich in der Schreckensſtunde den Zug der polniſchen Reiter ſah, welcher das Schaffot umringte, das fremde Kriegsvolk an den Ecken des Marktes, und auf dem traurigen Gerüſt die Unglücklichen im Armenſünderkleide, da wirbelte in ſeinem Haupte Gegenwärtiges und Vergangenes,

was er vor ſich ſah und was einſt an derſelben Stätte geſchehen war, wild durch einander. Waren es Fremde, die vor ſeinen Augen geopfert wurden, war es einer ſeiner Vorfahren, oder war er es ſelbſt, der in Todesnoth ſtand? Die Schläge der Totenglocke klangen ihm wie ein Schreckenston, den er ſchon einmal in ſeiner Kindheit gehört. Und als einer der Verurtheilten, der im Preußiſchen geboren war und den er im Gefängniß beſucht hatte, mitten in dem Totengebet mit heiſerer Stimme murmelte: „unſer König wird uns rächen," da wußte Friedrich auch, daß er die wilde Rede nicht zum erſten Mal hörte; ſchon früher vor langer Zeit, ob im Wachen oder im Traume, war der Ruf nach Rache in ſein Leben gedrungen. Und ihm war, als ob alle Büßer im Armenſünderkittel ſich gegen ihn neigten und mit heiſerer Stimme von ihm die Rache heiſchten. Lange ſtand er ſo, gepeinigt durch einen Sturm der Leidenſchaft, und er faltete in der Bedrängniß die Hände. Da ſtieg das Bild ſeines verſtorbenen Vaters vor ihm auf, er dachte an das klare, feſte, liebevolle Weſen, neigte das Haupt und bat in der Weiſe des Vaters, daß der Himmel ihm ſeine Seele feſtigen möge gegen die Dämonen der Wuth und Rachſucht. —

Gern hätte Friedrich ſeine Jugendfreundin an demſelben Tage hinweggeführt, aber der Fuhrmann verweigerte die Fahrt. In der Stadt waren die Häuſer geſchloſſen, weil man eine Plünderung durch die Polen befürchtete, aus der Umgegend kamen Schreckensgerüchte von bewaffneten Banden, welche den Deutſchen auflauern ſollten. So wurde er gezwungen noch mehre Tage zu verweilen. Er ſah in dieſer Zeit den zweiten Bürgermeiſter, Herrn Zernecke, für den ſich der Adel der Umgegend verwendet hatte und deſſen Schickſal noch unſicher zwiſchen Leben und Tod ſchwebte; der milde, auf Alles gefaßte Herr fand einen Troſt darin mit dem Landsmanne von dem traurigen Geſchick ſeiner Stadt zu reden und von der unſichern Zukunft des polniſchen Preußens an der Weichſel. In dieſen Tagen war auch der Hamburger zuweilen ein willkommener Geſell-

ſchafter, er bewies ſich als ein kaltblütiger und beherzter Mann, der mit Verachtung in die wilde Unordnung hineinſah und die Sorge um das eigene Behagen nicht vergaß. Er blieb dem Sachſen treu zur Seite und machte bei Gängen durch die Stadt gern den Führer.

Als der Hamburger erfuhr, daß Friedrich mit einem Fräulein, welches ihm anvertraut ſei, nach Berlin abreiſen wolle, ſagte er warnend: „Möge der Herr nicht für anmaßend halten, wenn ich einwende, daß der Weg bis an die preußiſche Grenze noch keineswegs ſicher iſt. Die Polen ſind wie aufgeſtörte Horniſſen in Bewegung, und ein ſächſiſcher Paß wird den Herrn nicht ſchützen. Derſelbe braucht entweder eine polniſche Eskorte oder einen Paſſirſchein von den großen Woywoden der Gegend."

„Beides habe ich nicht," verſetzte Fritz bekümmert, „ich muß es darauf ankommen laſſen." Herr Buſchmann ſchüttelte den Kopf: „Ich möchte dem Herrn nicht zudringlich erſcheinen; doch da auch ich in das Deutſche zurückkehre, ſo wage ich den Vorſchlag, daß wir die Reiſe bis Berlin miteinander machen und uns in die Koſten theilen; ich habe mir Paſſirſcheine verſchafft und meine Gegenwart könnte Sie vor Unannehmlichkeiten von Seiten der Polen bewahren."

Der Candidat empfand, daß er dafür dankbar ſein müſſe, und doch war ihm die Geſellſchaft des Fremden durchaus nicht willkommen. Er entſchuldigte ſich deshalb höflich, daß er dem Fräulein die Entſcheidung überlaſſen müſſe. Als er zu Dorchen von dem Anerbieten ſprach, nahm ſie es eifriger an, als ihm lieb war. „Mir iſt der Gedanke fürchterlich, daß Sie meinetwegen noch in Gefahr kommen könnten."

Als er aber den Tag vor der Abreiſe in das Hofthor trat, winkte ihm der Hausknecht nach dem Stall und begann, auf den Beſen wie auf ein Scepter geſtützt: „Herr Candidat König, Sie ſind ein guter Mann, aber Ihr Bruder iſt ſchlauer."

„Wie, Schlegel, du kennſt meinen Bruder?“ frug Friedrich überraſcht.

Der Knecht nickte. „Jetzt bin ich nur ein Schlegel, früher war ich der Böttcher ſelbſt, und ſtand mit Ihrem Bruder in einer Compagnie. Ich bin der Veränderung wegen deſertirt. Aber dieſe polniſche Schlächterei gefällt mir nicht,“ — er ſpuckte zornig aus — „ſogar die Henker ſind hier betrunken. Und ſollten Sie Ihren Bruder wiederſehen, ſo ſagen Sie ihm: wenn mir der Hauptmann einen Pardonbrief ſchickt, ſo komme ich zur Compagnie zurück. Das iſt mein Geſchäft, ich aber wollte von dem Ihren reden. Ich habe Sie zu dem Hamburger gebracht, weil Sie von der richtigen Größe ſind, und ich dem ſplendiden Herrn eine Freude verſchaffen wollte. Als ich aber Ihren Namen hörte und von Ihrer Verwandtſchaft mit Markgraf Albrecht, thaten Sie mir leid, obgleich Ihr Bruder auf mich geſchoſſen hat.“

„Ich verſtehe dich nicht,“ ſagte Fritz ungeduldig.

„Das iſt's ja eben, Ihr Bruder würde mich ſchon verſtehen. Nämlich der dort oben iſt kein Hamburger und heißt nicht Buſchmann, ſondern iſt ein Edelmann und ein preußiſcher Werbeofficier, welcher Sie eingefangen hat. Leicht genug haben Sie es ihm gemacht.“

„Du kommſt ſogleich mit, ich werde ihm deine Ausſage vorhalten.“

„Ich werde nicht kommen und Ihnen würde das auch nichts nützen,“ erklärte Böttcher. „Denn wenn Sie ihn hier abſchütteln, was Sie ja leicht können, ſo reiſt er Ihnen nach und läßt Sie als Rekruten arretiren, ſobald es ihm im Preußiſchen gelegen iſt.“

„Und wenn ich nicht über Berlin zurückkehre?“

„Dann reiſt er Ihnen durch Polen nach, und Sie mögen ſich verlaſſen, daß er auf dem Wege für ſein Geld Helfer findet, welche Sie feſtnehmen.“

„Du unterſtehſt dich mit mir zu ſcherzen.“

„Nein," verſetzte Böttcher, „Sie haben mehr als zwölf Zoll, da hört aller Spaß auf. Wer ſo groß iſt, kommt nach Potsdam, das iſt wie Amen in der Kirche, mag er ein Ruſſe oder ein Engländer ſein. Mich wundert's, daß Sie als Student den Werbern entlaufen ſind."

„Sagſt du mir das, um mich zu ſchrecken, ſo wiſſe, daß ich nicht furchtſam bin. Redeſt du in guter Abſicht, ſo ſprich kurz, wie die Gefahr zu meiden iſt."

„Sie wollen durch das Preußiſche?" frug Böttcher.

„Ich habe ein Geſuch an den König."

Böttcher pfiff durch die Zähne: „Dies wird Knirpſen ſchon recht ſein. Doch das iſt Ihre Sache. Für dieſen Fall iſt meine Meinung: der Hamburger reiſt auf Werbung für einen mächtigen Mann, für den Fürſten Leopold von Deſſau. Das weiß ich, weil er ſo unvorſichtig war, durch mich einen Brief an den Feldmarſchall auf die Poſt zu ſchicken. Deshalb wird ihm viel daran liegen, Sie wohlbehalten in Berlin abzuliefern; denn wenn er Sie auf dem Wege dorthin bei einem Regiment feſthalten läßt, ſo behält Sie das Regiment und ihm entgeht ſein Fang. Darum meine ich, daß Sie bis Berlin, ſolange er Ihnen nicht mißtraut, durchaus nichts von ihm zu fürchten haben, zumal auch eine Demoiſelle von Adel bei Ihnen iſt. In Berlin aber dürfen Sie nicht in das Quartier gehen, zu dem er Ihnen rathen wird, ſondern müſſen einen Schutz ſuchen und Ihre Wege vor ihm verbergen. Ich kenne die Schliche, denn ich ſelbſt war eine Zeitlang im Dienſt eines Werbers, und ich weiß auch, daß die vom Regiment Schulenburg und Markgraf Albrecht, welche hier zunächſt an der Grenze liegen, meinem Hamburger auf den Dienſt lauern, weil er ihnen die größten Leute für den Deſſauer wegfängt."

Fritz antwortete: „Laß mich eine Weile nachdenken." Er ſetzte ſich auf eine Bank, und Böttcher fuhr mit dem Beſen umher. Nicht lange und der Jüngling ſprach aufſtehend: „Deiner Rede glaube ich; deinem Vorſchlag aber folge ich

nicht, und den Betrüger nehme ich nicht mit auf die Reiſe. Doch wenn du ſelbſt in das Preußiſche zurückwillſt und deinen Dienſt hier ſogleich aufgeben kannſt, ſo führe ich dich bis Berlin als meinen Bedienten mit.“ Böttcher ſah ihn groß an: „Sie ſind doch klüger, als ich dachte. Jetzt laſſen Sie mich überlegen. Fort von hier kann ich jeden Augenblick; gehe ich mit Ihnen, ſo weiß der Hamburger, daß ich ihn verrathen habe, er wird ſich an mir rächen wollen und fängt er uns, ſo ſchlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe. Auf der anderen Seite freie Reiſe, außerdem guter Lohn, denke ich.“ Friedrich nickte. „Und Böttcher auf dem Bock des erſten Wagens und capabel, dem, der hinter uns fährt, einen Nebel vorzuhexen.“ Dieſe letzte Ausſicht gefiel ihm am meiſten. „Ich gehe mit, wenn Sie mich als Diener des Fräuleins in den Paß ſchreiben laſſen und wenn Sie mir verſprechen, Ihre Rechnung mit dem Hamburger erſt morgen abzumachen, denn ſonſt könnte er mir noch heut etwas zu Leide thun.“ Das verſprach Friedrich. Am nächſten Morgen früh bat er den Fremden in die Wirthsſtube und ſagte ihm leiſe, daß er Grund habe, ihn für einen preußiſchen Werbeofficier zu halten. Herr Buſchmann war nur einen Augenblick betroffen, dann entgegnete er drohend: „Um meiner Sicherheit willen beſtehe ich darauf zu erfahren, wer dem Herrn dieſen Verdacht beigebracht hat.“

„Nicht an dem Herrn Officier iſt es mir zu drohen,“ antwortete Fritz. „Demſelben iſt bewußt, daß ein lautes Wort von mir ihm unter den Polen große Unannehmlichkeit bereiten kann. Ich fürchte, der Herr hatte die Abſicht mich in einen Zuſtand zu verſetzen, der für mich lebenslängliche Gefangenſchaft wäre; ich darf Jemand, den ich unter den Fremden für meinen Landsmann halte, nicht in ein ähnliches Unglück bringen, und werde ſchweigen, wenn der Herr mich nicht zu Anderem nöthigt.“

„Ich bin dem Monſieur König für dieſe Rückſicht verbunden,“

verſetzte der falſche Buſchmann mit höflichem Lächeln. „Auch ich habe Pflichten zu erfüllen gegen die Firma, für die ich reiſe, und bitte daran zu denken, wenn meine Bekanntſchaft dem Herrn in Zukunft einmal zu einer unangenehmen Erinnerung werden ſollte.“ Beide grüßten einander, Friedrich verließ den Gaſthof. Vor dem Hauſe ſeiner Ahnen erwartete ihn der Reiſewagen, in den durch Böttcher ſchon vor dem Morgengrau das Gepäck eingeſtaut war. Er hob das geliebte Mädchen in den Wagen, ſchüttelte dem Hauswirth die Hand, warf noch einen traurigen Blick über die alten Hausmauern und den Marktplatz, und fuhr zum Thore hinaus. Erſt vor der Stadt ſtieg Böttcher, der ſich in einen alten Lakaienmantel gehüllt hatte, beim Kutſcher auf.

Auf dem Wege brauſte der Sturm und flog der Schnee; hinter den Reiſenden lag Verwüſtung und Schrecken, vor ihnen das friedliche Leben der Heimat. Um Dorchens Mund ſpielte wieder das holde Lachen, welches einſt dem Jugendgeſpielen ſo entzückend geweſen war, und der Candidat verlor viel von der feierlichen Strenge, die ihm unter den Polen auf der Stirn lag. Nie hätte Dorchen für möglich gehalten, daß der ernſte Mann ſo zarter Sorgfalt fähig wäre, wenn er ſie bat ſich feſter zu verhüllen, wenn er unabläſſig kleine Erfindungen machte, um den Schnee abzuſperren, der ſich das Eindringen durchaus nicht wehren ließ, und vollends, wenn ſie Abends in die Herbergen kamen, in denen die Wirthsleute das Dorchen immer für die gnädige Frau hielten. Da bewies der Candidat ſo viel ritterliches Zartgefühl, daß Dorchen zuweilen ängſtlich wurde, denn er brachte die Nacht jämmerlich zu, während ſie ſelbſt auf leidlichem Lager ausruhen konnte. Aber er war nicht allein gut, er war auch ſehr geſcheidt. Während er ſie von Vielem unterhielt, was die Frauen damals nicht ſehr kümmerte, über das polniſche Weſen, welches dem Fräulein völlig verleidet war, und über das preußiſche, vor dem die Sachſin eine unbeſtimmte Scheu hatte, erſchien ihr Alles, was er ſagte,

großartig, und über Jedes hatte er ſeine eigenen Gedanken, ſo daß ein verſtändiges Mädchen ſich gar nichts Beſſeres wünſchen konnte, als immer mit ihm durch die Welt zu fahren. Es begegnete ihnen auch ſo wenig Aergerliches, als auf einer Reiſe nur möglich war. Einmal blieben ſie in einer Schneewehe ſtecken, aber während der Fuhrmann eine Schaufel aus dem Wagen zog und den Weg zu räumen begann, ſtapfte Friedrich gleich einem Hünen den Schnee mit den Füßen nieder, ſo daß die Pferde hindurch konnten. Ein ander Mal brach ein Rad und der Wagen neigte zur Seite, ſo daß Dorchen aufſchrie, da ergriff ihr Begleiter das Handbeil des Fuhrmanns, ſchlug im Nu einen Baumaſt ab und ſtemmte ihn mit Rieſenkraft unter den Wagen. Und während der Fuhrmann nach dem nächſten Dorfe ritt, um ein Rad zu holen, und die Reiſenden beim Zwielicht im Kieferwald feſtſaßen, wo viel Urſache war, ſich vor Räubern zu ängſtigen, da wußte der Candidat luſtig zu erzählen, wie er auf der Leipziger Tour einmal im gefüllten Wagen umgeworfen war und die klagenden Frauen und Kinder aus dem Gewimmel im Korb des Wagens wie aus einem Bergwerk ans Tageslicht herausgezogen hatte, ſo daß gar keine Angſt aufkommen konnte. Wurden die Reiſenden ja einmal angehalten, ſo verhandelte der neue Diener mit dem ungefügen Volk in polniſcher Sprache, er ſchrie noch lauter als die Angreifer und die ſtürmiſchen Ueberfälle endigten nach kleinen Geſchenken in Verſöhnung.

Fritz fuhr nicht in demſelben guten Vertrauen, er ſah öfter beſorgt rückwärts und ſprach leiſe mit dem Diener. Aber auch ihm wuchs die Zuverſicht, als ſie ungefährdet die preußiſche Grenze erreicht hatten und auf geradem Wege der Hauptſtadt zurollten.

Bei der letzten Raſtſtelle vor Berlin ſagte Böttcher vertraulich: „Noch iſt der Hamburger uns nicht vor, und ich glaube auch nicht, daß er eine andere Straße gewählt hat, denn dies iſt der kürzeſte Weg und der beſte.“

„Wahrscheinlich folgt er uns gar nicht," antwortete Fritz. Der Diener schüttelte den Kopf: „Sie sind ihm wohl tausend Thaler werth, dafür lohnt sich's den Weg zu machen."

Sie waren noch nicht weit gefahren, als ein leichter Wagen sie überholte. Böttcher ließ den Fuhrmann in einem Gehölz halten und bat den Candidaten auszusteigen. „Das war der Officier," flüsterte er. „Er hat sich vermummt, ich erkannte ihn doch; er ist immer hinter uns her gewesen, jetzt, wo er uns zu haben meint, jagt er voraus. Er wird der Thorwache den Befehl geben uns festzuhalten, während Sie die Pässe vorzeigen. Wir aber fahren sogleich vom Wege ab und versuchen auf einer anderen Seite in die Stadt zu bringen. Hat er noch nicht Zeit gehabt uns bei allen Thoren anzumelden, so kommen wir durch. Auf jeden Fall bitte ich Sie mir hier meinen Lohn zu geben. Denn in der Stadt suche ich mir sogleich einen Schlupfwinkel."

Der Wagen lenkte vom Wege ab und während Dorchen in freudiger Hoffnung auf die Rauchwolke sah, welche am klaren Winterhimmel über der großen Stadt schwebte, erwartete ihr Begleiter mit klopfendem Herzen die bevorstehende Einfahrt.

Der Schnee lag auf der Straße und die Wintersonne warf ihre kalten Strahlen darüber, als die Reisenden ohne Hinderniß in Berlin einfuhren. Fritz gab der Thorwache als Zweck der Reise ein Gesuch bei Seiner Majestät an und als Aufenthalt die Wohnung des sächsischen Geschäftsträgers, dessen Frau eine Verwandte Dorchens war und dieser die weitere Reise in die Heimat vermitteln sollte. Dem sächsischen Beamten theilte er die Gefahr mit, in welcher er schwebte, aber ihm wurde die verlegene Antwort: „Unsere Stellung ist jetzt in Berlin so schlecht, daß wir darauf gefaßt sind selbst abzureisen, und unsere Verwendung in dieser widerwärtigen Angelegenheit würde Ihnen mehr schaden als nützen." Da beschloß Fritz es darauf ankommen zu lassen. Er erhielt einen Diener zur Begleitung, der ihn vor das Schloß führen sollte, damit er dem König,

wenn dieſer von der Wachtparade zurückkehre, ſein Geſuch mündlich vortrage. Denn es war bekannt, daß König Friedrich Wilhelm zu dieſer Stunde Bitten und Eingaben gern perſönlich in Empfang nahm.

Fritz wartete am Schloß, er dachte, daß dieſe Stunde auch über ſein eigenes Leben entſcheiden könne, aber er war nach dem Schweren, was er erfahren, in einer ſo gehobenen Stimmung, daß in ihm kein Bangen aufkam, obgleich die Officiere der Portalwache ihn nicht aus den Augen ließen und leiſe mit einander ſprachen. Endlich kam der König mit einem großen Gefolge von hohen Officieren heran und der Diener raunte dem Harrenden einige Namen zu. Der nächſte beim König war der Fürſt von Anhalt-Deſſau. In demſelben Augenblick trat ein Officier an den Deſſauer, und Fritz erkannte den Werber von Thorn; der Fürſt blieb im Geſpräch mit dem Officier einige Schritt zurück und beide ſahen nach dem Sachſen hin. Als der König den großen Mann am Schloßportale wahrnahm, ging er ſchnell auf ihn zu, hielt vor der tiefen Verbeugung an und maß ihn höchſt wohlgefällig mit den Augen.

„Der Candidat der Theologie König aus Kurſachſen wagt Eurer Majeſtät in tiefſter Ehrfurcht zu nahen, um Urlaub für ſeinen Bruder zu erbitten, welcher als Freicorporal bei Markgraf-Albrecht ſteht.“ Der Fürſt von Deſſau kam heran. „Königliche Majeſtät, der Mann gehört mir, er hat ſich in Polen meinem Werber durch die Flucht entzogen. Der Officier iſt ihm nachgereiſt, um ihn zur Stelle zu recognosciren.“

„Der Officier ſpricht die Unwahrheit,“ antwortete Fritz mit lauter Stimme, „er hat mich nicht geworben und ich bin nicht vor ihm geflohen, ſondern ich habe ihm vor meiner Abreiſe erklärt, daß ich wegen der hinterliſtigen Täuſchung, welche er vergebens an mir verſucht hatte, ſeine Reiſegeſellſchaft verſchmähe.“

„Habt ihr von dem Officier Handgeld genommen?“ frug

der König, immer noch in die Betrachtung des großen Mannes vertieft.

„Es konnte zwiſchen uns von Handgeld nie die Rede ſein," erwiederte Fritz, „da er in der Maske eines Hamburger Kaufmanns den Verkehr mit mir ſuchte."

„Dann alſo kommt der Mann dem Officier Eurer Durchlaucht nicht zu," entſchied der König.

„Es war meine Abſicht," verſetzte der Fürſt mit verhaltenem Unwillen, „Eurer Majeſtät dieſen Mann für das Potsdamer Regiment vorzuſtellen."

„Das iſt etwas Anderes," ſprach der König. „Er hat mehr als zwölf Zoll, ich ſchätze ihn auf nahe an dreizehn. Legt ihm ein Gewehr in den Arm, damit wir die Höhe meſſen." Schnell wurde ein Gewehr herzugebracht und an den Leib des Sachſen gelegt. „Ich ſagte ja, es ſind faſt dreizehn. Ich bin Eurer Durchlaucht ſehr obligirt." Und der König wandte ſich ab, um das Unangenehme, was jetzt kommen mußte, nicht zu ſehen und zu hören, ganz ähnlich dem Knaben, welcher nach einem gelungenen Streiche ſich der Verantwortung entziehen will.

Da merkte Friedrich, daß er von den Menſchen verlaſſen in großer Gefahr ſtand, und rief laut hinter dem Könige her: „Gerechter Gott, Vater im Himmel, gib nicht zu, daß der König von Preußen in tyranniſchem Gelüſte dem hohen Amt der Gerechtigkeit untreu wird, gerade in der Zeit, wo Tauſende bedrängter evangeliſcher Herzen auf ihn als ihren Erlöſer aus den Gräueln der Verfolgung hoffen. Wenn der Feldherr, den du gerüſtet haſt zum Beſchirmer des reinen Glaubens und der Gerechtigkeit, ſelbſt zu einem ungerechten Tyrannen wird, welche Hoffnung bleibt dann noch den gequälten Opfern von Thorn?"

Er hob flehend die Arme gen Himmel; das Gewehr, welches ſie an ihn gelegt hatten, fiel klirrend zu Boden.

„Höre ihn nicht, Herrgott!" rief der Deſſauer, zornig

den Hut lüftend: „Er hat das Gewehr auf die Steine geschmissen.“

Der König hatte bei der Beschwörung den Schritt gehemmt, er stand abgewandt und sah von der Seite auf den Bittenden. Jetzt kehrte er sich zu ihm und frug heftig: „Was schreit er hier von den Gequälten zu Thorn über den Platz?“

„Ich stand in meinem geistlichen Amt auf dem Blutgerüst bei den armen Märtyrern, welche gerichtet wurden, weil sie Deutsche und Evangelische waren, und vernahm die Seufzer, mit denen sie für ihre Zugehörigen den Schutz Eurer Majestät anriefen.“

Der König sah ihn ungnädig an, aber der begeisterte Blick, welcher dem seinen begegnete, bändigte den Ausbruch des Zornes und er gebot dem dienstthuenden Officier: „Behaltet ihn hier, ich will ihn allein sprechen.“

Friedrich hatte nicht nöthig lange am Portal zu warten. Ein Kammerdiener kam heraus, maß mit den Augen die Größe, winkte ohne ein Wort zu sprechen, und führte durch einen Hof und langen Gang in ein Empfangzimmer. Gleich darauf trat der König ein, den Hut auf dem Haupte, den Stock in der Hand, offenbar nicht in guter Laune. Er trat vor den Bittsteller und stampfte mit dem Stock auf den Boden. „Er hätte auch nicht nöthig gehabt die Arme aufzuheben und den Himmel gegen mich um Hilfe anzurufen. Ich bin kein Tyrann, sondern ein christlicher König, der den Willen hat vor unserem Herrgott ein ehrlicher Mann zu bleiben, warum hat er geschrien wie ein Bärenhäuter?“ Wieder stieß der König auf den Boden. „Warum graut ihm davor meinen Rock zu tragen?“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich fühlte, daß man ungerecht und gewaltthätig gegen mich verfuhr. Und solche Gewaltthätigkeit, mit welcher ich in königlicher Gegenwart bedroht wurde, kränkte mich gerade deshalb in tiefster Seele, weil ich Eurer Majestät in wahrhafter Ehrfurcht und herzlichem Vertrauen genaht bin. Denn ich habe in der Stadt Thorn wohl

erkannt, daß Ew. Majestät die Zuflucht der Deutschen und Evangelischen sind, und die unglücklichen Männer, deren grausames Ende ich anschauen mußte, haben mich beauftragt, ihre letzten flehentlichen Bitten Ew. Majestät vorzutragen."

Da rief der König: „Es ist eine gräuliche und unerhörte Geschichte, und ich habe mir alle Mühe gegeben den Bürgermeister und die Anderen zu retten. Das Blut schreit zum Himmel. Aber der polnische König hat nicht mehr Macht als ein Dorfschulze. Es ist euer eigener Kurfürst," fuhr er wieder unwillig fort. „Wie sieht es jetzt in der Stadt aus? Liegen noch die polnischen Reiter darin?"

„Die Stadt und Umgegend ist mit Fußvolk angefüllt, die Soldaten sind bei den Evangelischen einquartiert und wirthschaften wie in Feindesland; in der Marienkirche, welche seither evangelisch war, hielten die Jesuiten Hochamt und sangen Jubellieder, daß die Ketzerei gedämpft sei. Auch der Rath wird zur Hälfte polnisch gemacht."

„Was habt ihr sonst in Thorn gesehen?" frug der König. „Erzählt geradeaus und ehrlich."

Friedrich begann seinen Bericht über die Standhaftigkeit und die letzten Stunden des Consuls Roesner und der übrigen Gerichteten. Der König setzte sich und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bis der Erzähler mit den Worten schloß: „Königliche Majestät, in diesen schrecklichen Tagen habe ich das Größte erlebt, was einem Diener des heiligen Amtes zu Theil werden kann, denn ich sah fromme deutsche Männer, welche mit Gottvertrauen muthig in einen elenden Tod gingen. Jeder von den zehn Gerichteten konnte sich Leben und Freiheit retten, wenn er seinen Glauben abschwor. Aber nur einer von elfen wurde schwach, die anderen zehn blieben treu bis zum Tode." Da faltete der König die Hände: „Was sagtet ihr vorhin über eine Hilfe, die sie von mir begehrt haben?"

„Mehre der Gerichteten hinterlassen Frau und Kinder in bitterer Noth, denn ihre Habe ist eingezogen und die Kinder

werden den Müttern entriſſen, um in polniſcher Weiſe erzogen zu werden. Da hofften die Sterbenden, daß Eure Majeſtät ſich der armen Witwen und Waiſen erbarmen werde, und ich verſprach ihr demüthiges Flehen hierher zu tragen."

„Ich will verſuchen ihnen zu helfen," antwortete Friedrich Wilhelm. „Sie ſollen nach Preußen kommen. In meinem Lande befehle ich und die Leute gehorchen, aber ſelbſt in meinem Lande vermag ich nicht immer zu thun, was ich will, denn auch hier muß ich mancherlei Rückſicht nehmen; und vollends dort draußen, wo Alles widerhaarig und feindſelig iſt. Ihr ſagtet etwas von den letzten Worten des ſeligen Roesner. Was meinte er, als er klagte: der Bürgermeiſter büßt für ſein eigenes Unrecht und für die Sünden der Vorfahren? War das richtiger evangeliſcher Glaube?"

„Sich ſelbſt klagte Herr Conſul Roesner darum an, weil er früher der polniſchen Krone zu treu gedient und den Uebergriffen der Polen nicht immer Widerpart gehalten habe," entgegnete der Candidat. „Wenn der Verſtorbene aber die Sünden der Vorfahren beklagte, ſo dachte er wohl an frühere Schickſale ſeiner Stadt. In alter Zeit wollte die Mehrzahl der Bürger von Thorn lieber zu Polen gehören als zu dem Ordensland Preußen. Damals hat die polniſche Partei in der deutſchen Stadt viele Mitbürger, weil ſie zu Preußen hielten, in Bruderhaß auf dem Schaffot hingerichtet und die Stadt unter die Krone Polen gebracht. Jetzt haben die Polen den Nachkommen jener Alten daſſelbe gethan, denn ſie haben durch Hinrichtungen den Enkeln vergolten, daß die Ahnen einſt ihre Köpfe der Krone Polen untergeſtellt hatten. Und in Thorn gibt es Leute, welche ausrechnen, daß es ſeit jener alten Hinrichtung der preußiſchen Partei jetzt gerade das ſiebente Glied iſt, an welchem die Strafe vollzogen wird nach den Worten der Schrift. Solches Gericht des Herrn iſt uns Menſchen furchtbar und entſetzlich."

„Es wird auch an den Jeſuitern und Niepozwalums heim-

geſucht werden bis ins ſiebente Glied," rief der König ſeinen Stock ſchüttelnd. „Woher wißt ihr aber, daß die Hingerichteten gerade Nachkommen jener alten Uebelthäter ſind. Der Schuſter Wunſch war ein geborener Brandenburger, wie kommt der dazu? Das riecht nach Prädeſtination."

„Der Tod traf die Armen nur, weil ſie in der Stadt lebten, über welcher der Fluch hing," antwortete Friedrich traurig. „Gerade das, was Eure Majeſtät ſagen, macht uns ſolch göttliches Strafgericht allzu hoch und ſchwer, und uns bleibt nichts übrig als demüthig zu rufen: des Herrn Wege ſind nicht unſere Wege. Als die Angſt über dieſe Strenge mir im Herzen riß, hat mich der Gedanke getröſtet, daß unſer Vater im Himmel dadurch die Menſchen an die Pflicht mahnen will, altes Unrecht ihrer Vorfahren wieder gut zu machen, und daß er nur zuweilen an den Einzelnen ſchwere Vergeltung übt, um die Menge der Irrenden und Verſtockten auf den rechten Weg zu weiſen. Darum vertraue ich, er wird noch die Herzen der Könige lenken, und wird das unglückliche Thorn, welches ihn jetzt in der Noth anruft, nicht gänzlich den wilden Polen überlaſſen, ſondern ihm die Rettung bereiten."

Während der Theologe in ſeiner Begeiſterung ſprach, ging eine Thür auf. Zwei halbwüchſige Knaben in Soldatenröcken traten ein und ſtellten ſich militäriſch auf. Der König ſchritt in großer Bewegung auf und ab, muſterte aber doch im Vorübergehen die Knaben und gebot dem einen, indem er mit dem Stock ſeinen Rücken berührte: „gerade ſtehn!" Dann wandte er ſich zu dem Fremden und begann in gütigem Tone: „Haſt du dich um die Thorner gegrämt, ſo habe auch ich ihretwegen ſchlafloſe Nächte gehabt und Gott angerufen, daß er da helfen möge, wo unſer guter Wille nichts vermag." Er trat wieder dicht vor den Jüngling, ſah an ihm hinauf und frug, ihm einen Knopf am Rocke drehend, vertraulich: „Warum willſt du meinen blauen Rock nicht tragen?"

„Ew. Majeſtät, ich bin Theologe und mein Amt iſt nicht

der Krieg, ſondern Verkündigung der Lehre, welche gegeben ward, um Frieden auf die Erde zu bringen.“

„Ich ſoll euch alſo ziehen laſſen?“ frug der König wieder unzufrieden. „Und was wollt ihr noch?“

„Ich flehe Ew. Majeſtät an, meinem Bruder Urlaub zu geben. Der Vater iſt geſtorben, die Mutter iſt krank.“

Der König ging einige Schritte und ſah ſich den Bittſteller wieder an. „Wie viel Kinder hat euer Vater hinterlaſſen?“

„Nur meinen Bruder und mich.“

„Hat eure Mutter einen Sohn in meinem Dienſte, ſo will ich ihr den zweiten nicht nehmen,“ entſchied der König mit Selbſtüberwindung. „Du ſollſt nicht von mir gehen und zu den Wolken ſchreien, daß ich ein Tyrann bin. Dein Bruder kann Urlaub haben, aber unter einer Bedingung: du bürgſt mir dafür, daß er in meinen Dienſt zurückkehrt, und du bürgſt mir mit deinem eignen Leben. Kommt er nicht, ſo kommſt du und trittſt für ihn ein. Willſt du mir das verſprechen, ſo ſollſt du ihn haben.“

Friedrich ſtand betroffen; er wußte, daß die Mutter daran dachte, den Sohn in ihrer Nähe zu bewahren, und er fürchtete auch ſtille Hoffnungen des Bruders durch ſein Gelöbniß zu kreuzen.

„Kurz und gut,“ fuhr der König fort, „keine Bedingung und Ausrede; willſt du als ein ehrlicher Mann verſprechen: er oder du?“

„Ja,“ antwortete Friedrich leiſe.

Der König maß ihn noch einmal mit den Augen, öffnete ſchnell die Thür des Vorzimmers und rief dem Officier zu: „Der Freicorporal König von Markgraf-Albrecht hat von morgen Urlaub nach der Heimat; ſorge dafür, daß dieſer hier einen ſichern Paß bekommt, ſeinen Bruder zu begleiten.“

6.

Bei den Sachsen.

Als Friedrich mit dem Urlaub in das Quartier des Bruders trat, fiel August ihm gerührt um den Hals. „Du hast mir deine brüderliche Liebe erwiesen, wie der Vater wollte; wird auch für mich eine Gelegenheit kommen, dir dafür zu danken?“ „Vielleicht kommt die Zeit, wo einem von uns ein weit größeres Opfer zugemuthet wird,“ antwortete Fritz, welcher an Dorchen dachte. Es wurde eine frohe Heimfahrt für Beide. Die als Knaben geschieden waren, fanden einander in männlichem Jugendmuth wieder, und jeder freute sich über die Tüchtigkeit des andern. Auch die Mutter genoß, als die Brüder Hand in Hand vor ihr standen, zum ersten Male seit dem Tode des Gatten ein großes Glück. Aber nur wenige Tage durfte Fritz bei der Mutter weilen, die Reise hatte seine Ferienzeit völlig in Anspruch genommen, er mußte aufbrechen, um seinen neuen Zögling in Empfang zu nehmen und nach England zu geleiten. Als er schied, war Dorothee noch nicht aus Berlin angekommen und Fritz sagte sich vergebens zum Troste, daß ihm dies lieb sein müsse.

In der zärtlichen Pflege der Mutter suchte August sich die Gedanken an das freudenlose Leben der Zukunft fern zu halten. Aber bald wurde er durch Gerüchte und durch die Zeitungen daran gemahnt. Die Ereignisse zu Thorn und der tiefe Unwille Friedrich Wilhelms hatten zwischen dem preußischen und polnischen Hofe so große Feindseligkeit aufgeregt, daß ein krie-

gerischer Zusammenstoß zu erwarten war. Die sächsischen Truppen wurden eilig vermehrt, der Verkehr an der Grenze stockte, die Behörden der beiden Länder verweigerten einander bereits die gewöhnliche Aushilfe und Unterstützung. August wurde von den sächsischen Officieren, die er zufällig traf, mit kalter Nichtachtung behandelt, und erkannte mit Schrecken, daß die Frage an ihn herantrat, ob er gegen sein Vaterland in das Feld ziehen dürfe. Er schrieb, ohne der Mutter von seiner inneren Unsicherheit etwas zu sagen, deshalb an den Bruder nach London. Doch bevor die Antwort einlief, kam sein Vormund angefahren, und mit ihm ein Hauptmann von Wölfert aus einer nahen sächsischen Garnison. Der Vormund erklärte, es sei unmöglich, daß in solcher Zeit sein Mündel in preußischen Dienst zurückkehre, und der Hauptmann setzte hinzu: er habe den Fall seinem Obersten vorgetragen, Monsieur König könne sogleich in dem sächsischen Regiment als Fähnrich eintreten, um nach einem Jahr Lieutenant zu werden. August weigerte sich standhaft, obgleich die Mutter die Hände rang und ihm zurief, es werde ihr Tod sein, wenn er wieder in die ägyptische Dienstbarkeit ziehe. Endlich entschied der Vormund: „Wenn mein Herr Neffe sich durch ein Versprechen, welches sein Bruder unter ganz anderen Verhältnissen gegeben hat, verpflichtet hält, in dem Dienst einer feindseligen Macht zu beharren, so würde als letztes Mittel übrig bleiben, ein allerhöchstes Verbot gegen die Rückkehr zu veranlassen. Doch bevor dies Aeußerste unternommen wird, ist der nächste Weg der beste, daß mein Herr Neffe unter Angabe der patriotischen Gründe um seine Entlassung aus dem preußischen Dienst einkomme. Ist diese früher verweigert worden, so ist jetzt die Lage der Sache eine ganz andere, auch den Herren Preußen kann nichts daran liegen, einen Sachsen wider seinen Willen bei der Fahne festzuhalten."

Wenige Tage darauf erhielt August die Antwort des Bruders: „Da der Wille unserer lieben Mutter und dein Pflichtgefühl für die sächsische Heimat auf der einen Seite stehen,

auf der anderen das Verſprechen deiner Rückkehr, ſo darfſt du durch die Bitte um Entlaſſung allerdings verſuchen, des preußiſchen Dienſtes ledig zu werden. Wird dir der Abſchied verweigert, ſo müßte einer von uns beiden ſich zur Verfügung des Königs Friedrich Wilhelm ſtellen.“ Dies entſchied. Der Corporal ſandte zum zweiten Mal ſein Abſchiedsgeſuch an die Compagnie, und ſchrieb zu gleicher Zeit einen beweglichen Brief an ſeinen Gönner, den Major Vogt. Er ſelbſt erwartete wenig von dieſem Verſuche und bereitete ſich zur Abreiſe. Und als er nach mehren Wochen die Antwort aus dem Stabsquartier erhielt, pochte ihm das Herz. Aber glückſelig las er den Inhalt, denn der Major ſchrieb, daß ſein hoher Chef, der Markgraf, die Berechtigung dieſes Abſchiedsgeſuches anerkannt und die Entlaſſung verfügt habe. Der Entlaſſungsſchein ſei bereits ausgefertigt, nach Berlin zur höchſten Kenntnißnahme geſandt und werde dem Bittſteller demnächſt zugehen. Darauf wünſchte ihm der Major höflich Glück zur Löſung ſeines Dienſtverhältniſſes und ſprach den Wunſch aus, daß er in ſeiner Heimat ſich als braver Officier bewähren möge.

Befreit von der Laſt, die ihn lange bedrückt, athmete Auguſt auf. Er fuhr mit dem Schreiben in die Garniſon des Herrn von Wölfert, empfing Glückwünſche und wurde ſogleich zum Oberſten geführt. Auch dieſer nahm ihn zuvorkommend auf und ſagte: „Auf Grund dieſes Briefes, deſſen Handſchrift und Schreiber mir wohlbekannt ſind, können Sie zur Stelle in mein Regiment eintreten.“

„Doch habe ich den Entlaſſungsſchein noch nicht in Händen,“ wandte Auguſt ein.

„Der Brief genügt,“ verſetzte der Oberſt. „Uebrigens darf es nicht von dem Belieben eines fremden Monarchen abhängen, ob ein Sachſe in das Heer ſeines Vaterlandes eintreten ſoll oder nicht. Und ich rathe Ihnen nicht zu zögern, denn unſere Augmentation wird in Kurzem beendigt ſein und der Aufſchub könnte Ihnen die Stelle unſicher machen, die Zuſendung des

Entlaſſungsſcheins erfolgt bei den gegenwärtigen geſpannten Verhältniſſen vielleicht erſt nach langer Zeit."

So wurde Auguſt Fähnrich in einer Compagnie des Leibregiments. Die beglückte Mutter rühmte jetzt, daß ihre Verwandten dies für ihn durchgeſetzt hatten, und erzählte, wie Tanten und Bäschen deshalb beim Stabe und in Dresden hin- und hergelaufen waren, er vernahm auch, daß Herr von Mickau mit der Mutter vertraulich einige artige Geſchenke beſprach: ſeidene Roben und einen Satz von dem neuen meißner Porzellan, welche an Gönnerinnen in der Hauptſtadt als Recompens geſendet wurden. In ſeiner Freude ſorgte er wenig darum. Sein Dienſt wurde ihm leicht, er war durch die preußiſche Schule feſt geworden und fand ſich ſchnell in das Abweichende des Commandos und der militäriſchen Einrichtungen. Die Mehrzahl ſeiner Kameraden hatte nicht mehr Schulweisheit zur Fahne gebracht als die preußiſchen, aber ſie waren bequemer im Verkehr. Er ſtand jetzt in größerer Garniſon und hatte Gelegenheit auch im Geſpräch mit unterrichteten Civiliſten ſeine Bildung zu erweiſen und geſcheidte Urtheile zu hören. Der Familie wegen empfing er Freundlichkeit ſelbſt von Unbekannten, und wenn er ſeinen gegenwärtigen Zuſtand mit der Oede und Verlaſſenheit der preußiſchen Garniſon verglich, ſo kam er ſich vor wie in einer beſſeren Welt.

Als er einſt mit ſolchen Gedanken auf der Straße ging, ſah er an einer Hausthür einen kleinen Mann ſtehen im Schlafrock, mit röthlicher Naſe und kluger Miene. Der Kleine betrachtete ihn mit unverhohlener Bewunderung: „Welche Freude, Herr Fähnrich, daß ich Sie hier wieder finde." Das Geſicht des Fähnrichs zog ſich drohend zuſammen, er erkannte denſelben Magiſter, der früher als Pasquillant der Familie ſchwere Tage bereitet hatte, und wollte mit kaltem Dank vorübergehen. Aber der Kleine vertrat ihm flehend den Weg. „Obwohl mir bewußt iſt, daß Sie mich ohne Vorliebe regar-

diren wegen eines alten unbegründeten Verdachtes, so muß ich Ihnen doch sagen, da ich Sie jetzt als Herrn Officier vor mir sehe, daß auch ich mit großer Bekümmerniß den Verlust Ihres hochverehrten Vaters vernommen habe; er war ein Mann ganz nach dem Herzen aller Edlen, und ich sehe und vernehme mit Freuden, daß sein Herr Sohn ihm nachgeartet ist."

„Ich danke Ihnen, Herr Magister," antwortete August von oben herab.

„Gehen Sie nicht so stolz vorüber, verehrter Herr Landsmann," bat der Kleine, „erweisen Sie mir nur auf einen Augenblick die Ehre einzutreten, damit ich des schmerzlichen Gefühls enthoben werde, daß dieselben ungünstig von mir denken; denn ich habe Sie bereits gekannt, als Sie Ihr erstes rothes Röckchen trugen. Denken Sie noch daran, wie ich Sie damals in aufrichtiger Schätzung Ihrer Familie mit einer Düte Pfeffernüsse regalirte? heute bitte ich um Erlaubniß Ihnen mit einem Glase eigenen Wachsthums aufzuwarten." — „Ich kann mich nicht aufhalten, Herr Magister."

„Nur im Stehen," bat der Magister.

Der Fähnrich blieb in dem Flur, der Magister brachte ihm mit Verbeugungen eine Kanne Landwein zugetragen, und erzählte, während der Gast das Glas in der Hand hielt, daß seine Frau in dieser Stadt einen sehr reichen Onkel beerbt habe, und daß er jetzt als wohlhabender Hausbesitzer die Ernte des eigenen Weinbergs an gute Freunde ausschenke. „Doch," fügte er mit einem trüben Blick nach dem Innern des Hauses hinzu, „nicht alle Götter lächeln dem Sterblichen freundlich zu; wer von Minerva und den Musen Gunst erfährt, wird vielleicht von Venus und Juno kurz gehalten." Eine scharfe Frauenstimme aus der Tiefe des Kellers rief seinen Namen und fügte einige Scheltworte hinzu. „Mehr Juno als Venus," sagte er wehmüthig und wies mit dem Daumen nach der Tiefe.

Seit dieser Begegnung hatte August zuweilen Mühe sich der Verehrung des Magisters zu entziehen, zumal wenn er

des Nachmittags beim Hauſe vorbeikam, wo der Kleine durch die Gunſt ſolcher Götter, mit denen er auf gutem Fuße ſtand, in einen gehobenen und redſeligen Zuſtand verſetzt war. Es ergab ſich bald, daß der Magiſter eine beſondere Vorliebe für kriegeriſches Weſen hatte. So oft die Trommler durch die Straßen ſchritten und die Wache aufzog, ſtand er an der Thür. „Cäſar hatte wenig Haupthaar," ſagte er zu dem Fähnrich, ſeine eigene Perücke hin und herziehend, „und Prinz Eugen iſt nicht hoch von Wuchs; auch ich habe ſeit meiner Jugend zu nichts ſo große Neigung gehabt als zum Amt eines Oberſten oder Generals. Glauben Sie, hochverehrter Herr Fähnrich, es gibt für einen Mann keine größere Luſt als zu kommandiren: ſchießt mir dorthin oder jagt mir den aus der Stadt, Himmeldonnerwetter! puff! und nieder mit ihnen! Das war mein Beruf, und vertraulich zu reden, ich habe noch Stunden, wo ich meiner Juno einen Poſſen ſpielen und mich unter die Fahnen des Kriegsgottes ſtellen möchte."

„Ich kann's nicht rathen, Herr Magiſter," antwortete Auguſt. „Bevor Sie ſoweit kommen, daß die Lictoren mit den Ruthenbündeln vor Ihnen herſchreiten, müſſen Sie ſich erſt der Gefahr unterziehen, ſelbſt Spießruthen zu laufen." — „Das ſchreckt mich nicht," verſetzte der Gelehrte geheimnißvoll, „auch in Bürgerhäuſern gibt es Beſen, welche widerwärtig ſtreichen."

Als Auguſt eines Abends in ſein Quartier kam, fand er auf der Hausſchwelle eine kleine Geſtalt ſitzen, welche ſich mit dem Taſchentuch ſchneuzte und dann die Hände zum Himmel hob.

„Was thun Sie hier, Herr Magiſter?" frug er verwundert. Der kleine Mann fuhr in die Höhe und ſprach ſchluchzend: „Ich melde mich!" — „Wozu, Herr Magiſter?" Der Kleine griff wieder nach ſeinem Taſchentuch. „Ich halte es nicht länger aus. Die öfter erwähnte Juno verdient es nicht beſſer. Ich melde mich als Rekrut bei Ihrer Compagnie!"

Auguſt lachte. „Beſchlafen Sie's, Herr Magiſter." Aber der unzufriedene Gatte faßte ihn am Aermel und erklärte

heftig: er wisse wohl, was er sage, er wolle jetzt werden, was ihm immer im Sinne gelegen, denn zu Hause halte er es nicht aus, und er wolle in die Compagnie zu Herrn König treten. — August sagte, um ihn zu beruhigen: „In der Finsterniß kann Ihre Annahme nicht stattfinden, machen Sie mir morgen früh die Freude auf ein Schälchen Thee mein Gast zu sein.“ Am andern Morgen lud August den Premierlieutenant zu sich und beide harrten des Magisters. Dieser stellte sich pünktlich ein, setzte sich ernsthaft zu seiner Tasse nieder und als August die Verhandlung mit der Frage einleitete: „Wissen Sie auch, Herr Magister, daß Sie sich gestern bei mir zum Rekruten gemeldet haben?“ da erklärte der Verzweifelte nüchtern und bestimmt, daß er das sehr wohl wisse und daß er auf seinem Willen bestehe. August hielt ihm vor, wie wunderlich es sei, daß er Frau und Hausstand aufgebe, der Magister aber sprach sich über alles civile Leben, ja sogar über das Glück der Ehe verächtlich aus und behauptete, wenn der Herr Fähnrich, für den er besondere Affection empfinde, ihn nicht annehme, so gehe er von hier sofort zu einer andern Compagnie. Die Officiere sahen einander an. „Wohlan,“ sprach der Fähnrich aufstehend, „wenn Sie es so haben wollen, so muß ich Ihr Verlangen erfüllen und Sie bei meinem Capitän melden.“ — Gerade das wollte der Magister. „Habe ich Sie aber gemeldet, so werden Sie erfahren, daß wir keine lustigen Zechbrüder sind, welche mit sich spielen lassen.“ Auch das wußte der Gelehrte, und er bat den Fähnrich und den Lieutenant sogleich sein Versprechen in ihre Hand zu empfangen, damit die Sache endlich die erforderliche Festigkeit erhalte. August meldete dem Capitän den Handel und dieser gab erfreut den Befehl, am nächsten Morgen den Rekruten zu ihm zu führen.

Den Tag darauf ging August in das Haus des Magisters und da dieser noch schlief, trat er auf die Schwelle des Schlafzimmers und gebot: „Der Rekrut, Magister Blasius, soll aufstehen und zum Capitän kommen!“

Hinter der Gardine bewegte sich's, der Magister steckte den Kopf heraus: „Hören Sie, Herr Fähnrich, ich habe nicht geglaubt, daß es so eilen würde. Entschuldigen Sie gütigst, ich kann heut nicht mitkommen.“ Zugleich erhob eine weibliche Stimme sehr heftige Beschwörung mit vielen Scheltworten. Der Fähnrich behauptete seinen Ernst, frug den Magister, ob er gesonnen sei, gutwillig mitzukommen oder nicht, und als der Magister erklärte: „Heut kann ich wirklich nicht“, schickte August nach der Wache. Im Hause entstand Geschrei und Wehklagen, eilig wurde der vornehme Bruder, Doctor der Rechte und angesehener Beamter, zu Hilfe geholt. Dieser kam zugleich mit der Wache und wollte den Fähnrich über die Nichtigkeit seiner Ansprüche verständigen, August aber wies ihn kurz ab: „Ich bitte, daß Sie mir in meinem Beruf keine Collegien lesen, verfahre ich unrecht, so wissen Sie, wo ich zu belangen bin.“ Da zog sich der Doctor schleunig zurück, der Magister aber stand im Nachtkleide festgehalten durch die Arme seiner Gattin, welche ihn in heller Verzweiflung vor der Kriegsmacht schützen wollte. Erst das Geklirr der eintretenden Wache befreite den kleinen Herrn, der sich jetzt gutwillig zum Abgang rüstete, unterwegs seinen Soldatenmuth wiederfand und auf die zornige Frage des Fähnrichs, ob er das Regiment zum Narren habe, versicherte, daß ihm das kräftige Verfahren gerade Recht sei, seine Frau brauche nicht zu wissen, daß er aus eigener Neigung Militär werden wolle. So wurde er zum Hauptmann geführt, legte dort bereitwillig den Eid der Treue ab, schrieb eigenhändig seinen Namen in die Stammliste und erhielt sogleich Urlaub und das Recht bis auf weitere Ordre zu der Gattin und seinem Hauswesen zurückzukehren.

Während aber August mit sich wohlzufrieden war, flüsterte und summte es durch die ganze Stadt, und nach der Residenz liefen bogenlange Beschwerden. Der Bruder des Magisters erklärte laut, er werde den Schimpf, welcher der Familie angethan sei, nicht ruhig ertragen und wenn es ihn das halbe

Vermögen kosten solle. Seine Klagen, und, wie die Officiere behaupteten, wohlangebrachte Geschenke, hatten auch Erfolg, denn ein geheimer Kriegsrath fuhr als Mustercommissar des Regiments mit einer Commission von Officieren und Beamten in die Garnison ein.

Als der Fähnrich vor die Commission gefordert wurde, wollte der Vorsitzende zuerst von ihm wissen, aus welchem Grunde der Hauptmann den kleinen, alten, offenbar unbrauchbaren Magister angenommen habe. August fühlte sich durch den Verdacht, welcher der Frage zu Grunde lag, in der Seele seines Vorgesetzten bitter gekränkt und entgegnete: „Ich muß einer hohen Commission die Antwort auf diese Frage verweigern, weil die Frage ganz unmilitärisch ist, denn dem Soldaten steht es durchaus nicht zu, einen Vorgesetzten nach dem Beweggrund seiner Handlungen zu fragen.“ Und als der Rath auf's Neue drängte: „Sie sollen nur Ihre Meinung zu Protokoll geben, die Sie sich jedenfalls gebildet haben,“ da versetzte der Fähnrich: „Meine Meinung zu sagen wäre ich vollends nicht verpflichtet. Doch bin ich bereit zu erklären, was ich selbst in ähnlicher Lage thun würde. Wenn eine Person wie der Herr Magister sich bei mir, als dem Hauptmann, freiwillig meldet, so werde ich sie annehmen zum Nutzen des Regiments und des königlichen Dienstes, auch wenn ich sie für völlig unbrauchbar halte. Denn da ich weiß, daß dem Eingeschriebenen selbst sein Wunsch bald verleidet wird, und seine Anverwandten ihn in keinem Fall beim Regiment lassen, so bin ich sicher, als Ersatz für ihn einen brauchbaren Mann zu empfangen. Jeder Capitän aber ist durch seinen Eid verpflichtet, die Compagnie für des Königs Majestät vollzählig und in gutem Stande zu erhalten.“

Dagegen wußte der Vorsitzende nichts einzuwenden, aber er bedräute jetzt den Fähnrich selbst: „Wie durften Sie sich unterstehen, einen verheirateten Mann von Condition aus dem Bette zu holen? Ist Ihnen nicht bewußt, daß der Magister

als graduirter Gelehrter einen höheren Rang hat als Sie ſelbſt?“ Auf ſolche Fragen verlor Auguſt die Geduld: „Wenn ein graduirter Mann ſich durch Handgelöbniß verbunden hat, als Soldat einzutreten, ſo hole ich ihn, ſobald mein Hauptmann es befiehlt, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, aus dem Bett oder aus der Kirche, ohne zu fragen, wie vornehm er iſt. Und wenn es der Herr geheime Kriegsrath ſelbſt wäre, ich würde Sie holen und im Fall des Widerſtandes arretiren. Und ich bitte meine Rede Wort für Wort ins Protokoll zu ſchreiben.“

Da hob der Vorſitzende empört die Hände zum Himmel, und der Fähnrich wurde mit ſtarken Vorhaltungen über ſein dreiſtes und zu Gewaltthaten geneigtes Weſen aus dem Verhör entlaſſen. Doch ein alter Oberſtlieutenant von der Commiſſion folgte ihm in das Vorzimmer und reichte ihm dort die Hand. Vom Oberſten erhielt er kurz darauf einen langen ſchriftlichen Verweis wegen ſeines heftigen und keineswegs reſpectuöſen Benehmens, unter der Hand aber die Verſicherung, man ſei beim Stabe ganz mit ihm zufrieden; ſodaß er merkte, der Dienſt werde hier anders gehandhabt als im Preußiſchen. Der Magiſter empfing, ohne einen Erſatzmann zu ſtellen, ſeinen ehrlichen Abſchied. Und er blickte ſeitdem ſcheu und betrübt zu dem Fähnrich auf, wenn dieſer ſtolz an ihm vorüberging.

Nur Eines war wunderlich, der Entlaſſungsſchein aus dem Preußiſchen kam nicht. Auguſt hatte ſogleich nach der Anzeige des Majors dem Bruder geſchrieben, daß er den Abſchied erhalten, ihm war damals gar nicht eingefallen, daß ſich noch ein Hinderniß erheben könne, weil er wußte, daß Annahme und Entlaſſung der Unterofficiere vom Chef des Regiments allein abhing. Jetzt ſtiegen ihm Zweifel auf.

Aber er vergaß ſeine Bedenken über einem frohen Ereigniß. Das Regiment wurde nach Dresden commandirt, um die Beſatzung der befeſtigten Reſidenz zu verſtärken. Auguſt freute ſich während des Marſches wie alle jungen Officiere auf das

großartige Leben, doch merkte er nach der Ankunft schon in den ersten Tagen, daß ein Fähnrich, der nicht aus vornehmer Familie war oder sorglos Geld ausgab, nur von der Straße den Glanz und die Herrlichkeit betrachten durfte. Und der Dienst in seiner Compagnie wurde beschwerlicher, denn der neue Premierlieutenant war ein junger Graf, der gar nicht beim Regimente stand, sondern die Uniform auf seinen Reisen trug, und der Lieutenant war Sohn eines Herrn vom Hofe und blieb die meisten Abende der Woche vom Dienst dispensirt.

Doch auch August sollte der Wunder theilhaftig werden, womit die prächtige Stadt damals den Zugereisten überraschte. Als er einst in der Nähe des Schlosses das Gewühl reichbekleideter Spaziergänger betrachtete, die Portechaisen, in welchen vornehme Damen von riesigen Haiducken getragen wurden, vergoldete Caroſſen, edle Pferde in prächtigem Geschirr, die Kutscher in Tressenlivree auf hohem Bock und auf dem Trittbret hängende Lakaien, da fuhr ein vornehmer Wagen vorüber, in welchem zwei Frauen saßen, und eine von den beiden glich der Tochter seines alten Hauptmanns. „Es war nur eine Aehnlichkeit," sagte sich August während ihm das Blut zum Herzen schoß; da sah er, als der Wagen um die Ecke rollte, daß eine kleine Hand zum Fenster herauswinkte. Er eilte nach, aber er vermochte die schnellen Pferde nicht einzuholen. War es ein Zufall oder war es ein Gruß, und war Friederike zu einer Dame geworden, welche in der Caroſſe fuhr? Ihm wurde siedend heiß. Vergebens suchte er sich auf das Aussehen der anderen Frau zu erinnern, ihm kam vor, als sei sie sehr jung gewesen; auch von dem Wagen und den Pferden wußte er nichts Ungewöhnliches anzugeben. Es nutzte ihm nichts, daß er die nächsten Tage in jeder Freistunde durch die Straßen irrte und argwöhnisch in jeden Wagen blickte. Er sah das geliebte Mädchen nicht wieder.

Als August am ersten Tage des nächsten Monats sein Traktament geholt hatte und in sein kleines Quartier zurück-

kehrte, fand er in der Stube ein Packet, welches ein fremder Mann für ihn abgegeben, und darin zwei bunte Porzellanfiguren, Schäfer und Schäferin, von denen jede zierlich auf einem Felsen saß. Er hatte bis dahin der neuen Erfindung keine Beachtung gegönnt, aber er wußte doch, daß die Figuren eine kostbare Zuwendung waren. Natürlich dachte er sogleich an Friederike. Sollte dies eine Gegengabe für den Stieglitz sein? Aber er verwarf den Gedanken sogleich wieder; nach Allem, was er von ihr wußte, sah ihr dies seltsame Geschenk nicht ähnlich. Er stellte die Figuren auf die bunte Kattundecke der Commode, wo sie neben dem Tabakskasten und den Thonpfeifen standen, wie aus dem Feenland in das gemeine Menschenleben verschlagen.

Doch bei dieser Spende blieb es nicht; am ersten des folgenden Monats wurde wieder etwas abgegeben, diesmal eine Puderquaste mit goldenem Griff; nach gleicher Zwischenzeit erschien eine Bonbonnière mit süßem Inhalt und dabei lag ein Zettel, auf welchem mit grober Hand geschrieben war: „Du hast dich, wo es Noth, zu geben bald beflissen. Empfange jetzt den Dank, vertrau' trotz Hindernissen."

Das konnte von niemand Anderem kommen als von der Tochter des Hauptmanns; aber nach der ersten Freude kam ihm wieder die Verwunderung, und er zürnte sich selbst wegen des geheimen Mißbehagens, das er empfand.

Unterdeß wurde er auch während des Dienstes durch kleine Abenteuer in Anspruch genommen. Sein Regiment gab die Wache, er visitirte vor dem Quartier des Capitäns die Parade der Compagnie und marschirte mit der Mannschaft nach dem Pirnaischen Thore ab. Auf dem Wege wurde er selbst durch seinen Obersten aufgehalten. Wie er zur Wache kam, hatte der Unterofficier bereits die Vergatterung geschlossen, durch welche das Thor während der Ablösung für den Verkehr gesperrt ward, und eine Anzahl Leute wartete am Gatter geduldig auf die Eröffnung. Als die Schildwache ihm aufthat, weil er

Officier im Dienſte war, wollte ſich ein Mann in grauem Habit, der einen Hut mit goldener Treſſe und an der Seite einen Hirſchfänger trug, ebenfalls durchdrängen, begann, da ihn der Poſten zurückwies, gröblich zu ſchimpfen, und mühte ſich, das angelehnte Gatter mit ſeinen Händen aufzureißen, indem er rief, daß er ebenſoviel Recht habe zu paſſiren als der Officier, ſo daß der Soldat ihn endlich zurückſtoßen mußte. Als Auguſt ſich umwandte, nach dem Namen frug und zur Ruhe ermahnte, ſchrie der Fremde: „Ich bin gräflicher Hausmeiſter und Sie haben mir nichts zu befehlen; ich will doch ſehen, wer ſich unterſteht mir das Thor zu ſperren.“ Und er drängte auf's Neue und riß am Gatter. Da ließ Auguſt den Tobenden arretiren und nach der Hauptwache ſchaffen und erſuchte den Officier der abgelöſten Mannſchaft, welcher den Vorfall mit angeſehen hatte, den Hergang und die grobe Widerſetzlichkeit des Mannes zu melden. Der Platzadjutant kam ſpäter ſelbſt zum Thor, ließ ſich von dem Fähnrich berichten und lobte: „Sie haben ganz recht gethan.“ Der Arretirte wurde von der Hauptwache zum Auditeur des Gouverneurs gebracht und von dieſem mit einem ſcharfen Verweis entlaſſen.

Wenige Tage darauf wurde der Fähnrich zu ſeinem Oberſten befohlen, der ihm mit den Worten entgegen kam: „Sie müſſen hohe Gönner haben, Monſieur König. Mir iſt durch ein Billet des Feldmarſchalls mitgetheilt worden, daß der König die Gnade gehabt hat, Sie zum Lieutenant zu ernennen. Ich bekenne Ihnen meine Verwunderung, da ſolche Ernennung ohne Mitwiſſen des Regimentchefs ungewöhnlich iſt.“

„Ich bitte den Herrn Oberſten die Verſicherung anzunehmen, daß ich hier ganz fremd bin, keinerlei Connaiſſance habe und meine Beförderung niemals auf einem anderen Wege betreiben würde, als auf dem, welcher mir durch die Zufriedenheit des Herrn Oberſten eröffnet wird.“ Der alte Herr ſchüttelte den

Kopf. „Und doch ist die Sache unzweifelhaft. Hier ist Ihr Patentbrief, von Seiner Majestät unterschrieben, und mir bleibt nichts übrig als Ihnen Glück zu wünschen.“

Aber der neue Lieutenant wurde schnell aus den Träumen von Glück und Liebe aufgeschreckt, als er wenige Tage darauf wieder zum Obersten beordert wurde. „Was zum Teufel, Lieutenant König, ist mit Ihnen los? Sie sind vor Seiner Majestät hart verklagt. Aus dem geheimen Conseil geht dem Regiment der Befehl zu, Sie wegen Ehrenkränkung eines gräflichen Hausmeisters zur Untersuchung zu ziehen, Ihnen außer der gebührenden Strafe aufzuerlegen, daß Sie den Mann um Verzeihung bitten, und falls Sie sich weigern, Ihre Entlassung zu verfügen.“ August war über den jähen Sturz wie vom Donner gerührt. „Der Vorfall ist bereits früher vor dem Auditeur des Gouvernements verhandelt,“ sagte er. „Werde ich vom Regiment für strafbar befunden, so muß ich mich der Strafe unterwerfen. Den Civilisten aber um Verzeihung zu bitten, bin ich meiner Soldatenehre wegen durchaus nicht im Stande, und ich flehe den Herrn Obersten an, mich im Interesse des Dienstes gegen diese ungewöhnliche Zumuthung zu schützen.“ Darauf erzählte er den Sachverhalt und berief sich auf die Zeugen.

„Das ist eine widerwärtige Affaire,“ sagte der Oberst bekümmert. „Der grobe Hausmeister ist in Diensten der polnischen Gräfin Orczelska, welche zur Zeit die einflußreichste Dame der Residenz und Seiner Majestät so werth ist, daß ich besorge, die Ombrage der erwähnten Dame wird Ihnen verderblich. Ich rathe, daß Sie sich sogleich mit einer Supplik an den Feldmarschall wenden, damit dieser Ihnen möglich macht, Seiner Majestät direct Ihre Sache vorzutragen.“

„Gestatten der Herr Oberst, daß ich diesen letzten Schritt erst dann thue, wenn das Regiment über mein Recht und Unrecht entschieden hat.“

Das war dem Obersten unwillkommen, weil er sich und

dem Regiment nicht eine mächtige Feindin zuziehen wollte, doch konnte er das Begehren des Lieutenants nicht abschlagen. August erschien vor der Commission, diese entschied, daß der Officier nur seine Pflicht gethan habe, und das Regiment berichtete in gleichem Sinn. Aber der höchste Bescheid darauf war nur eine Wiederholung der früheren Forderung: Abbitte oder Entlassung.

Der Oberst war gedrückt und verlegen, als er dem jungen Lieutenant die königliche Ordre mittheilte, August aber mußte lachen, so daß der alte Herr unwillig sagte: „Monsieur König, das ist kein Scherz, es geht zwar nicht an den Kopf, aber an den Kragen."

„Verzeihung, Herr Oberst, mir war nur wunderlich, daß ich zu meiner Vertheidigung gegen eine Dame batailliren soll."

„Was aber wollen Sie thun?"

„Jetzt bitte ich den Herrn Obersten um Erlaubniß, selbst beim Feldmarschall und bei Seiner Majestät um Rücknahme der Ordre bitten zu dürfen." Er eilte zur Stelle in das Palais des Feldmarschalls Grafen Flemming, welcher der mächtige Minister Königs August des Starken war, früher ein Officier von Verdienst, der lange in preußischem Dienst gestanden hatte, jetzt ein gewandter Diener und lustiger Gesellschafter des Königs, ein Mann, der an wenig glaubte und sich über wenig in dieser schlechten Welt wunderte. August erhielt leicht Einlaß und fand in dem Grafen einen stattlichen älteren Herrn in seidenem Schlafrock, der ihn wohlwollend empfing. Während er das Ereigniß vortrug, glaubte er zu hören, daß der Minister vor sich hinsagte: „Die betrunkene Katze"; der laute Bescheid aber war: „Ich denke, die Affaire des Herrn läßt sich arrangiren. Ich an Ihrer Stelle würde den Burschen auch nicht um Verzeihung bitten. Melden Sie sich morgen bei dem diensthuenden Officier vor den Appartements des Königs und erwarten Sie mich dort, ich werde Sie selbst einführen."

Alles geschah, wie er gesagt. Am anderen Morgen schritt der Feldmarschall, dem harrenden August zuwinkend, nach den Zimmern des Königs; nicht lange, die Thür öffnete sich und der Lieutenant erhielt Befehl einzutreten. Seine Majestät stand hoch mit königlicher Miene ihm gegenüber, immer noch eine gebietende Gestalt, obgleich das wüste Leben die vielgerühmte Kraft und Völligkeit bereits gemindert hatte. Er musterte das Aeußere des Lieutenants und drückte dem Grafen durch ein Kopfnicken seine Befriedigung aus. „Ich vernahm, worum es sich für euch handelt," begann der Herr gnädig, „erzählt selbst den Vorfall." Und als August berichtet hatte, sprach der König: „War es, wie ihr sagt, so hat der Verhaftete geringen Grund zu seiner Beschwerde. Ihr thatet ganz recht ihn nicht durchzulassen. Daß ihr ihn als Arrestanten auf die Hauptwache führen ließt, ist wohl im jugendlichen Diensteifer geschehen." Und zum Grafen gewandt fuhr er französisch fort: „Die kindische Gräfin hat ihren Kopf auf die Deprecation gesetzt; ich kann im Grunde dem jungen Manne nicht verdenken, daß er sich weigert dem Schurken Gregor Abbitte zu thun, der Mensch hat sich unter den Polen das Brutalisiren angewöhnt. Versetzen Sie den Lieutenant zu einem anderen Regiment, damit er dem Kinde aus den Augen kommt."

„Das Leibregiment hat sich seiner angenommen," antwortete der Minister mit ehrerbietigem Achselzucken ebenfalls französisch. „Die Versetzung wird in der Garnison Aufsehen machen und die Officiere werden sich beklagen, daß sie an höchster Stelle bei Erfüllung ihrer Dienstpflicht nicht geschützt werden." Und in deutscher Sprache fuhr er fort: „Der unbedeutende Vorfall würde am besten beigelegt werden, wenn der Lieutenant der Gräfin selbst ein artiges Bedauern über das Rencontre aussprächе. Der militärische Stolz, welcher ihn verhindert, dem Hausmeister Entschuldigungen zu machen, dürfte einer liebenswürdigen Dame gegenüber nicht geniren." Der Lieutenant

rückte ſich zurecht, um gegen die Zumuthung zu proteſtiren, aber er ſah die zuſammengezogenen Brauen des Grafen und fing einen warnenden Blick auf, ſo daß er ſtumm blieb. Auch dem Könige gefiel der Vorſchlag ſeines Staatsminiſters nicht, er betrachtete den blühenden Jüngling wieder vom Kopf bis zu Fuß, aber mit weit geringerem Wohlwollen und ſagte kurz: „Das iſt nicht nöthig. Die Sache ſoll durch mich erledigt werden," und verabſchiedete den Lieutenant durch eine kleine Bewegung ſeiner Locken.

Auguſt meldete ſeinem Oberſten den guten Erfolg der Audienz. „Haben Sie etwas Schriftliches erhalten?" frug dieſer. Und auf die verneinende Antwort ſagte er: „Hier aber liegt eine königliche Ordre. Wir warten alſo ab." Aus dem Cabinet erfolgte nichts weiter, Auguſt that ſeinen Dienſt wie zuvor, bis ihn einſt der Oberſt nach der Parade auf die Seite nahm: „Soeben iſt durch das Stadtcommando an mich die Anfrage ergangen, warum Sie die Abbitte noch nicht gethan, und dazu der Befehl die königliche Ordre unverzüglich auszuführen. Suchen Sie ſich ſchnell ſelbſt zu helfen, wenn Sie Gönner finden."

Wieder ſtand Auguſt in der Antichambre des Feldmarſchalls. Er mußte diesmal lange warten, wurde auch gar nicht eingelaſſen, der Graf trat heraus, um wegzufahren, und ſagte im Vorbeigehen achſelzuckend: „Ich bin nicht im Stande Ihnen beizuſtehen. Der Einfluß jener Dame iſt übermächtig geworden. Was ich damals vorſchlug, nicht in der Meinung, daß es nöthig ſein werde, iſt jetzt die letzte Hilfe. Suchen Sie die Gräfin auf und ſagen Sie ihr etwas Verbindliches, die Dame läßt mit ſich reden." Damit ſchritt der Miniſter vorüber. Auguſt ging langſam hinterdrein, an der Treppe blieb er ſtehen und lehnte ſich auf die Brüſtung. Das alſo war das Ende ſeiner Hoffnungen, und ſo ſah der Dienſt in ſeinem Heimatlande aus! Warum ſollte er nicht zu der ſchönen Gräfin gehen? Das thaten ja Alle, von Seiner Majeſtät

und dem Feldmarſchall an. Warum ſollte er, der Lieutenant, eine andere Ehre haben als dieſe? Es war einmal der Welt Lauf. Da kam ihm ſein erſchoſſener Hauptmann in den Sinn, er ſchlug mit der Fauſt auf den Pfoſten der Treppe und rief laut: „Nein!“

„Ja!“ antwortete eine Mädchenſtimme und eine kleine geballte Hand ſchlug neben der ſeinen auf die Treppe. Vor ihm ſtand ein junges Fräulein von etwa vierzehn Jahren in elegantem Hauskleide mit einem feinen Geſicht, das über ihr Alter klug ſchien; ſie neigte das Köpfchen zur Seite, ſah ihn ſchlau an und frug: „Monſieur König, Lieutenant im Leibregiment? Kommen Sie ſchnell mit.“ Sie flog ihm voraus durch mehre Zimmer und rief luſtig an der Thür des letzten: „Bibi, ich habe ihn eingefangen, da iſt er!“ Ein Mädchen ſprang von der Arbeit auf, die Robe, über welcher ſie nähte, rauſchte auf das Parquet, und Friederike ſtand, mit hoher Röthe übergoſſen, vor dem Lieutenant. Auch Auguſt war von dem unverhofften Anblick ſo überraſcht, daß er ſich ſtumm verneigte.

„Iſt das ein Wiederſehen von zweien, die einander gut ſind?“ ſchalt das muthwillige Fräulein. „Hier iſt Bibi's Hand, Monſieur König.“ Sie zog die Widerſtrebende vorwärts. „Wollen Sie ihr einen Kuß geben, ſo wende ich mich ab.“ Sie flog nach einem Seſſel, warf ſich hinein und vergnügte ſich damit, ihren rothen Sammtpantoffel vom Fuße in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen. Auguſt folgte dem Rath, den die junge Dame gegeben hatte: „Seit Wochen ſuche ich Sie vergebens.“

„Ich bin hier als Dienerin der Comteſſe,“ antwortete Friederike befangen.

„Das iſt nicht wahr,“ rief die Comteſſe über die Schulter zurück. „Sie iſt meine liebe Freundin und mir von dem Herrn Vater geſchenkt, damit ſie mich zu einer Deutſchen mache.“ Man hörte der Sprache des Fräuleins an, daß ſie von Fremden

erzogen war. „Ich wundere mich über den Herrn Lieutenant, weil er mit Worten so sparsam ist.“

„Ich höre der gnädigen Comtesse zu,“ versetzte August.

„Ja so,“ sagte die Kleine und schnellte wieder in ihren Sessel zurück.

„Es ist mir weit besser gerathen, als ich zu hoffen wagte,“ erzählte Friederike. „Ich hatte mich wegen eines Unterkommens an unseren Herrn Major Vogt gewandt und dieser schrieb meinetwegen an den Herrn Grafen, den er aus der Zeit des preußischen Dienstes kannte. Da traf es sich gerade, daß unser Herr Graf selbst für die Comtesse Tochter eine Person suchte, welche in Sachsen fremd wäre und ohne Familienanhang. So hatte ich das Glück hierher zu kommen. Denn Monsieur König, Sie ahnen nicht, wie gut mein liebes Fräulein ist.“ Sie eilte zu der Comtesse und neigte sich über die Hand, die kleine Dame aber faßte sie bei den Ohren, küßte sie und streichelte ihr mit der Hand die Wange, wie eine Mutter ihrem Kinde. „Ich weiß Alles,“ sagte sie stolz zu August aufsehend, „daß der Herr Lieutenant sich wie ein echter Cavalier gegen Demoiselle Bibi benommen hat. Nein viel besser. Sie waren ein bescheidener Schäfer und ich hoffe Sie sind ihr von ganzem Herzen gut, obgleich ihr nur stumm aus der Ferne für einander geseufzt habt. Aber Sie sollen wissen, daß Ihre Schäferin auch sehr hübsch zu reden versteht. — Ihren Vogel hat ein Läufer hergebracht und Sie können ihn im Hause wiedersehen.“

„Dagegen habe ich der lieben Demoiselle für größere Ueberraschungen zu danken,“ sagte August, „die mir hier in mein Quartier geflogen sind.“

Friederike sah befremdet zu ihm auf. „Das war ich,“ lachte die Comtesse. „War der Vers nicht schön? ich habe ihn aber nur abgeschrieben.“

„Von einer anderen Verwendung meiner jungen Herrin aber weiß ich,“ sagte Friederike mit glücklichem Lächeln sich

vor dem Officier verneigend: „Ich gratulire dem Herrn Lieutenant zu seiner Charge.“

„Ach, dieses Glück, welches ich der gnädigen Comtesse zu danken habe,“ versetzte August traurig, „hat nicht lange gedauert, ich bin gezwungen meinen Abschied zu nehmen; auch Seine Excellenz, von der ich eben komme, vermochte mir nicht zu helfen.“ Und er erzählte das Unglück. „Mir wurde der Rath gegeben, die Gräfin selbst um Verzeihung anzugehen, ich aber kann mich nicht dazu entschließen.“

Beide Mädchen protestirten lebhaft dagegen. „Das dürfen Sie nicht, um dieser Demoiselle willen,“ versetzte die Comtesse mit mehr Ernst, als sie bis dahin gezeigt. „Verzögern Sie, wo möglich, die Entscheidung bis auf morgen, Monsieur König, vielleicht habe ich Gelegenheit mit dem Herrn Vater über Ihren Handel zu sprechen. Jetzt aber dürfen Sie der Demoiselle noch einmal die Hand geben und dann schicken wir Sie fort. Wollen Sie in Zukunft meinen Liebling sehen, so müssen Sie sich bei mir melden, denn ich bin Herrin im Hause und außerdem die Gouvernante dieses Kindes.“

August versprach Alles und schied mit neuem Lebensmuth.

Am Abend war bei dem Staatsminister glänzende Gesellschaft, der König selbst war zugegen und alle Herrschaften des Hofes, welche sich der König begehrte. Beim Beginn der Assembleen war die Comtesse anwesend, vielleicht nach polnischem Brauch, vielleicht weil der Vater, der sie zärtlich liebte, auf den Geist und Takt stolz war, welchen sie bei solchen Gelegenheiten bewies. Die junge Dame empfing an Stelle der abwesenden Hausfrau die Gäste und zog sich zurück, sobald der König sich zum Spiel niedersetzte oder der Tanz begann. Da der König sie seine kleine Hebe nannte, ihr Vater der mächtigste Mann des Landes war und ihre verstorbene Mutter eine Prinzessin vom höchsten polnischen Adel, so wurde sie auch von den Damen mit ungewöhnlichem Respect behandelt. Und Monsieur August hätte sich über die Haltung gewundert,

mit welcher das ausgelaſſene Kind die Gräfin Orczelska begrüßte, denn bei dem Empfange war das Kind die vornehme Dame, die Gräfin aber, ungeachtet ihrer nahen Beziehungen zum Könige, doch die Unſichere.

Als der König mit der Orczelska und dem Hausherrn ſich zum Triſette geſetzt hatte und die Karten ausgeworfen wurden, trat die kleine Comteſſe an den König und bat: „Bevor ich Eurer Majeſtät gute Nacht ſage, flehe ich um gnädige Erlaubniß auch einmal hinter dem Stuhl mitzuſpielen.“ Der König wandte ſich lächelnd um: „Willſt du mein Partner werden?“ Das Fräulein nickte: „Ich will auf Eure Majeſtät gegen die Gräfin halten, wenn Gräfin Orczelska mir das verſtattet.“

„Worum will die Comteſſe mit mir wetten?“ frug die Gräfin.

„Geld habe ich nicht, aber ich für mein Theil ſetze meinen Papagei, welcher der Frau Gräfin neulich ſo gut gefiel, und die Frau Gräfin verſpricht, wenn ſie verliert, einem Herrn, den ich auswähle, eine Freundlichkeit zu erweiſen, die ich auch beſtimme.“ Da antwortete die Orczelska: „Das iſt gefährlich, Comteſſe. Ehe ich darauf eingehe, müßte ich wiſſen, wer der Herr iſt.“ Das Fräulein nahm ſchnell ein Pergamentblatt, ſchrieb mit dem Goldſtift den Namen: Auguſt K., und wies ihn der Polin. Dieſe las, nickte ihr lachend zu und ſah den König an, und die Damen legten die Fingerſpitzen zur Bekräftigung aufeinander. Das Spiel begann, der König hatte nicht gute Karte, aber die Gräfin war befliſſen ihr Spiel zu verlieren, und ſo machte ſich's, daß die Majeſtät und mit ihr das Fräulein gewannen. Da verneigte ſich das Kind vom Hauſe tief vor dem König und der Gräfin und ſagte: „Majeſtät, der Herr, dem die Gräfin einen Gefallen zu thun verſprochen hat, iſt Auguſt König, Lieutenant im Leib-Regiment, und das Gute, was die Frau Gräfin ihm thun wird, iſt, daß ſie die Forderung aufgibt, er ſolle ihrem Hausbedienten

Abbitte thun." Die Gräfin erröthete vor Unwillen und wandte sich zum Minister: „Diese Surprise haben Excellenz arrangirt. Das Spiel mit dem Gleichklang der Namen war kein Meisterstück."

„Papa ist unschuldig, gnädige Gräfin," sagte die Kleine. „Ich traf den Lieutenant zufällig in unserem Hause, als er von Papa ohne günstigen Bescheid entlassen war. Seien Sie nicht böse auf mich, daß es mir Freude macht auch einmal Jemanden zu protegiren. Hätten Sie den armen Jungen gesehn, wie traurig er war, er hätte auch Ihnen leid gethan. Bitte, schenken Sie mir die Verzeihung für den Lieutenant und nehmen Sie dafür den Papagei."

„Frauen halten ihr Wort gegeneinander," sagte die Orczelska. „Ich bitte Eure Majestät den genannten Lieutenant zu pardoniren." Und zu der Tochter vom Hause gewandt fuhr sie fort: „Er soll sich nicht nur bei der lieben Comtesse bedanken, sondern auch bei mir."

Da aber entschied Seine Majestät mit hoher Würde: „Es ist für einen Officier am besten, wenn er Niemandem zu Dank verpflichtet ist als seinem Landesherrn. Theilen Sie ihm seinen Pardon mit, Flemming."

7.

Unſicheres Glück.

Am erſten jeden Monats durfte der glückliche Lieutenant ſeine liebe Demoiſelle im Hauſe des Grafen beſuchen; dann war immer die kleine Comteſſe zugegen, ſie las in einem Buche und fuhr nur zuweilen in das Geſpräch der Liebenden hinein. Doch trotz dem Zwang, den ihre Gegenwart auferlegte, lernte Auguſt jetzt ſein Mädchen in anderer Weiſe lieben als früher, er erkannte nicht nur, daß ihr Herz an ihm hing, auch daß ſie geſcheidt und redlich war und in ihrem Charakter dem Vater gar nicht unähnlich. Zuweilen verwünſchte er die Beſchränkung des Verkehrs, doch trug gerade das Ungewöhnliche der Beſuche dazu bei, ſeinem lebhaften Sinn das Verhältniß reizvoll zu erhalten. Und als ſein Regiment in die alte Garniſon zurückkehrte, wurde zwar die Trennung ſchwer und das Abkommen der Liebenden, einander fleißig zu ſchreiben, vermochte nur wenig zu tröſten, aber Auguſt behielt doch die gehobene Stimmung. Er war wieder geneigt, ſich für ein Glückskind zu halten, wozu ihn einſt die Frauen im elterlichen Hauſe ernannt hatten. Wurde er auch zuweilen durch Fortunas Finger herabgedrückt, immer wieder war er in die Höhe geſchnellt, und er hoffte, daß die Zukunft auch ſeinem größten Herzenswunſch hold ſein werde.

Seine Mutter freilich fand er in ernſten Sorgen, als er ſie von der Garniſon aus beſuchte. Das Vertrauen zu dem Vormunde war gründlich erſchüttert. Die Großmama, welche in der letzten Zeit hinfällig geworden, hatte dem vornehmen

Vetter Verfügung über den größten Theil ihres Vermögens gestattet, und der Herr war in weltmännischem Leichtsinn der Versuchung unterlegen, dasselbe zur Bezahlung seiner drückenden Schulden zu verwenden. Die Sicherheit, welche er etwa noch bieten konnte, war so ungenügend, daß ein großer Verlust in Aussicht stand.

In dieser Zeit war für Madame König der Anblick ihres Lieutenants und der Gedanke an seine gute Carriere die beste Erquickung. Und wenn sich August in der neuen Montur mit seinem silbernen Degen ritterlich um Dorchen bewegte und das Fräulein zu den Tulpen und Narcissen des Gartens führte, gefiel er jetzt auch der gnädigen Frau von Borsdorf: sie bedachte, daß trotz der Schulden das Gut doch nach einigen Jahren einen Landwirth ernähren könne, und da sich auch die polnischen Aussichten als Trugbilder erwiesen hatten, so ging diesmal ihr das Herz auf, und sie sagte auf die Kinder weisend zu ihrer Freundin: „Es ist ein hübsches Paar, und sie halten treu zusammen.“ Aber sie erhielt nicht die Antwort, welche sie begehrte, denn diesmal wurde Madame König zur Vorsicht gemahnt durch den Wunsch, für ihren Sohn eine reiche Partie, wenn auch eine bürgerliche, zu gewinnen, und sie antwortete: „Es ist eine Kinderfreundschaft, meine Liebe, man kann beide ruhig gehen lassen, sie denken sich weiter nichts dabei,“ so daß Frau von Borsdorf Mühe hatte ihre Kränkung zu verbergen und auf dem Rückwege das verwunderte Dorchen schalt, weil sie zu vertraulich mit dem Lieutenant gewesen sei.

Nur einen geheimen Kummer hatte August. Sein preußischer Abschied kam nicht. Die Wetterwolken zwischen Preußen und Sachsen hatten sich verzogen, sie konnten nicht mehr das Hinderniß sein. War es die Ungnade des Königs? August suchte sich diese Möglichkeit auszureden, aber die Ungewißheit bedrückte ihn so sehr, daß er zum zweiten Mal an seinen Gönner Vogt schrieb, welcher jetzt Oberstlieutenant des Regiments war, und um Nachricht bat. Auf diesen Brief erhielt

er keine Antwort, wohl aber schrieb ihm sein alter Freund Roncourt, er sei veranlaßt ihn zu benachrichtigen, daß sein Name in der Regimentsliste nicht gestrichen und nur durch besondere Gnade des Chefs mit dem Vermerk „beurlaubt" versehen sei, daß aber der Hauptmann heftig von Desertion spreche und behaupte, daß die Compagnie solche Schonung nicht länger ertragen könne. Während August noch den Schreck über diese Nachricht in sich herumtrug, ließ ihn der Oberst kommen und erklärte mit umwölkter Stirn, ihm sei der Privatbrief eines höheren Officiers von Markgraf-Albrecht zugegangen, der König von Preußen habe den Entlassungsschein nicht an das Regiment zurückgeschickt, und nach wiederholten Anfragen den Bescheid ertheilt, er verweigere den Abschied. Auf dienstlichem Wege sei in dieser unangenehmen Angelegenheit keine Hilfe zu finden.

Bestürzt antwortete August: „Der Herr Oberst haben, als ich eintrat, auf den Entlassungsschein keinen Werth gelegt."

„Allerdings," versetzte der Oberst, „unter den damaligen Conjuncturen, und da die Ertheilung zweifellos schien. Doch verhehle ich Ihnen nicht, daß es dem Regiment unangenehm sein würde, wenn die Herren Preußen an unserem Hofe Alarm schlagen sollten. Deshalb rathe ich, die Sache auf diplomatischem Wege zu erledigen."

„Ich bitte den Herrn Obersten sich für diesen Weg meiner anzunehmen."

„Mein junger Freund," entgegnete der Oberst wohlmeinend, „in dergleichen difficilen Fällen gilt als Regel, daß die große Treppe weniger bequem zum guten Ziele führt als die kleine. Geht die Angelegenheit auf der großen Treppe durch das Regiment an die Majestät, so gibt es auf eine kühle Verwendung aus Dresden eine Antwort von kurzer Höflichkeit aus Berlin, und die Sache kann für immer zu Ihrem Nachtheile entschieden sein; während durch Connaissancen und Privatregards ohne Schwierigkeit das Gewünschte erreicht wird. Sie kennen ja den würdigen Herrn von Reck."

Das mußte Auguſt zugeben. Denn Herr von Reck, Beſitzer eines nahen Gutes, war Dorchens Vormund, Auguſt hatte ſchon als Knabe auf dem Gute zugleich mit Dorchen im Waſſer gelegen und war jetzt zuweilen bei Jagden ein willkommner Gaſt. „Der Cavalier," fuhr der Oberſt fort, „iſt ein Verwandter unſeres Geſchäftsträgers in Berlin; wenn er dieſen veranlaßt bei dem Staatsminiſter von Grumbkow einige gute Worte einzulegen, ſo wird der Entlaſſungsſchein ohne allen Lärm ertheilt."

Auguſt war mit dieſem Beſcheid unzufrieden, aber er fand keinen beſſeren Rath. Er fuhr ſogleich auf das Gut des Herrn von Reck, machte ihn zum Vertrauten ſeiner Noth und erhielt das Verſprechen warmer Verwendung. Er ſah jetzt ein, daß er in übler Lage war. Es wurde ihm leicht gegen die Mutter zu ſchweigen, aber das größte Mißbehagen empfand er, als er an ſeinen Bruder ſchrieb, denn er getraute ſich nicht mehr dieſem ſeine Verlegenheit mitzutheilen. Sich ſelbſt ſagte er, daß er dem Bruder nicht unnöthige Sorgen machen dürfe, aber im Grunde bangte ihm vor dem entſchiedenen Willen des Aelteſten. Bald jedoch gewann er wieder Zutrauen auf einen guten Ausgang dieſer Angelegenheit, denn er empfing einen neuen Beweis, daß das Glück nicht müde wurde ihm Ueberraſchungen zu bereiten.

Einſt ſah er auf der Straße einen kleinen Herrn vor ſich hergehen mit gebeugtem Haupte, in ſchwarzem Trauerkleide, den Degen an der Seite. Erſt nach einer Weile erkannte er ſeinen früheren Rekruten, und wollte verwundert über den Wandel im Aeußeren des Magiſters mit kurzem Gruß vorüber, als der Kleine aufblickte und ihn anredete, während ein Freudenſchimmer über ſein Geſicht zog: „Es iſt mir ein unerwartetes Vergnügen den Herrn Lieutenant wiederzuſehen."

„Guten Morgen, Herr Magiſter," verſetzte Auguſt und ging weiter. Aber der Kleine drängte ſich an ſeine Seite und bat, indem er, die Hand am Degen, gleichen Schritt zu halten

ſuchte: „Entziehen ſich der Herr Lieutenant nicht meiner Geſellſchaft, da mir jetzt ein mitfühlendes Herz Bedürfniß iſt. — Juno iſt geſtorben, lieber Monſieur König.“

„Ich bedaure, Herr Magiſter.“

Der Kleine griff nach ſeinem Taſchentuch. „Sie war zuweilen ſtrenge,“ ſagte er, „jedoch lag das mehr in ihrem Charakter, als in einer ungünſtigen Geſinnung gegen mich, denn ſie meinte es manchmal beſſer zu mir, als ich ſelbſt.“ Er wiſchte ſich die Augen: „Lugete Veneres Cupidinesque! Sie hat mir Alles hinterlaſſen, was ſie beſaß: drei Häuſer, und in dem Kaſten, deſſen Schlüſſel immer in ihrem Bett ſteckte, war viel mehr, als irgend Jemand gedacht hatte; und kurz, Monſieur König, ich bin auf meine alten Tage ein reicher Mann.“ Wieder faßte er nach ſeinem Tuche.

„Dazu wünſche ich Glück, Herr Magiſter,“ ſagte Auguſt, immer noch bemüht ſich zu entziehen.

Aber der Witwer fuhr Tritt haltend fort: „Wer zu den Sechzigen gekommen iſt und in der Welt allein ſteht, findet das Glück nicht groß. Hat der Herr Lieutenant einige Zeit für mich übrig, ſo wage ich die Bitte, mit mir hier auf den Friedhof zu treten und das Monument zu betrachten, welches ich der Seligen geſetzt habe.“

Er bat ſo angelegentlich, daß Auguſt mit ihm ging. Als der Kleine mit Genugthuung die Urne aus Sandſtein gewieſen und die Tafel, deren Inſchrift den Verluſt einer zärtlichen Gattin beklagte, ſetzte er ſich auf eine Ecke des Grabſteines und begann feierlich: „Herr Lieutenant, ich habe Sie hierher geführt, weil es mich drängt Ihnen etwas mitzutheilen. Ich kann das einſame Leben nicht länger ertragen.“

„Wollen Sie wieder heiraten?“ frug Auguſt verwundert.

„Damit iſt es vorbei,“ ſagte der Magiſter den Gedanken mit der Hand abwehrend. „Nein, Monſieur König, ich habe den Wunſch Sie nach römiſchem Recht zu adoptiren und zu meinem Erben zu machen.“

„Herr Magiſter," verſetzte der erſtaunte Auguſt, „das iſt ein Gedanke wie damals, wo Sie mein Rekrut werden wollten. Es würde Ihnen bald leid thun. Sie wiſſen, ich habe ſchon einmal Unannehmlichkeiten gehabt, weil ich Ihrem Wunſche willfährig war; es könnte mir jetzt noch übler bekommen."

„Mir war es damals widerwärtig," klagte der Magiſter, „und es geſchah gegen meinen Willen, daß die Verwandten ſich einmiſchten. Jetzt aber iſt auch mein Bruder tot, obgleich er jünger war als ich, und er hat keine Kinder hinterlaſſen. Da habe ich Sie mir ausgewählt. Sie waren mir angenehm ſeit ihrer Kinderzeit, und Sie haben das richtige heroiſche Weſen denn mein Erbe ſoll nur ein Mann von Bravour ſein."

Da Auguſt trotz der ernſten Zumuthung, die ihm geſtellt wurde, ein Lächeln nicht bergen konnte, hob der Kleine den Finger und ſagte feierlich: „Herr Lieutenant, wenn Ihnen das Innere meines Herzens bekannt wäre, würden Sie nicht lachen. Laſſen Sie ſich vor dieſer Urne erzählen, was ich noch keinem Menſchen vertraut habe, auch nicht meiner Seligen. Ich war ein fröhliches Kind von guten Anlagen, hatte immer Freude an dem Poetiſchen und einen guten Stilus, ſo daß die Lehrer und auf der Univerſität die Herren Profeſſoren mich lobten und meine Mutter auf mich, als den Aelteſten der Kinder, ihre ganze Hoffnung ſetzte. Aber ich war demüthig erzogen und von ſchüchterner Natur. Da, als ich bereits Magiſter war und den Degen trug, wurden meine Mutter und meine verſtorbene Schweſter von einem jungen Officier ſo ſchwer beleidigt, daß ich die Pflicht fühlte, Satisfaction von ihm zu fordern. Ich fühlte die Pflicht, Monſieur König, denn ich hatte das richtige Ehrgefühl; aber als es dazu kam, verſagte dem armen Magiſter der Muth." Er verdeckte die Augen mit der Hand. „Dies wurde das Unglück meines Lebens, denn ſeitdem war ich mir ſelbſt verächtlich; die Leute wunderten ſich, daß ich herunterkam und in die Schenke ging, und meine Mutter ſtarb im Kummer." Er ſtützte den Kopf auf

die Hand. „Sie werden mich ganz gering achten, Herr Lieutenant.“

„Nein, lieber Herr Magiſter,“ rief Auguſt in herzlichem Mitgefühl. „Ich kann mir jetzt auch denken, weshalb Sie immer Soldat werden wollten.“

„Nicht wahr?“ frug der Magiſter aufblickend, „als Soldat hätte ich die Dreiſtigkeit erhalten. Sie aber, Monſieur König, haben das reſolute Weſen, welches ich mir wünſche. Als Sie mich arretirten, fühlte ich in meinem Herzen die größte Hochachtung vor Ihnen. Seit der Zeit lag mir auf der Seele, wie glücklich ich wäre, wenn ich einen ſolchen Sohn hätte. Darum will ich Sie dazu machen, indem ich Sie an Kindesſtatt annehme, und ich bitte Sie, mißachten Sie meinen Antrag nicht, denn er kommt aus gutem Herzen und iſt ernſthaft gemeint.“

Da ſchüttelte Auguſt die Hand des Magiſters und antwortete: „Der Herr Magiſter hat mir größeres Vertrauen geſchenkt als ſonſt Jemandem. Ich will meinen Dank dadurch beweiſen, daß auch ich Ihnen etwas offenbare, was noch Niemand von mir gehört hat. Aber Herr Magiſter, nicht auf dem Friedhofe, ſondern im Freien, wenn Sie mich begleiten wollen.“ Der Kleine erhob ſich bereitwillig und Auguſt führte ihn aus dem Thore zwiſchen die Getreidefelder. Dort begann er im Sonnenlicht unter den blühenden Aehren: „Ich will zu Ihnen von einer Demoiſelle ſprechen, die ich innig liebe, und die, wie ich hoffe, auch mir zugeneigt iſt. Sie iſt ſittſam und gut erzogen, aber ſie trägt ein ſchweres Unglück, ſie hat vor dem Geſetz keinen Vater.“ Und er erzählte den ganzen Verlauf ſeiner Liebe, wie er Friederike kennen gelernt, und wie er Jahr und Tag den Zwang getragen, ſie nicht zu ſprechen. Er erwähnte auch beſcheiden den Stieglitz und das Honorar für die franzöſiſche Stunde, den Tod ihres Vaters und wie er ſie verloren und in der Hauptſtadt wiedergefunden, und er ſchloß mit den Worten: „Herr Magiſter, meine Mutter lebt, und ſie

würde es als eine Untreue des Sohnes gegen den verſtorbenen Vater betrachten, wenn ich in eine andere Familie treten wollte. Kann ich aber nicht der Sohn des Herrn Magiſters werden, das Glück meines Lebens würde ich Ihnen danken, wenn Sie mich zum Schwiegerſohn annehmen wollten.“ Während Auguſt feurig von der Geliebten erzählte, ſaß der kleine Magiſter unter Kornblumen und Feldmohn auf einem Stein und um ihn wogten die Aehren im Winde. Er ſaß ſtill mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen und die Thränen liefen ihm immer ſtärker an den Wangen herab, ohne daß er es ſelbſt wußte. Nur einmal, als der Erzähler von dem gewaltſamen Tode des Hauptmanns berichtete, ſtand er auf und ſtarrte den Jüngling mit wildem Blick an, aber er ſetzte ſich ſogleich wieder. Als Auguſt geendet hatte, blieb der Kleine noch immer ſprachlos, der Mund zuckte ihm krampfhaft und er rang vergebens mit ſeiner Bewegung. Endlich begann er leiſe: „Jener erwähnte Hauptmann Spieß war als Fähnrich in ſächſiſchem Dienſt und trat bei der Reduction in ein preußiſches Regiment. Der Magiſter Blaſius aber und ſein Bruder haben nach Sitte der Gelehrten ihrem Namen die lateiniſche Endung angehängt, und die verſtorbene Mutter der Demoiſelle Friederike, welcher Sie gut ſind, hieß mit ihrem Familiennamen Blaß und war die leibliche Schweſter deſſelben Magiſters, welchen Sie kennen. Der Hauptmann nahm die Tochter als ſein Kind feindſelig in das Preußiſche. — Laſſen Sie mich jetzt allein, Monſieur Auguſt. Ein alter Mann wünſcht der göttlichen Vorſehung zu danken, daß ſie es mit ihm in ſeinen alten Tagen weit beſſer gefügt hat, als er verdient.“ Er winkte grüßend mit der Hand und ging allein durch die Kornfelder dahin.

Am nächſten Tage reiſte der Magiſter mit Briefen, die ihm Auguſt für die Geliebte und für die Comteſſe geſchrieben hatte, nach der Reſidenz. Beim Abſchiede ſagte er dem Glücklichen: „Ich komme nicht eher zurück, als bis ich durch das

geheime Conseil für mich eine Tochter und für Sie die Jungfer Braut erhalten habe, und ich hoffe, daß ich das Kind mitbringe."

Unterdeß empfing Herr von Reck die Antwort seines Verwandten; sie war so ungünstig als möglich. Der König hatte auf ein wohlwollendes Fürwort, welches in seinem Tabakscollegium an ihn gerichtet wurde, zornig geantwortet: er werde dem Flüchtling den Entlassungsschein nicht geben und wenn die sächsische Majestät selbst ihn darum angehe. Er wolle ein Exempel statuiren. Auffällig sei nur, daß er trotzdem die Sache liegen lasse und beim Regiment nichts verfüge. Vielleicht könne noch eine zu guter Stunde von der Familie übergebene Supplik nützen, und dafür eröffne sich gute Gelegenheit, weil der König in den nächsten Wochen das Kottbuser Land bereisen und ganz in der Nähe des Herrn von Reck verweilen werde.

Nach Empfang dieses Briefes ließ sich Herr von Reck durch sein Mündel, welches für die Sommermonate zum Besuch war, die Londoner Adresse des Candidaten König geben und schrieb zunächst nicht an August, sondern an den Aeltesten der Familie.

Dorchen war an einem hellen Sommertage mit sorglosem Herzen durch die Felder gewandelt. Jetzt lehnte sie an dem neuen Geländer des Steges, von dem sie als Kind ins Wasser gefallen war, band Feldblumen zu einem Strauße und dachte an vergangene Zeiten. Da vernahm sie schnelle Tritte, derselbe Mann, von dem sie selig geträumt, kam auf sie zu. Sie wußte bereits, daß er im Herbst aus England zurückerwartet wurde, und flog ihm freudig entgegen. Aber sie hielt erschrocken vor dem schwermüthigen Ernst an, der auf seinem Antlitz lag. „Ich komme meines Bruders wegen, dessen Ehre und künftiges Leben in großer Gefahr sind," begann Fritz gemessen. „Einen Tag war ich bei der Mutter; ich habe ihr nur gesagt, daß ich wegen August's Entlassung mit Ihrem Herrn Vormund verhandeln müsse. Dies ist jetzt geschehen. Von hier gehe ich, um mich nach meinem Versprechen dem Könige von

Preußen zu ſtellen. Ich habe keine Hoffnung zurückzukehren. Vorher wollte ich noch einmal das liebe Fräulein ſehen, ich bitte Sie, daß Sie meiner freundlich gedenken."

„Muß der Herr Candidat gehen?" frug Dorchen einer Ohnmacht nahe.

„Ich muß. Die Gefahr iſt für meinen Bruder und für mich nicht dieſelbe. Er hat harte Strafe zu befürchten, die er ſchwerlich ertragen würde, ich habe davon nichts zu erwarten. Leben Sie wohl, Dorothee." Ihn übermannte die Rührung, er wandte ſich ſchnell ab und ſchritt dem Hauſe zu. Dorchen neigte ſich über das Geländer, die Sommerblumen ſchwammen im Waſſer dahin. —

In der Wohnung des Magiſters ſaßen am Abend deſſelben Tages drei Fröhliche zuſammen; der Magiſter als Hausherr und Vater nahm den Ehrenplatz auf dem Sopha ein, aber der neuen Würde ungewohnt, fuhr er hin und her, um Tiſchgeräth herbeizuholen, ſo daß Friederike ihn bitten mußte, ihr Recht als Tochter zu beachten. Die Demoiſelle goß den Herren aus großer Kanne den vornehmen Trank der Chocolade, welche der Magiſter aus der Reſidenz mitgebracht, in die Schälchen, und Auguſt freute ſich innig über die ſichere Ruhe, mit welcher ſie ſich in der neuen Umgebung bewegte. Während er erzählte und die Beiden zuhörten, trat ſein Burſch herein und brachte einen Brief, den ein Expreßbote vom Gute des Herrn von Reck zugetragen hatte. Darin ſchrieb der Gutsherr vorſichtig, daß Auguſt's Bruder angekommen ſei und ſich dem König von Preußen während deſſen Reiſe vorſtellen wolle. Dem Herrn Lieutenant werde erwünſcht ſein, dies zu erfahren und vielleicht mit dem Abſender des Briefes Rückſprache zu nehmen.

Auguſt ſaß betäubt, und in dem Beſtreben, ſich und der Geliebten den furchtbaren Ernſt der Nachricht zu verhüllen, ſagte er: „Mein lieber Fritz! ich denke, ihm gelingt es, mit dem Könige fertig zu werden." Aber er rief gleich darauf: „Ein Fremder muß mir ſchreiben, daß mein Bruder in der Nähe iſt."

Niemand antwortete. Auguſt ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte auf den Brief. Da ſagte Friederike ruhig: „Iſt der Herr Bruder von großer Leibeslänge und ſein Verſprechen gegen unſeren König von der Art, wie er dem Monſieur Auguſt erzählt hat, ſo wird dem Könige mehr an dem Bruder gelegen ſein, als an meinem lieben Monſieur, und der König wird den Bruder nach Potsdam ſchicken.“

Auguſt ſtand auf. Die Worte waren wie ein Windeshauch, der den Nebel vor ſeinen Augen zerriß, er ſah die Geliebte unverwandt an, ſie ebenſo ihn, doch Keines ſprach von dem, was zu thun ſei. Endlich beugte ſich Friederike über das Bauer, in welchem der Stieglitz alt und lebensmüde ſaß, und redete zu dem Vogel: „Wenn unſer lieber Monſieur Auguſt ſeine Strafe überſtanden hat und wieder als Gemeiner bei Markgraf-Albrecht eingekleidet wird, dann ziehen auch wir beide fort von hier in das kleine Haus an der Stadtmauer. Die Rieke kocht und wäſcht ihrem Schatz und der Vogel ſingt.“

Da ergriff Auguſt ſeinen Hut und ſprang aus dem Zimmer.

8.

König Friedrich Wilhelm.

Das Kottbuſer Ländchen lag wie eine preußiſche Inſel rings von ſächſiſchem Gebiet umgeben. König Friedrich Wilhelm war zur Beſichtigung gekommen, hatte Soldaten gemuſtert und Kammergüter bereiſt. Jetzt war er bei einem anſehnlichen Gutsherrn zu Gaſte, welcher ſich mehr als andere Standesgenoſſen um die Cultur ſeines Gutes und der Umgebung bemühte.

Da der König den Aufenthalt in freier Luft liebte, ſo hatte der Gutsherr ein Zelt aus roher Leinwand aufgeſchlagen mit einem größeren Raume für die Mahlzeit und einem kleineren daneben, wohin die Majeſtät ſich zu ihrer Bequemlichkeit zurückziehen konnte. Die Vorderſeite des Raumes, in dem der König bei Tiſche ſaß, war offen, ſo daß der Herr von ſeinem Sitz ein großes Tabaksfeld überſchauen konnte, deſſen hochaufgeſchoſſene Stauden dem Wirthe zu Freude und Stolz gereichten, denn er verſuchte als erſter in dieſer Gegend den Bau der einträglichen Pflanze.

Der König war in ſehr vergnügter Stimmung; er hatte unter den aufgeſetzten Speiſen Rauchfleiſch mit Erbſen gefunden, einem alten Rheinweine tapfer zugeſprochen und hörte jetzt am Ende der Mahlzeit wohlgefällig an, was der Landwirth von den Vortheilen des Tabaksbaues erzählte.

„Aber der Dünger, Kottwitz, wo ſoll der in dieſer magern Gegend herkommen?“ frug die Majeſtät. Und als der Gutsherr von ſeiner Abſicht ſprach einen ſchlechten Teich auszu-

trocknen und nach einer Vorfrucht Tabak dorthin zu pflanzen, schüttelte der König das Haupt und sagte: „Kottwitz, das wird Lausewenzel. Die Sache mag gut sein, aber rauchen thu ich deinen Tabak nicht."

Da wagte der Landwirth die Güte seines Tabaks zu vertheidigen, trug eine Büchse und Thonpfeifen herzu, stopfte eine Pfeife und bat ehrerbietig, die Majestät möge nur einmal selbst versuchen.

Der König aber, welcher diesem Tabak nichts Gutes zutraute, und dem auch unlieb war, daß eine fremde Hand gestopft hatte, legte die Pfeife bei Seite und sprach wohlwollend weiter.

Der dienstthuende Officier wurde hinausgerufen; der König sah sich wiederholt nach ihm um und rief dem Eintretenden ungeduldig entgegen: „Was gibts, Einsiedel? Was hast du? Brennt das Pulver in der Tasche?"

„Ew. Majestät, ein auswärtiger Civilist fleht um Gehör. Er gibt an ein Kursachse zu sein, Magister und Candidat der Theologie, mit Namen König."

„König?" wiederholte die Majestät nachdenkend. „Was will der Sachse? Hast du ihn nicht gefragt?"

„Er will Ew. Majestät sein Anliegen selbst vortragen. Ein schöner Mann, Majestät, wenigstens einen Zoll über sechs Fuß." Der König stand schnell auf. „Den kenne ich, er soll sogleich hereinkommen." Er winkte mit der Hand, die Gesellschaft trat ehrerbietig aus dem Zelte und Friedrich wurde eingeführt. Er war bleich, aber er trug das Haupt hoch, als er nach ehrfurchtsvoller Verbeugung begann: „Ew. Majestät befahlen mir vor zwei Jahren an Stelle meines Bruders, welcher damals in Ew. Majestät Diensten stand, zu kommen. Ich habe die Ehre mich zu melden."

Die Miene des Königs verfinsterte sich und die Finger umfaßten heftig das Rohr. „Euer Bruder ist ein fahnenflüchtiger Deserteur und ihr seid nicht viel besser. Ihr habt

zwei Jahre gebraucht, um euch an euer Verſprechen zu erinnern.“

„Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, ich war als Erzieher zwei Jahre im Ausland, hier iſt mein Reiſepaß und das Zeugniß meines Principals; meine Angehörigen hatten mir in zu großer Sorge um meine Zukunft verborgen, daß Ew. Majeſtät die Entlaſſung meines Bruders, welche ihm durch den Chef des Regiments ertheilt war, kaſſirt haben. Vor wenigen Tagen kam ich in mein Vaterland zurück, erſt dort habe ich das Schickſal meines unglücklichen Bruders erfahren. Von der Stunde an wußte ich wohl, was ich zu thun hatte.“ Er bot die Papiere.

„Nimm die Schreiberei,“ ſagte der König zu Einſiedel.

„Es iſt, wie er ſagt,“ berichtete dieſer hineinblickend, „in dem Briefe verſichert Herr von Reck, daß er ſelbſt die ſchmerzliche Ueberraſchung des Anweſenden geſehen, und er fleht die Gnade Ew. Majeſtät für den redlichen Mann an.“

„Der von Reck iſt ein ordentlicher Kerl, aber euch, Sachſe, nützt ſein Fürwort nichts. Euer Bruder hat mich unverantwortlich hintergangen, und eure Regierung hat alle amicabeln Regards vergeſſen, als ſie meinen Fahnencorporal ohne Entlaſſungsſchein zum Officier annahm. Was ſoll daraus werden, wenn die Ehre und Reputation der deutſchen Officiere in ſolcher Weiſe proſtituirt wird? Ich will ein Beiſpiel geben, daß ich mich nicht durch ſchöne Worte hinter das Licht führen laſſe. Euer Bruder mag zum Teufel gehen, ihr aber, da ich euch jetzt habe, tretet zur Stelle ſtatt ſeiner ein.“

„Was Ew. Majeſtät über mein Schickſal beſchließen, muß ich mir gefallen laſſen,“ ſprach Friedrich ergeben, „denn ich habe Ew. Majeſtät verſprochen, wenn Dieſelben es fordern, mein Leben zur Verfügung zu ſtellen. Dazu bin ich jetzt bereit; aber eben deshalb flehe ich für meinen armen Bruder um Gerechtigkeit. Dieſer iſt nicht ſo ſchuldig, wie Ew. Majeſtät annehmen, und er iſt der Verzeihung und Gnade nicht unwerth;

auch seine Officiersehre wage ich in tiefster Submission vor Ew. Majestät zu vertheidigen. Er hatte von seinem preußischen Vorgesetzten unter amtlichem Siegel die Zuschrift erhalten, daß seine Entlassung von dem hohen Chef des Regiments bereits ausgefertigt sei, und daß nur durch die Communication an Ew. Majestät die Zusendung verzögert werde. War mein Bruder im Irrthum, wenn er dies Schreiben für eine Lösung seines Dienstverhältnisses hielt, so hat er sich doch nicht darauf verlassen, sondern die sächsischen Commandeure selbst, welche ihm den Eintritt in den sächsischen Dienst antrugen, haben ihm die Zusicherung gegeben, die Aushändigung des Entlassungsscheins bewirken zu wollen, nöthigenfalls durch die Gesandtschaft."

Der König stieß heftig mit dem Stocke auf. „Das ist eben die Lacheté und dafür müßt ihr jetzt entgelten."

„Haben die sächsischen Oberofficiere aber zu voreilig der Gnade Eurer Majestät vertraut," fuhr Friedrich demüthig fort, „so vertraue ich, daß die hohe Gerechtigkeit des Königs von Preußen nicht das Versehen derselben meinem Bruder zurechnen wird, der damals noch jung war und sich in Betreff seiner Officiersehre willig auf das Urtheil seiner Vorgesetzten verließ."

„Ich würde diese beim Kopfe kriegen, wenn ich sie hätte; so aber muß ich mich jetzt an euch halten."

„Mein Schicksal habe ich mit Vertrauen einem Herrn übergeben, der die Gedanken der Könige lenkt und ihre Thaten richtet, und ich stehe vor Ew. Majestät als ein Mann, der gefaßt ist, sich von allen Hoffnungen, die er sonst für seine Zukunft hegte, zu scheiden. Aber da bis jetzt mein Beruf war, die heiligen Gebote mir und Anderen zu erklären, so gestatten Ew. Majestät mir auch zu sagen, daß das Versehen, welches durch meinen Bruder und durch die sächsischen Behörden etwa gegen Ew. Majestät hohes Amt begangen wurde, geringfügig ist gegenüber dem großen Unrecht, welches Ew. Majestät selbst an meinem Bruder begangen haben."

Der König hob den Stock und trat ihm näher. „Was unterſteht er ſich?“

„Ich ſpreche aus, was der gerechte Sinn des Königs von Preußen ohnedieß recht gut weiß. Mein Bruder trat als Ausländer freiwillig in Ew. Majeſtät Dienſt, aber er wurde dadurch nicht Ew. Majeſtät Sklave. Als unſer Vater ſtarb und die Familienverhältniſſe eine Rückkehr in die Heimat wünſchenswerth machten, hat mein Bruder wiederholt um ſeinen Abſchied angehalten und dieſer iſt ihm wiederholt verweigert worden; zuletzt wurde ihm Urlaub, um ſeine kranke Mutter zu beſuchen, nur ertheilt, nachdem Ew. Majeſtät mich als Bruder wegen der Rückkehr verpflichtet hatten in einer Weiſe, welche bei Chriſten und Heiden ungewöhnlich iſt.“

Einſiedel trat einen Schritt vor und machte eine abwehrende Bewegung. „Laß den ſächſiſchen Pfaffen nur ſchwatzen,“ ſagte der König grimmig, „er hält ſeine Henkerspredigt. Was wagt er mir mit ſeiner Zunge noch auf die Seele zu reden?“

„Nichts weiter,“ ſagte Friedrich feſt, bebte ihm auch in tiefer Bewegung die Stimme. „Für mich ſelbſt habe ich nichts zu bitten. Ew. Majeſtät werden Ihre Macht an mir üben, wie Sie es vor Gott verantworten können. Ich weiß, daß Ew. Majeſtät in dem Rufe eines ſtrengen Herrn ſtehen und Manche nennen Ew. Majeſtät hart. Trifft mich die Härte, vielleicht haben Andere den Segen.“

„Das hieß ihn Gott reden,“ rief der König, den Stock ſenkend.

Auf der Landſtraße rollte ein Wagen heran; gleich darauf war außerhalb des Zeltes eine Bewegung erkennbar. Der Officier eilte hinaus und brachte die Meldung: „Herr von Reck iſt angekommen, um Ew. Majeſtät von kurſächſiſcher Seite zu begrüßen. Er hat eine Demoiſelle mitgebracht und erfleht für ſich und ſeine Begleiterin Audienz.“

„Jetzt ſchicken die Sachſen noch gar ihre Schürzen aus, um mir den Nachmittag zu verderben,“ grollte der König.

„Höre, Einſiedel, dieſen hier will ich ſogleich in der Montur meines Regiments ſehen. Der Sergeant Döpel ſoll mit ihm tauſchen.“

„Der Döpel iſt anderthalb Zoll größer,“ wandte der Officier ein, welcher trotz ſeines Berufes ein gewiſſes Mitleid mit dem Fremden fühlte.

„Thut nichts,“ ſagte der König, „du mußt an den Knien nachgeben.“

„Der Döpel iſt auch ſchmäler in den Schultern; es iſt ſchade darum, der Mann wird ſich ſchlecht präſentiren.“

„Dummes Zeug,“ rief der König. „Zieh ihn hier gleich hinter der Leinwand an“ — er wies auf den Nebenraum des Zeltes. „Rechts um und marſch!“ befahl er ſeinem Opfer und ſah ihm behaglich nach. „Die Fremden laß herein!“

Der ſächſiſche Gutsbeſitzer wurde mit Dorchen in das Zelt geführt. Der König ſtand würdig in der Mitte des Raumes: „Ich weiß mich ſehr wohl auf Sie zu beſinnen, Herr von Reck. Iſt es ein Verwandter von Ihnen, der bei Marwitz ſteht?“

„Zu Befehl, Majeſtät, es iſt mein Bruder!“

„Was alſo führt Sie zu mir?“

„Mir iſt die Ehre geworden, Ew. Majeſtät im Auftrage der ſächſiſchen Regierung ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Zugleich wage ich mein Mündel, Dorothea von Borsdorf, höchſter Gnade zu empfehlen.“

Der König ſah in guter Laune auf das hübſche Mädchen. „Will das Fräulein in preußiſchen Dienſt treten?“ Dorothea wollte ſich tief verneigen, aber ſie ſank auf die Knie und hob die gefalteten Hände flehend auf.

„Stehen Sie auf, junges Frauenzimmer,“ ſagte der König zurücktretend: „Ich kann's nicht leiden, wenn Fremde vor mir knien. Am wenigſten Weiber. Ich knie auch nicht vor Ihresgleichen. Was iſt Ihr Begehr?“

„Retten Ew. Majeſtät den Fritz König.“ Die Miene des Monarchen umwölkte ſich. „Ha ſo! hat er ſie angeſtiftet zu

mir zu kommen?" — „Nein," rief Dorchen, „und er ſoll nie erfahren, daß ich gewagt habe ſeinetwegen zu Eurer Majeſtät zu dringen."

„Er iſt ihr Bräutigam?" frug der König zu dem Begleiter gewandt.

„Nein!" entſchuldigte ſich Dorchen, „er iſt nur ein guter Freund aus der Zeit, wo wir Kinder waren. Damals hat er mich mit eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken bewahrt, und", fuhr ſie erröthend und ſtockend fort, „auch ſpäter hat er ſich meinetwegen in Gefahr geſtürzt, um mich in Polen aus ſchrecklicher Lage zu befreien."

„Ich denke, er war in England," ſagte der König mit erwachendem Mißtrauen.

„Es war vor ſeiner Reiſe, damals als er zuerſt vor Eurer Majeſtät Angeſicht kam. Ich war während jener fürchterlichen Wochen zu Thorn und er brachte mich zu meinen Verwandten zurück."

„Darum alſo wagte ſich der Candidatus unter die Säbel der Polen? und Sie haben die Geſchichte ebenfalls erlebt? Ich kann ſie nicht aus dem Gedächtniß bringen, und wir müſſen ſagen: der Herr weiß Alles zum Beſten zu lenken, aber wir ängſtigen uns, weil wir ſeine Gedanken nicht verſtehen."

„Daſſelbe ſagte damals auch Fritz."

„So?" frug der König, „er iſt wohl ein heftiger Theologe, der gegen die Andersgläubigen auf ſeine Kanzel paukt?"

„So iſt er nicht, er folgt mehr der Lehre von der Liebe und dem Erbarmen, nur daß er kein Kopfhänger iſt."

„Das iſt recht," beſtätigte der König zufrieden. „Die Discutirer auf der Kanzel kann ich nicht leiden und die Kopfhänger auch nicht. Wer ein gutes Gewiſſen hat, ſoll freudig und beherzt geradeaus ſehen. Thun Sie das auch, mein Kind, und ſagen Sie mir ehrlich, was Sie wollen. Ich ſoll den Mann nicht für mich haben, ſondern Ihnen zurückgeben, weil Sie ihn ſelber behalten wollen."

Ein glühendes Roth flog über Dorchens Gesicht. Unter den kurzen Worten des Königs zerriß der Schleier, welcher ihr das eigene warme Gefühl verborgen hatte, und leise sagte sie: „Das will ich nicht!“ Aber im nächsten Augenblick lag sie wieder auf den Knien und rang die Hände. „Ich habe gewagt, Herr König, was für ein armes Mädchen zu viel und schwer ist, verachten Sie deshalb meine Bitte nicht. Ja! ich bin ihm gut und was noch Niemand von mir gehört hat, Ew. Majestät will ich es gestehen, damit Ew. Majestät sich unser erbarmen. Ich weiß, daß er aus brüderlicher Liebe sich ausgeliefert hat wie Jemand, der in den Tod geht, denn er ist nicht zum Soldaten erzogen, sondern zum Geistlichen.“

„Wie können Sie sagen, Demoiselle, daß er zu mir gekommen ist, wie Einer, der sich dem Profoß ausliefert? Hat er eine solche Meinung vom König von Preußen?“

„Nein!“ rief wieder Dorchen noch immer kniend, „ich hätte nicht gewagt zu kommen, wenn Monsieur Fritz nicht zu Eurer Majestät ein ganz anderes Vertrauen hätte. Denn damals, als wir die unglückliche polnische Stadt verließen, sagte er zu mir mit schwerem Seufzen: Als Sachse wollte ich, wir hätten das nicht erlebt, und ich wollte lieber, wir wären unter dem König von Preußen zu Hause.“

„Nun,“ sagte der König, „was nicht ist, kann noch werden.“ Er schob die Leinwand zurück und rief:

„Herein Sergeant!“ Friedrich trat ein im blauen Rock des Königs. Er stand steif da, aber die Augen waren ihm feucht und er hatte Mühe die Haltung zu bewahren.

Als Dorothee den Geliebten in der Montur erblickte, verlor sie alle Fassung, die Thränen brachen ihr aus den Augen und sie verbarg ihr Gesicht im Tuche. Unterdeß betrachtete der König mit innigem Vergnügen das Aussehen des Theologen. „Die Montur ist gar nicht zu enge,“ sagte er zu seinem Vertrauten, „mit dem Maß hattest du Recht, er käme doch noch ins erste Glied. — Was ist hier los?“ fuhr er verwundert

gegen Dorothea fort. „Herr von Reck, Ihr Mündel ist mit der Veränderung nicht zufrieden. — Hat er gehört, was diese von ihm erzählt hat?“

„Ja,“ antwortete Friedrich leise, „wider meinen Willen.“

„Es geschah auch nicht mit meinem Willen, Fräulein,“ versuchte der König zu begütigen, „aber das Unglück ist einmal geschehen, nun wißt ihr's Beide. Hören Sie auf mit dem Weinen!“ — er stampfte mit dem Stocke auf — „das kann ich nicht leiden. Sie gefielen mir vorhin besser. Was sagt er zu den Geständnissen dieser Demoiselle?“

„Die Erinnerung daran wird mir für mein Leben das höchste Glück sein; ihre Worte gleichen dem letzten Gruß eines Freundes, von dem ich für immer scheide.“

„Wegen meines Rockes?“ frug der König.

„Ja,“ sagte Fritz. „Auch hatte die Mutter den Wunsch, daß Fräulein Dorothee einst die Gattin meines Bruders wird.“

Der König sah enttäuscht von einem zum andern. „Zum Teufel mit eurem Bruder!“ rief er unwillig.

Wieder trat der Officier ein, diesmal selbst in Alteration. „Der Freicorporal König von Markgraf-Albrecht meldet sich in Arrest.“

Dorchen stieß einen leisen Schrei aus und that einen Schritt auf Fritz zu, als wenn sie bei ihm Schutz suchte; auch der König stand überrascht. „Einsiedel, ich will ihn nicht sehen. Trägt er sächsische Montur?“

„Er kommt civil, er hat heut früh seine Entlassung aus dem sächsischen Dienst genommen.“

„Hast du ihm gesagt, daß der Bruder statt seiner angenommen ist?“

„Gewiß,“ antwortete der Officier, „und ich habe ihm gesagt, daß er wie ein Verrückter handelt, wenn er sich jetzt in unsere Hände und vor die Augen Eurer Majestät wagt. Ich habe ihm gerathen, er solle zur Stelle seinem Pferde die Sporen geben und nach Sachsen zurückreiten, denn was ihm hier be-

vorstehe, sei ein Kriegsgericht und dahinter Ketten oder eine Kugel."

„Das war recht," sagte der König.

„Er aber meinte, er könne nicht dulden, daß der Bruder für sein Unrecht bezahle, und müsse darauf bestehen sich selbst anzugeben."

„Warum hat er nicht früher so gedacht?" grollte der König und sah von der Seite auf Friedrich. „Es ist zu spät, der Andere ist bereits angenommen."

„Das hielt ich ihm vor; er aber meinte, er könne nicht leben mit einer solchen Schuld gegen seinen Bruder auf der Seele und ich sollte so barmherzig sein und ihn melden."

„Wie war er?"

„Wie ein braver Kerl vor einem Duell, höflich aber kurz."

Der König sah wieder nach den Liebenden. Die weinende Dorothee hatte die Hand des Rekruten ergriffen und er blickte ihr traurig ins Gesicht. „Geht Beide dort hinein," gebot der Monarch, „und damit die jungen Leute nicht mit einander allein bleiben, leisten Sie ihnen Gesellschaft, Herr v. Reck." — Darauf befahl er dem Officier: „Ich will den Ausreißer doch sehen, halte für alle Fälle die Wache bereit mit Ober- und Untergewehr."

„Ew. Majestät haben ja Niemand mitgenommen als den Döpel, weil Dieselben meinten, Sie wollten Kottwitzen nicht zu Schanden essen; und der Döpel steckt, wie Ew. Majestät befohlen, in dem schwarzen Rock des Theologen."

„Dann bleibst du selbst gegenwärtig. Diese schwadronirenden Sachsen sollen sehen, daß wir mit ihrem Mundwerk und ihren Flattusen auch noch fertig werden."

August trat ein, stellte sich aufrecht hin und begann seine Meldung: „Freicorporal August König!"

Der Monarch unterbrach ihn rauh: „Ist mir nicht bewußt. Warum tragt ihr nicht sächsische Montur, wenn ihr euch bei mir meldet? Ich mag's nicht leiden, wenn ein fremder Officier sich wie ein Federfuchser kleidet."

„Ich habe meinen Abſchied aus kurſächſiſchem Dienſt genommen und heute früh erhalten.“

„Abſchied?“ frug der König. „Es kommen dabei Irrthümer vor.“

„Hier iſt mein Entlaſſungsſchein,“ ſagte Auguſt, ein Papier herausziehend. Der König winkte dem Officier, der es abnahm und meldete: „Der Schein iſt in Ordnung.“

„Kümmert mich nicht weiter,“ entſchied der König. Einſiedel gab dem Delinquenten das Papier zurück.

„Raucht ihr Tabak, Lieutenant König?“ frug der Monarch.

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät.“

„Dann zündet euch dieſe Pfeife an. Reich' ſie ihm,“ gebot der Herr ſeinem Vertrauten, „und ſorge für Feuer.“

Auguſt ſetzte erſtaunt den Tabak in Brand. „Raucht!“ gebot der König unwillig. „Ich habe zu thun.“ Er ſetzte ſich auf einen Holzſtuhl an den Tiſch, nahm einen Anſchlag über die Koſten der Entwäſſerung, welchen der Gutsherr zurecht gelegt hatte, und las darin. Auguſt ſtand ſtill und ſteif am Eingang des Zeltes und blies ſtarkriechenden Dampf aus der Pfeife. Auch der Adjutant harrte unbeweglich. Der König ergriff ein Papier nach dem anderen und vertiefte ſich darein, das dauerte eine Weile. Endlich frug er über die Schulter: „Wie ſchmeckt der Tabak?“

„Schlecht, Ew. Majeſtät,“ antwortete Auguſt die Arme anziehend, „er fuſelt.“

„Das war ſein Glück,“ rief Friedrich Wilhelm aufſtehend, „ich habe es dem Kottwitz im voraus geſagt. Es iſt gut, Lieutenant König, ihr könnt abtreten. Und da ihr von hier ſogleich in eure frühere Garniſon zurückreiſen werdet, ſo mögt ihr einen anderen Abſchied, als der iſt, den ihr in eurer Taſche tragt, für einen Namensvetter von euch mitnehmen, der auch Auguſt König hieß, und vor Jahren in meinen Dienſten ſtand. Die Aushändigung iſt durch gewiſſe Umſtände verſpätet worden. Setze dich, Einſiedel, und ſchreibe für den geweſenen

Freicorporal Auguſt König einen richtigen Abſchied. Und ſchreibe darunter das Jahr und den Tag, an welchem der Bewußte die preußiſche Garniſon verlaſſen hat, damit ſeine Landsleute ihn nicht für einen verdammten Ausreißer halten. Wißt ihr, wie lange es her iſt?" Auguſt nannte das Jahr und den Tag, aber die Worte kamen klanglos aus der Kehle.

Einſiedel ſchrieb, der König ſah wieder in die Rechnungen, bis ihm der Officier den Abſchied zur Unterſchrift vorlegte. Der Herr unterzeichnete und winkte, den Schein dem Sachſen zu geben. Aber Auguſt verweigerte die Annahme. „Danken Sie Gott und ſtecken Sie ein," ſagte leiſe der Officier. Auguſt antwortete ebenſo: „Ich kann an meinem Bruder nicht zum Schelm werden."

„Was gibt's noch?" grollte der König ſich umſehend.

„Er will den Abſchied nicht nehmen, Majeſtät." Der König erhob ſich und als er ſah, daß Auguſt das Knie beugte, rief er zornig: „Donnerwetter, wer in meinen Dienſten geweſen iſt, ſoll wiſſen, daß der Soldat nicht kniet, außer im erſten Gliede beim Feuern."

„Vergebung, Majeſtät," bat der Verabſchiedete. „Dem Auguſt König, welchem die höchſte Gnade heut die Entlaſſung bewilligte, darf ich den Abſchied nicht mitnehmen, wenn ich ihm nicht ſeinen Bruder zurückbringe, welcher ſich als ſein Stellvertreter der Gnade Eurer Majeſtät übergeben hat."

„Der Deſerteur will noch Bedingungen ſtellen?" rief der Monarch in hellem Zorn. „Er wagt auf meine Nachſicht zu trotzen? Ich will ihm einen ſtrengen Herrn zeigen. Nimm ſeinen Degen. Fort mit ihm!"

„Er hat keinen Degen, Majeſtät," rapportirte der Officier, und gebot zu dem Sachſen tretend: „Sie ſind verhaftet, folgen Sie mir." Auguſt rückte ſich zuſammen. Er erkannte, daß er in ungnädige Hände gefallen war, aber er ſprach nichts weiter, ſondern wendete ſich zum Gehen.

Da vernahm der König ein unterdrücktes Schluchzen aus

dem Nebenraum des Zeltes. „Oho!“ rief er und ſchlug mit dem Stock auf den Tiſch, denn ihm fiel ein, daß er als ehrlicher Mann den älteren Bruder nicht behalten konnte, wenn er den jüngeren im Arreſt feſtſetzte. „Einſiedel!“ Der Officier und ſein Gefangener wurden am Eingang ſichtbar. „Frage doch den Kerl, ob er in Sachſen eine Braut hat?“ Der Officier wiederholte die Frage und Auguſt antwortete: „nein!“ „Ob er eine gewiſſe adlige Dorothea Borsdorfin von Perſon kennt.“

„Ich kenne ſie ſeit meiner Kindheit,“ ſagte Auguſt.

„Frage ihn,“ gebot der König weiter, „ob er die Dreiſtigkeit gehabt hat ſie heiraten zu wollen.“

„Es war zwiſchen den Eltern vielleicht davon die Rede,“ verſetzte Auguſt. „Ich glaube aber nicht, daß ihr Gemüth mir zugewandt iſt.“

„Sie will ihn durchaus nicht zum Manne,“ brach der König gegen den Unglücklichen los. „Sie will ſeinen Bruder; daß er es nur weiß.“

Der König rührte an die Leinwand. „Bringen Sie Ihre Anbefohlenen heraus, Herr von Reck!“

Dorothea trat mit ihrem Vormund herein, hinter ihnen Friedrich in der Montur. „Hier Fräulein,“ ſagte der Monarch mit einer unbeholfenen Ritterlichkeit, die ihm doch gut ſtand, denn man merkte ein ehrliches Wohlwollen, „hier ſind zwei Brüder. Einer davon gehört mir, der Andere mag gehen, wohin er will. Der, den Sie heiraten wollen, den nehme ich, und ich will mir Mühe geben die Einwilligung Ihrer Verwandtſchaft durchzuſetzen.“

Das Fräulein ſtand zwiſchen den beiden Brüdern. „Majeſtät,“ flehte ſie zitternd.

„Aengſtigen Sie ſich nicht,“ verſuchte der König zu tröſten, „ich meine es gut, und ich will Ihnen beweiſen, daß ich kein Tyrann bin, obgleich dieſer hier“ — er wies auf Friedrich — „mich dafür ausgeſchrien hat.“

Dorothea ſah zur Erde, aber die Rechte hob ſich leiſe auf Friedrich zu. Der König ergriff ſchnell ihre Hand und legte ſie in die des Candidaten, ſtellte ſich vor dieſen und berührte ihm mit dem Knopfe des Stockes die Bruſt. „Dich wollte ich," ſprach er „und du gehörſt zu mir. Ziehe jetzt meine Montur aus, obwohl ich dich lieber darin ſehe als in dem ſchwarzen Rock. Der Feldprediger von Markgraf-Albrecht iſt hinfällig, ich ſetze dich in ſeine Stelle, damit ſollſt du bei mir anfangen. Ihr, Herr Lieutenant aus Sachſen, ſteckt jetzt euren preußiſchen Abſchied in die Taſche. Da ihr, um eure brüderliche Pflicht gegen meinen Feldprediger zu erfüllen, aus dem ſächſiſchen Dienſt ausgetreten ſeid, ſo will ich dafür ſorgen, daß ihr wieder hineinkommt. Kottwitz!" rief er aus dem Zelt. „Den Herren Sachſen ſchmeckt der Tabak nicht Laß den Wagen vorfahren."

Schluß.

Frau von Borsdorf kam zu Madame König und rang nach der ersten Begrüßung die Hände. „Meine Doris ist mit ihrem Vormund ins Preußische gefahren, um vor dem bösen Könige wegen Entlassung des Monsieur August einen Fußfall zu thun. Die Tante schreibt durch die Botenfrau.“

Frau König ahnte nicht die Größe der Gefahr, aber sie wurde von tiefer Rührung ergriffen, daß Dorchen aus Neigung für den Sohn ein solches Wagniß auf sich genommen; alle anderen Pläne, die sie in der letzten Zeit wegen einer reichen Heirat gehabt hatte, schwanden dahin; sie fiel der Freundin um den Hals und sagte: „So wird durch unsere Kinder selbst offenbar, was lange unser Wunsch war.“ Endlich stimmten die Mütter einmüthig zusammen. Doch während sie die Zukunft der Kinder besprachen, fuhr ein Wagen vor und nicht August, sondern Fritz und Dorchen knieten vor den Frauen und baten um den mütterlichen Segen; August aber stand ruhig bei Seite und sah zu.

Als der erste Sturm der Ueberraschung vorüber war, nahm die Mutter den jüngern Sohn bei Seite und frug in zärtlicher Theilnahme: „Wie wirst du das ertragen, armes Kind?“

„Mit vergnügter Seele,“ versetzte August. Die Mutter sah ihn erstaunt an. „Ich war dem Dorchen niemals so gut wie der Bruder.“

Da wurde der Mutter leicht ums Herz: „Mir ist von der Majorin aus deiner Garnison etwas zugetragen worden. Bei euch ist jetzt eine reiche Partie, die angenommene Tochter des Magister Blasius. Der Mann hat früher schlecht an uns gehandelt, aber er soll sich in seinen alten Tagen sehr gebessert haben, auch bei dem Mädchen ist etwas mit der Herkunft nicht in Ordnung und das wäre ja ein Hinderniß. Aber sie hat eine gute Erziehung erhalten und es sind drei Häuser vorhanden. Man sagt, daß dein Hauptmann sich sehr um das Mädchen bewirbt. — Du könntest dann den Soldatendienst aufgeben und dich zur Ruhe setzen."

„Ich bleibe Soldat, liebe Mutter," antwortete August. „Wegen der gütigen Worte aber, mit denen Sie die Demoiselle erwähnten, küsse ich Ihnen dankbar die Hände. Morgen führe ich der Frau Mutter die Schwiegertochter zu."

Neunzehn Jahre waren den Brüdern in ungetrübtem häuslichem Glück vergangen. Zwei Könige, denen sie den Eid geleistet, waren gestorben; der eine, welcher alle hochgewachsenen Männer zwingen wollte seinem Staate zu dienen, und der andere, der alle Frauen und Töchter, welche ihm gefielen, für sich begehrte. Zwischen den Nachfolgern war der Krieg entbrannt. In dem zweiten Kampfe, den der junge König Friedrich von Preußen um den Besitz Schlesiens führte, hatte sich Kursachsen mit Oestreich verbunden, und Fürst Leopold von Dessau zog mit einem preußischen Heere gegen Dresden heran. Bei Kesselsdorf erwarteten die Sachsen und Oestreicher seinen Angriff. Das sächsische Leibregiment, welches jetzt Regiment „Königin" hieß, stand auf dem linken Flügel nach Kesselsdorf zu und der Hauptmann König hatte den Platz links von seiner Compagnie nahe den Grenadieren an der Flanke. Zweimal schlug das Regiment den Angriff der Preußen zurück. Als im dritten Ansturm neue Reihen aus der schwarzen Wolke von Pulverdampf heraustraten, sah der Sachse die Uniformen

des Regiments, welches sein verstorbener Freund, der General Vogt, geführt hatte. Ihm gegenüber trieb ein Major zu Pferde seine Compagnie mit geschwungenem Degen vorwärts. Ein Schuß traf das Pferd, daß es ausbrach, in wilden Sätzen bäumte und wenige Schritte vor der sächsischen Front zusammenbrach. In dem gestürzten Reiter erkannte August den alten Stubennachbar Brösicke, er sprang vor und umfaßte den Jugendfreund, ihn aus dem Gewühl zu retten. Da sank er selbst, in den Rücken geschossen, zu Boden. Als der Preuße sich über den Gefallenen neigte, sah dieser ihn mit freundlichem Blicke an und sagte im Sterben leise: „es war eine sächsische Kugel!"

Am zweiten Feiertage der Weihnacht standen zahlreiche Relaispferde mit Bereitern und Postillonen vor dem Pfarrhofe eines großen märkischen Dorfes, um den siegreichen König Friedrich zu erwarten, welcher nach geschlossenem Frieden in die Residenz zurückkehrte. Auch die Beamten der Umgegend hatten sich eingefunden. Denn bei dem Pfarrhofe pflegte der Herr jedesmal anzuhalten, so oft er des Weges fuhr. Als der königliche Wagen herankam und der König während des Umspanns mit den Versammelten sprach, trat die Frau Pastorin neben ihren Gatten und bot auf der Tablette eine Erquickung. „Ist Jemand gestorben?" frug der König, dem das Trauerkleid der Frau auffiel, den Geistlichen.

„Mein Bruder blieb bei Kesselsdorf, er stand unter den Sachsen im Regiment Königin."

„Das Regiment hat sich brav gehalten," sagte der König. „Sind das Alles eure Kinder?" Er blickte über eine Gruppe von Knaben und Mädchen, welche von der offenen Hofthür mit großen Augen nach ihm hinsahen.

„Meine Kinder und die meiner lieben Schwägerin," antwortete der Geistliche und wies auf eine Frau im Witwenkleide.

Der König wandte sich zu seinem Begleiter im Wagen: „Kennen Eure Liebden diese hohe Säule unserer Kirche?"

„Es ist der große Feldprediger, der früher im Regiment Markgraf stand.“

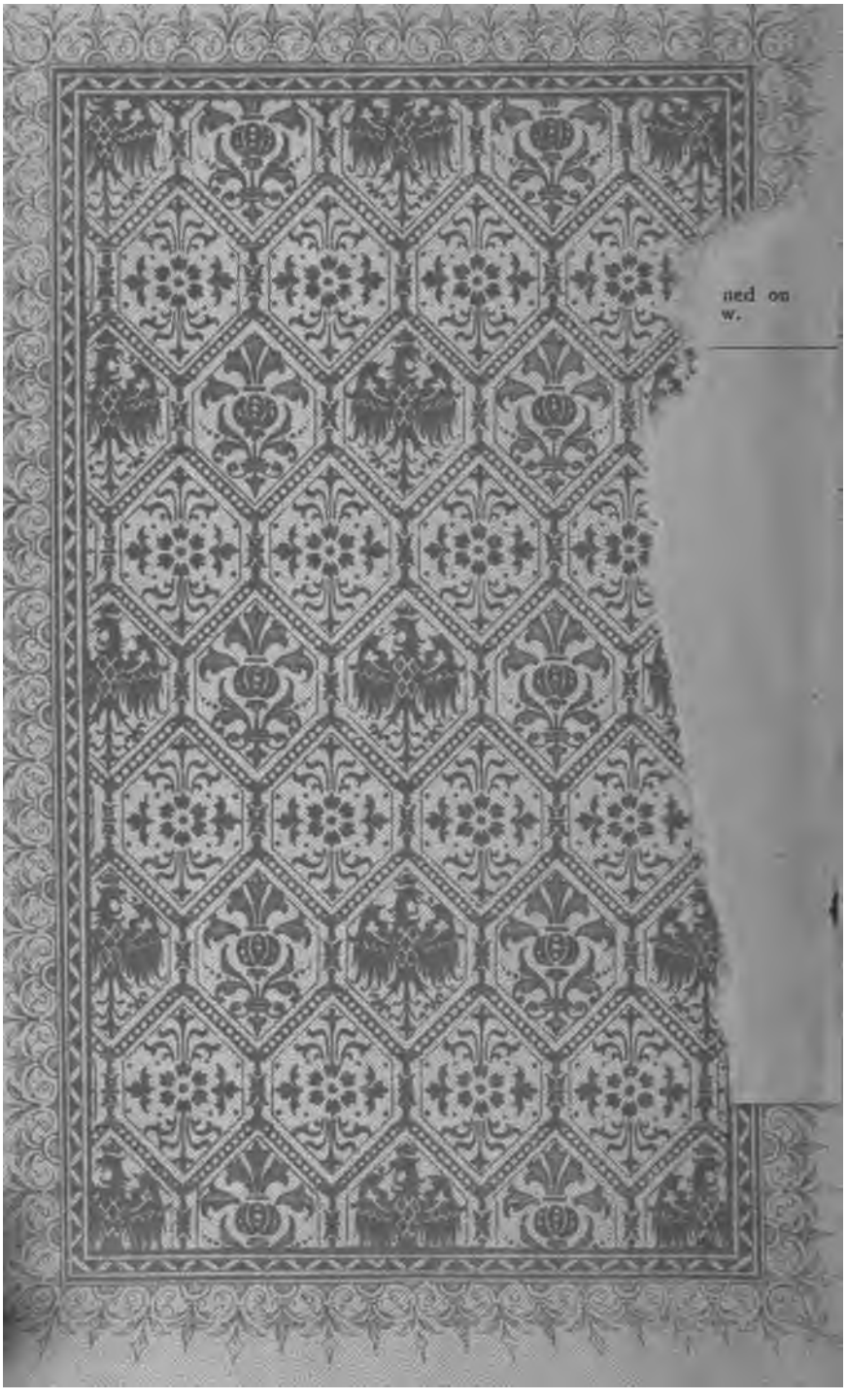
„Wissen Sie, wo wir beide ihn zuerst gesehen haben? — Es war bei dem seligen Könige im Berliner Schloß zur Zeit der Tragödie von Thorn.“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

„Es ist der große Feldprediger, der früher im Regiment Markgraf stand.“

„Wissen Sie, wo wir beide ihn zuerst gesehen haben? — Es war bei dem seligen Könige im Berliner Schloß zur Zeit der Tragödie von Thorn.“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.


ned on
w.

Stanford University Libraries
3 6105 013 392 340